This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

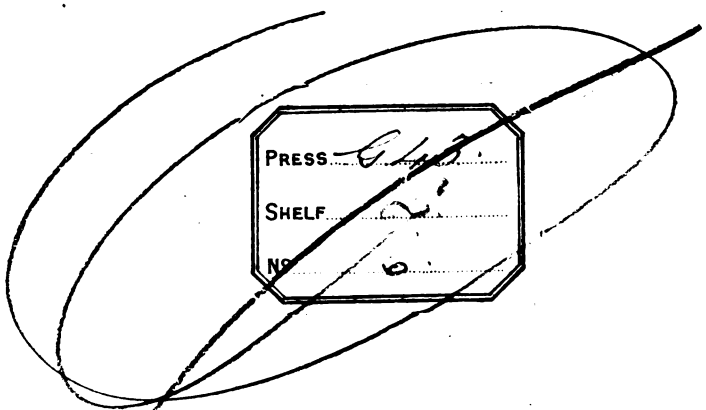
About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600044990W

PRESS 643
SHELF 2
NO 6

20665 d. 7



Banka und Palemba

nebſt

Mittheilungen über Sumatra im Allgemeinen.

Von

Dr. Otto Mohnike,

dirigirendem Sanitäts-Officier der erſten Klaſſe in der Niederländiſch Oſt-Indiſchen Armee a. D.

Münſter.

Druck und Verlag der Aſchendorff'ſchen Buchhandlung.

1874.

Banka und Palembang

nebſt

Mittheilungen über Sumatra im Allgemeinen.

Von

Dr. Otto Mohnike,

dirigirendem Sanitäts-Officier der erſten Klaſſe in der Niederländiſch Oſt-Indiſchen Armee a. D.

Münſter.

Druck und Verlag der Aſchendorff'ſchen Buchhandlung.

1874.

Vorwort.

Die nachfolgenden Mittheilungen über Banka und Sumatra, namentlich über die Residentschaft Palembang, enthalten aus meinen Tagebüchern und Reiseaufzeichnungen dasjenige, was auch für einen weiteren Leserkreis nicht ganz ohne Interesse sein dürfte. Beide, in vielen Beziehungen so sehr von einander verschiedene Inseln gehören ja noch immer zu den am wenigsten allgemein gekannten Theilen des indischen Archipels. Auf die erstgenannte, nämlich Sumatra, ist erst in neuester Zeit, durch den vor einem Jahre begonnenen, noch immer nicht beendigten Krieg der Niederländer mit dem Reiche Atschin die Aufmerksamkeit mehr und mehr hingelenkt worden.

Sumatra gehört zu denjenigen Ländern, welche die Natur, vor allen andern auf der Erde, vorzugsweise mit ihren reichsten und herrlichsten Gaben in einer überschwenglichen, kaum denkbaren Fülle ausgestattet hat. Die Residentschaft Palembang aber bildet gerade den Theil dieser Insel, wo diese Fülle ihres Thier- und Pflanzenlebens am kräftigsten und glänzendsten zur Entfaltung gelangt.

Das dem Umfange nach so viel kleinere, unbedeutendere und, was die Erzeugnisse jener beiden Naturreiche betrifft, ungleich sparsamer, ja fast stiefmütterlich bedachte Banka besitzt hierfür, in der sehr beträchtlichen, sich überall dicht unterhalb seiner Oberfläche befindenden Ablagerung von Zinnerz, eine reiche Entschädigung. Die Menge dieses Metalles daselbst, ist für Holland die Quelle eines sehr bedeutenden Reingewinnes und gewährt diesem Staate alljährlich einen größeren unmittelbaren Vor-

theil, als jede andere seiner zahlreichen ostindischen Besitzungen, das einzige Java ausgenommen. Die Weise der Gewinnung des Zinnes auf Banka ist aber, ihrer Eigenthümlichkeit wegen, ganz besonders bemerkenswerth.

Nachdem meine Anstellung als Arzt bei der Garnison zu Muara Kompeh mich im Jahre 1847 zuerst nach Müntok und Palembang geführt hatte, bin ich, in viel späteren Jahren, 1861, 1862 und 1863, als Inspekteur über das Medicinal-Wesen außerhalb Java's, wiederholt auf Banka und Sumatra gewesen; habe auch Gelegenheit gehabt beide Inseln zu durchreisen. Die während jener ersten Reise, deren Ziel ich nicht erreichen sollte, von mir gemachten Aufzeichnungen sind den nachfolgenden Mittheilungen zu Grunde gelegt und bilden gewissermaßen den Rahmen für dieselben. Ich habe nämlich dasjenige, was ich bei meinen späteren Reisen erlebte, kennen lernte und erfuhr, gelegentlich eingeschaltet. Es ist deßhalb wesentlich die Beschreibung einer verunglückten Reise von Batavia nach Muara Kompeh, welche ich dem geneigten Leser hier übergebe.

Ich hatte zuerst die Absicht sowohl die nachfolgenden Mittheilungen, als auch ähnliche über andere Theile des niederländisch-indischen Inselreiches, schon bald nach meiner Rückkehr von dort, im Jahre 1870, zur Veröffentlichung zu bringen. Arbeiten anderer Art aber haben mich bis jetzt hiervon zurückgehalten. Ich glaube nicht daß die Verzögerung, welche die Herausgabe dieser kleinen Schrift hierdurch erlitten hat, derselben in irgend einer Hinsicht zum Nachtheile wird gereicht haben. Denn in den Ländern, über welche sie handelt, schreitet die Zeit, wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf, nur sehr langsam voraus und alle Zustände und Verhältnisse daselbst sind zu fest und einem zu geringen Wechsel unterworfen, als daß die wenigen, seit meiner Rückkehr von dort verflossenen Jahre, irgend eine wesentliche Veränderung hierin, mit sich geführt haben sollten.

Die Durchsicht jener alten Tagebücher und Reiseaufzeichnungen für

den Zweck dieſer Mittheilungen, hat mir ſelbſt einen großen Genuß gewährt. Ein ſeit lange abgeſchloſſenes, halb ſchon vergeſſenes Stück Lebensgeſchichte rückte mir wieder ganz nahe und vergegenwärtigte ſich mir in den friſcheſten Farben. Ich vergaß wie weit daſſelbe ſchon hinter mir liegt und erinnerte mich an längſt Vergangenes wie an erſt geſtern Erlebtes. Möge Derjenige, dem dieſer Reiſebericht in die Hände fällt, einen Theil des Vergnügens empfinden, mit welchem ich Alles, was ich hier mittheile, ſowohl erlebt als auch niedergeſchrieben habe.

Bonn, den 18. April 1874.

O. M.

1. Banka.

Ich hatte mich seit einigen Wochen zu Batavia befunden, um das vorschriftsmäßige Examen für den höheren Rang abzulegen. Dasselbe wurde glücklich überstanden und meine Beförderung erfolgte bald darauf. Die Freude hierüber war aber nicht ungetrübt, indem ich gleichzeitig die Mittheilung erhielt, daß ich nach Muara Kompeh versetzt sei, damals noch dem äußersten und am meisten nördlich gelegenen Garnisonsorte an der Ostküste von Sumatra.

Muara Kompeh gilt mit Recht als einer der allerschlechtesten unter den vielen schlechten und von allen Annehmlichkeiten des Lebens entblößten, sogenannten Außenposten des Niederländisch-Indischen Reiches. Ich erinnerte mich an manches, mir früher von der Lebensweise und den Verhältnissen in diesen kleineren und entlegeneren Garnisonen außerhalb Java's bekannt gewordene; aber wie wenig tröstlich dieses schon für mich war, so erreichte es doch noch lange nicht das, was mir ein älterer, schon pensionirter ärztlicher College zu Batavia, der einmal selbst ein Paar Jahre zu Muara Kompeh hatte zubringen müssen, schreckliches davon zu erzählen wußte. Ich habe dasselbe in viel späteren Jahren bestätigt gefunden.

Dieser Ort, den das Schicksal mir zum Aufenthalte für die nächsten Jahre zu bestimmen schien; ich sage schien, da der Leser erfahren wird, daß ich ihn nicht erreicht habe, liegt unter 1° 23′ südlicher Breite und 103° 58′ ö. v. Gr., fünf bis sechs geographische Meilen von dem Meere entfernt, in der sumpfigen, mit dichtem, undurchdringlichem Walde bestandenen Niederung, welche einen großen Theil der östlicheren Hälfte von Sumatra einnehmend, sich erst tief landeinwärts mehr erhebt, um als wellenförmiges, immer höher aufsteigendes Hügelland sich dem Fuße der Gebirgskette Bukit Barisan anzulehnen, von welcher die ganze Insel in der Richtung ihrer Längenaxe, aber ungleich näher dem westlichen als dem östlichen Meeresstrande durchzogen wird. Das Fort Muara Kompeh ist an der Stelle erbaut, wo zwei Flüsse, der eine, mächtigere Jambi, der andere, kleinere Kompeh genannt, sich in einem scharfen Winkel vereinigen,

und das zwischen ihnen gelegene Land in eine gegen Osten gerichtete Spitze ausläuft. Für den Zweck der Ueberwachung der Schifffahrt auf beiden Flüssen, wofür dieses Fort hauptsächlich bestimmt wurde, kann man sich kaum eine mehr geeignete Lage denken.

Muara Kompeh ist die einzige holländische Niederlassung auf dem Gebiete des Sultans von Jambi, eines Vasallen der niederländischen Regierung, dessen Hauptstadt, denselben Namen tragend, als das Reich und der schon erwähnte Fluß, an dem rechten Ufer des letzteren, einige geogr. Meilen weiter aufwärts liegt. Es ist eine Redoute mit aus Erde aufgeführten Wällen und Bastionen, welche von einem breiten Graben umgeben wird. In ihrem Innern befinden sich, dicht aneinander gedrängt und einen Platz von sehr mäßigem Umfange einschließend, einige Officierswohnungen, Kasernen für 70—80 Mann, Magazine für Mundvorrath und Kriegsbedarf, sowie noch verschiedene andere größere und kleinere Locale.

Alle diese Gebäude sind von Holz und ruhen auf Pfählen ungefähr sechs Fuß über der Erde. Sowohl der sumpfige Boden im Allgemeinen, als auch der Umstand, daß während des Westmonsun's, wenn die Flüsse von den heftigen Sturzregen anschwellen und oft meilenweit über ihre Ufer treten, innerhalb dieser Redoute das Wasser nicht selten Tage lang ein Paar Fuß hoch steht, machen diese Bauart nothwendig. Von einem Gebäude zum andern hinübergelegte Bretter müssen alsdann den Verkehr zwischen den Bewohnern derselben unterhalten.

Die Besatzung besteht aus ungefähr 80 Mann, worunter drei Officiere, nämlich ein Oberlieutenant, ein Unterlieutenant und der Arzt. Von den Unterofficieren und Soldaten sind ungefähr der dritte Theil Europäer, die übrigen aber Eingeborene, hauptsächlich von Java und Madura. Der Oberlieutenant ist Kommandant des Forts und in der Regel zugleich mit der Führung der vorkommenden bürgerlichen Geschäfte beauftragt. Eigentlich soll sich hierfür ein besonderer Civilbeamter zu Muara Kompeh befinden. Diese Stelle ist aber eben so wie die eines politischen Agenten, den die Regierung im Jahre 1858 bei dem Sultan von Jambi anzustellen beschloß, sowohl zu seiner Ueberwachung als auch um ihm in der Verwaltung seines Reiches mit Rath beizustehen, fast immer unbesetzt geblieben.

Obgleich Jambi unter seinem Sultane eine eigene Verfassung und Verwaltung besitzt, die niederländische Regierung contractmäßig auch nur die Oberaufsicht über letztere beansprucht, so wird dieses Reich in administrativer Hinsicht doch nur als eine Abtheilung der Residentschaft Palem-

bang angesehen. Namentlich mit Muara Kompeh ist dieses der Fall. Der Kommandant davon ist in seinen bürgerlichen Amtsverrichtungen dem Residenten, in militairischer Hinsicht aber dem Abtheilungskommandanten der genannten Provinz untergeordnet. Muara Kompeh wird auch von Palembang aus mit allem Nöthigen versehen. Die Verbindung zwischen beiden Oertern geschieht über See, ist aber nicht sehr häufig und findet in der Regel nur einmal im Monate statt. Auch alle Briefe gelangen nur über Palembang nach Muara Kompeh.

Wenn schon das Leben auf solchen isolirten Außenposten im Allgemeinen außerordentlich, fast unerträglich einförmig genannt werden muß, so kommt für die drei Officiere zu Muara Kompeh noch hinzu, daß sie auf zwei Sachen Verzicht leisten müssen, welche überall, in Indien aber noch mehr als anderswo, sowohl vielen Genuß gewähren als auch kräftigend auf den Körper und erheiternd auf den Geist einwirken, nämlich das Reiten und Jagen.

Der weiche, sumpfige Boden allenthalben, macht, bei dem gänzlichen Mangel an erhöhten, festeren Wegen, den Gebrauch der Pferde unmöglich. Denn nur in unmittelbarster Nähe der Redoute bietet sich die Gelegenheit für ganz kurze Spaziergänge, und zwar allein während des Ostmonsun's, der trockenen Jahreszeit. Während der Regenmonate können die Bewohner des Fortes sich nur auf den Wällen desselben ergehen. Das Bedürfniß an Wegen aber scheint für die Malaiische Bevölkerung dieser Gegenden nicht zu bestehen. Ihre Ortschaften liegen nämlich alle an den Flußufern, so daß die Verbindung zwischen ihnen am leichtesten und natürlichsten mittels Prauwen geschieht. Aus diesem Grunde findet sich in dem ganzen Reiche Jambi vielleicht kein einziges Pferd.

Eben diese sumpfige Bodenbeschaffenheit stellt sich auch gebieterisch dem Eindringen in die Wälder, welche allenthalben in ununterbrochener Ausbreitung das Land bedecken, zum Zwecke der Jagd entgegen; noch viel mehr als dieses schon durch das Unterholz und die zahlreichen, theils am Boden hinkriechenden, theils sich von Stamm zu Stamm hinüberrankenden Schlingpflanzen geschieht.

Auch der Charakter der Bevölkerung des Reiches Jambi trägt dazu bei, daß der Aufenthalt zu Muara Kompeh sich noch unangenehmer als auf andern, ähnlichen kleinen Posten gestaltet. Denn von allen Malaiischen Stämmen auf Sumatra gelten die Bewohner des östlicheren Theiles dieser Insel, vornämlich die der Landschaften Jambi, Indragiri und Siak für diejenigen, bei denen alle schlechte Eigenschaften, welche man so oft als bezeichnende für den Nationalcharakter der Malaien im Allgemeinen

angeführt hat, ihren Gipfelpunkt erreichen. Man hält sie, und wohl nicht ganz mit Unrecht, für sehr unzuverlässig, treulos und verrätherisch, namentlich Europäern gegenüber.

Das Fort zu Muara Kompeh ist außerdem für die Bevölkerung von Jambi noch ein besonderer Gegenstand des Verdrusses und Hasses. Sein Zweck ist nämlich hauptsächlich, ja fast ausschließlich, die Verhinderung des Einlaufens fremder Handelsschiffe, besonders englischer, von Pulo Pinang, Malakka und Sincapour, in den Jambi- und Kompehfluß, wodurch der nicht unbeträchtliche Niederländische Handel mit dem Innern von Sumatra über Palembang, natürlich sehr beeinträchtigt werden würde. Hieraus aber entsprang für die Bewohner von Jambi ein wesentlicher Nachtheil. Ueberhaupt ist die Gesinnung der Bevölkerung in dem nördlicheren Theile der östlichen Hälfte dieser großen Insel den Engländern günstiger als den Niederländern. *)

In Folge hiervon wird in dem Forte zu Muara Kompeh immer eine viel größere Wachsamkeit gehandhabt als unter anderen Umständen nöthig wäre. Alles muß stets auf die Möglichkeit eines verrätherischen Ueberfalles vorbereitet sein. Den Eingeborenen wird nur bei Tage und immer nur in kleiner Anzahl zugleich, der Einlaß in das Fort gewährt, während es für die Bewohner desselben nicht rathsam ist, sich einzeln und unbewaffnet weit davon zu entfernen. An einen näheren und freundschaftlichen Umgang mit vornehmeren und gebildeteren Eingeborenen ist hier nicht zu denken.

Alle diese, die drei Officiere zu Muara Kompeh in ihrer Freiheit zu handeln und sich zu bewegen, so sehr beengenden Verhältnisse, stören das Wohlbehagen derselben und erzeugen bei ihnen früher oder später eine gewisse Verstimmung. Da sie durchaus keinen andern Umgang haben können als mit einander, so könnte man glauben, daß zwischen ihnen ein recht herzliches und inniges kameradschaftliches Verhältniß bestehen müßte. Dieses ist aber nur selten der Fall. Meistens lebt ein jeder sehr für sich, es vorziehend die langen Abende mit Lectüre oder anderer Beschäftigung, im stillen häuslichen Zusammensein mit einer dunkelfarbigen Gefährtin, anstatt im Kreise seiner Standesgenossen zuzubringen.

Gerade die kleineren und entlegeneren Außenposten sind auch nicht

---

*) Erst in diesen Tagen ist durch den ganz unlängst zwischen Groß-Brittanien und Holland geschlossenen Vertrag, der englischen Flagge der Zugang in die Häfen von Sumatra, unter gleichen Rechten und Freiheiten wie der niederländischen zugestanden worden.

selten der Schauplatz so weittragender Zwiste und Uneinigkeiten unter den wenigen Officieren daselbst, daß der Dienst darunter leidet und das Militair-Departement sich genöthigt sieht, strafend, schlichtend und ausgleichend einzuschreiten.

Alles was ich hier über Muara Kompeh mitgetheilt habe, vernahm ich damals, dem Wesen nach, von jenem älteren Arzte zu Batavia. Es mußte mich aber um so mehr mit Angst und Schrecken vor meinem neuen Bestimmungsorte erfüllen, als ich die letzten Jahre, welche zugleich die ersten meines Aufenthaltes in Indien waren, in den schönsten Theilen des mittleren und südlichen Java in Lebens- und Dienstverhältnissen zugebracht hatte, wie sie sich freier und angenehmer kaum denken lassen.

Ob ich aber gern oder ungern nach Muara Kompeh ging, war nur allein für mich nicht dasselbe. Ich mußte mich in das Unvermeidliche fügen und für die Abreise von Batavia, die gegen Ende des Monats stattfinden sollte, bereit machen. Das einzige, mir von meinem neuen Bestimmungsorte berichtete Gute, war, daß es dort gesund sein sollte. Hierin lag für mich zugleich die Voraussicht, daß ich daselbst als Arzt wenig zu thun, aber um so mehr freie Zeit für andere wissenschaftliche Beschäftigungen haben würde. Ich konnte mir zugleich nicht denken, daß Muara Kompeh, wie ungeeignet es im Allgemeinen auch für Streifereien durch Wald und Feld sein mochte, mir nicht wenigstens die Gelegenheit zur Bereicherung und Vervollständigung meiner entomologischen Sammlungen bieten sollte. Hiermit suchte ich, so viel ich konnte, mir selbst Trost zuzusprechen.

Mit dem Einpacken war ich bald fertig. Das werthvollste von meinen Büchern, Sammlungen u. s. w. beschloß ich selbst mitzunehmen, während einige schwerere und umfangreichere Kisten mit dem Schoner Java Paket, einem der sogenannten „Küster", die in jener Zeit, wo die indischen Meere noch nicht wie gegenwärtig nach allen Richtungen von Dampfschiffen befahren wurden, hauptsächlich den Handelsverkehr zwischen den verschiedenen Inseln vermittelten, mir nach Palembang nachgeschickt werden sollten.

Meine Reiseorder schrieb mir vor, mich mit dem Kriegsdampfschiffe Batavia nach Müntok, dem Hauptorte auf der Insel Banka zu begeben, und von dort, mit erster sich darbietender Gelegenheit, die Reise nach Palembang und Muara Kompeh fortzusetzen. Damals fuhren noch keine besondere Mailboote zwischen Batavia und Sincapour, und Schiffe von der in Indien stationirten Niederländischen Kriegsmarine mußten, zum großen Verdrusse und Aerger ihrer Officiere, diesen Dienst versehen.

Die Batavia sollte am 27. August um 9 Uhr Morgens ihre Fahrt antreten. Ich verließ deshalb schon vor Aufgang der Sonne, mit meinem einen Bedienten, einem Javanen aus der Residentschaft Kadu, Namens Jello, der mich später auch nach Japan, Borneo sowie den Molukken begleitete und viele Jahre in meinem Dienste gewesen ist, das Hôtel „Willem II" auf Gunong Saharie, wo ich die letzten Tage meines Aufenthaltes zu Batavia zugebracht hatte. Mein zweiter Bedienter, ein Malaie und in letztgenannter Stadt gebürtig, war schon am Abende vorher mit meinem Gepäcke nach dem Dampfschiffe vorausgesandt. Als wir durch Weltevreden, Ryswyk und Molenvliet nach dem alten Batavia fuhren, waren noch die meisten Häuser geschlossen und nur hier und da sahen wir einen Europäer in seiner leichten Nachtkleidung auf- und abwandeln, um sich an der frischen Morgenluft zu erquicken.

An dem sogenannten Raume, wo durch eingeborene Beamte des Zolldepartements das Gepäck der Ankommenden und Abreisenden nachgesehen wird, gab es keinen Aufenthalt. Hier stiegen wir in einen der vielen dort haltenden Tambangan's, um uns nach der Rhede zu begeben. Diese Tambangan's sind kleine und leichte, mit bunten Farben angestrichene Fahrzeuge von eigenthümlicher Bauart. Sie sind sowohl für den Gebrauch der kurzen, breiten Ruder als zum Segeln eingerichtet, und mit drei bis vier orts- und wetterkundigen malaiischen Seeleuten bemannt. Der Personenverkehr zwischen den Schiffen auf der Rhede und dem Lande geschieht hauptsächlich durch diese Fahrzeuge. Aehnliche findet man auch zu Samarang, Sourabaja und an anderen Hafenplätzen der Nordküste von Java.

Der wenig breite Fluß, an dessen Mündung vor drittehalb Jahrhunderten Batavia erbaut wurde, hat sich durch fortwährende Anschwemmung und zugleich in Folge der langsamen aber anhaltenden Erhebung des Bodens, welche, durch Reaction des Innern der Erde gegen ihre Oberfläche bedingt, eben so unwidersprechlich auf Java als auf Sumatra und Borneo stattfindet, im Laufe der Zeit sehr weit in die See hinaus geschoben. Die Entfernung seiner Mündung von der alten Stadt Batavia beträgt jetzt schon kaum weniger als zwei englische Meilen. Er ist für die Bedeutung dieser Stadt als See- und Handelsplatz von der größten Wichtigkeit. Man war daher von jeher bedacht, ihn in befahrbarem Zustande zu erhalten. Zu diesem Zwecke wurden zu beiden Seiten desselben, in früherer Zeit hauptsächlich aus Pfahl- und Erdwerk, später aber aus Blöcken Korallenkalkes Deiche aufgezogen und in dem Maße, als sich vor seiner Mündung Bänke bildeten und die Anschwemmung zunahm, über

diese hinaus, bis weit in die See hinein verlängert. Zugleich wurde der Fluß an den seichteren Stellen, vornämlich an seiner Mündung, wiederholentlich ausgebaggert. Die Deiche, von denen er eingefaßt wird, geben ihm das Vorkommen eines künstlichen Kanales, besonders wenn man von der Rhede aus in ihn einfährt.

Man sieht alsdann zuerst, auf einer weiten Strecke neben sich, zu beiden Seiten der Deiche, die See; hierauf aber weit ausgestreckte, bei niedrigem Wasserstande trocken liegende Sand- und Morastbänke. An diese schließen sich, weiter aufwärts, andere, ältere an, welche nicht mehr von der See überspült werden und schon mit niedrigen Sumpfpflanzen bedeckt sind. Diese Vegetation wird immer dichter und strauchartiger, und auch der Boden nimmt an Festigkeit zu. Zugleich erscheinen hier und da einzelne niedrigere Gebäude, wie Hütten von Fischern, Deicharbeitern ꝛc. Noch weiter aufwärts werden schon einzelne höhere Bäume sichtbar. Das erste größere Gebäude ist ein aus Stein aufgeführter Signalthurm auf dem linken Ufer.

Der Bau dieser meilenlangen Deiche hat bereits viele Millionen gekostet und ihr Unterhalt kostet noch jährlich große Summen. Häufig hörte ich ihre Anlage als eine von vorn herein fehlerhafte tadeln. Ich enthalte mich des Urtheils hierüber und bemerke allein daß, als ich diese Wasserbauten vor kaum zwei Jahren zum letzten Male sah, sie mir zweckmäßig verändert und wesentlich verbessert erschienen, verglichen mit dem Zustande, worin ich sie in früheren Jahren angetroffen hatte.

Der Fluß war mit größeren und kleineren Ladeprauwen, Tambangan's und andern Fahrzeugen bedeckt, welche alle den sich erhebenden Landwind benutzen wollten, um zu den Schiffen auf der äußeren Rhede zu gelangen. Zuerst wurde unser Tambangan von Einem der Bemannung, der auf dem linken Deiche rasch vorwärts schritt, mittels eines Seiles den Fluß hinuntergezogen. Als wir kein Land mehr neben uns hatten, stieg der Mann in den Nachen; das große, viereckige, aus Matten verfertigte Segel wurde aufgezogen und wir bewegten uns mit so vermehrter Geschwindigkeit voraus, daß einige Augenblicke später die Endpunkte der Deiche und zwischen ihnen die Mündung des Flusses hinter uns lagen.

An dieser Stelle steht in der Regenzeit, während des Herrschens der Nord-West-Winde, besonders in den Monaten Januar und Februar, eine sehr starke, für Chaloupen und andere kleinere Fahrzeuge außerordentlich gefährliche Brandung. Alsdann ist die Verbindung mit der Rhede nicht selten mehrere Tage lang fast ganz unterbrochen. Die Tambangan's ver-

lassen den Fluß nicht; und um die Befehlshaber der Europäischen Schiffe zu warnen, mit Unterschätzung der Gefahr, ihre Chaloupen an das Land zu senden, wehen von dem schon erwähnten Signalthurme, sowie dem Stadthause zu Batavia und dem Regierungsgebäude zu Weltevreden blaue Flaggen. Dessenungeachtet aber hört man alljährlich, daß, in Folge des Nichtbeachtens dieser Warnungen, an jener Stelle Chaloupen umgeschlagen seien und Europäische Seeleute, in größerer oder geringerer Zahl, den Tod gefunden hätten. In neuerer Zeit sind kleine Räderdampfboote in Dienst gestellt um, auch wenn solches für Segel- und Ruderboote unmöglich ist, die Verbindung zwischen dem Lande und der Rhede zu unterhalten. Sie dienen aber hauptsächlich nur um Reisende nach den Maildampfern und von diesen an das Land zu befördern.

Es war ein herrlicher, kühler und erfrischender Morgen, als ich auf den leicht bewegten Wellen nach der Batavia hinfuhr. Sehr bald bemächtigte sich meiner das Gefühl jener Heiterkeit und erregteren Gemüthsstimmung, welches bei den meisten Menschen bei dem Antritte einer Reise zu bestehen pflegt. Ich war der einzige Reisende, den die Batavia dieses Mal und auch nur bis zur Hälfte des Weges nach Sincapour, mitzunehmen hatte. Diesem Umstande verdankte ich wahrscheinlich, daß mir daselbst ein freundlicherer Empfang zu Theil ward, als anders vielleicht der Fall gewesen wäre. Denn „Passagiere sind auf Kriegsschiffen, wo man nicht gewohnt ist, welche zu haben", im Allgemeinen keine willkommene Erscheinungen, wie schon Kapitain Kotzebue gegen Chamisso bemerkte.

Dieses läßt sich leicht begreifen, da ihre Anwesenheit auf Kriegsschiffen stets mehr oder weniger störend auf die gewöhnlichen Lebensverhältnisse daselbst einwirkt, besonders weil die Officiere verpflichtet sind, ihr Logis und ihre Tafel mit ihnen zu theilen. Dessen ungeachtet aber muß ich bekennen, daß, wie häufig ich auch Reisen mit Niederländischen Kriegsschiffen gemacht, und obwohl ich mich in späteren Jahren mitunter Monate lang an Bord derselben befunden habe, mir von Seiten ihrer Officiere immer das freundlichste Entgegenkommen und die größte Höflichkeit zu Theil geworden ist.

Da die Batavia bestimmt war, alle Monate die Niederländische Mail nach Sincapour zu bringen und von dort abzuholen, so hatte man auf Logis für über Land Reisende nach und von Europa bedacht sein müssen. Hierfür war auf dem Hinterdecke ein kleiner Salon oder Pavillon aus Brettern errichtet und mit einigen Schlafstellen versehen. Dieses extemporirte Gebäude wurde auch mir angewiesen und ich war darin

sehr wohl versorgt. Für das seemännische Gefühl der Officiere aber lag in diesem Salon, der sich auf einem Kriegsschiffe allerdings sonderbar genug ausnahm, etwas entsetzliches. Als ich dem Kommandanten, Herrn Anemaet, einen Anstandsbesuch machte, bemerkte dieser im Laufe des Gespräches, wie es noch nicht genug sei, daß man ihn zum Schiffer auf einer „Trekschuyt" gemacht habe, man zwinge ihn auch noch jedesmal, wenn er auf das Verdeck käme, einen „Affenkasten" vor Augen zu haben.

Gegen 9 Uhr ging der Anker in die Höhe und wir traten, den Bug gegen Norden gerichtet, die Reise an. Sehr bald lagen die vielen kleinen, die Rhede von Batavia nördlich begrenzenden, meistens nach holländischen Städten genannten Inseln hinter uns. Von ihnen ist nur eine, nämlich Onrust, d. h. Unruhe, bewohnt und wegen des daselbst befindlichen Marineetablissementes bemerkenswerth. Nur dort und zu Sourabaja können größere Schiffe trocken gelegt und ausgebessert werden. Die Einrichtungen an beiden Orten gehören dem Staate, und werden von ihm und für ihn betrieben. Die Eingeborenen nennen Onrust in der Regel Pulo Kapal oder Schiffsinsel. Ich habe viele Jahre später einmal einen halben Tag dort zugebracht. Kein Ort im weiten Umfange des Niederländisch-Indischen Reiches ist seiner Ungesundheit wegen so übel berüchtigt als dieser. Der Aufenthalt daselbst hat vielen Tausenden von Europäern, namentlich Seeleuten, im Laufe der Zeit das Leben gekostet. Man nimmt an, daß es gegenwärtig auf Onrust nicht mehr ganz so ungesund sei als früher. Es kommen aber jetzt noch täglich Kranke mit den bösartigsten Fiebern von dort in das große Krankenhaus zu Weltevreden. Eine einzige Nacht daselbst verlebt, kann für die Erzeugung eines solchen tödtlichen Fiebers genügen, besonders bei kräftigen, jungen und vollblütigen Personen, die sich noch nicht lange in diesen Gegenden befinden. Gerade aber bei Seeleuten ist solches meistens der Fall.

Nicht allein für Europäer, sondern auch für Eingeborene ist der Aufenthalt auf dieser Insel sehr gefährlich. Das Erbauen der Docks in neuerer Zeit und anderer, namentlich solcher Werke, die mit Erdarbeiten verbunden sind, hat die inländischen Arbeitsleute massenhaft hinweggerafft. Die Europäischen Beamten und Officiere verweilen in der Regel nicht lange dort, auch wenn ihre Gesundheit, was bei Einzelnen der Fall ist, auf die Dauer ungestört bleibt. Das Leben daselbst ist von fast allen Annehmlichkeiten entblößt. Ich habe aber Einen, und zwar einen Arzt gekannt, der zwölf Jahre auf Onrust zugebracht hatte und sehr gegen seinen Willen, allein aus Rücksichten für seine Familie von dort wegging.

als ihm eine viel vortheilhaftere und angenehmere Stelle in einer de größten Städte von Java angetragen wurde.

Alle diese kleinen Inseln bestehen aus Korallenkalk. Es ist abe wahrscheinlich, daß die Ungesundheit von Onrust nicht sowohl durch diese Bodenbeschaffenheit als durch das Sumpfmiasma bedingt wird, welches die täglich periodisch wehenden Landwinde von den gegenüber liegenden ausgebreiteten Strandmorästen der Javanischen Küste fortwährend her über tragen.

Zahlreicher wie diese Inseln sind diejenigen, an deren Ostseite wir bald nachher vorbeifuhren, nämlich die wegen ihrer Menge sogenannten tausend Inseln. Sie bilden einen kleinen, sich über mehrere Meilen aus breitenden Archipel, sind unbewohnt und dienen nur gelegentlich malai schen Fischern und vielleicht mitunter auch Seeräubern, deren Prauwen sich zwischen ihnen ohne Mühe der Wahrnehmung von Kriegsschiffen und anderen größeren Fahrzeugen entziehen können, zu kurzem Aufenthalte Auch diese Inseln bestehen aus Korallenkalk. Ihr schneeweißer, weit in die Ferne schimmernder Strand bildet einen angenehmen Gegensatz zu dem lebhaften Grün, der mehr strauch- als baumartigen Vegetation, wo mit sie bedeckt sind. Cocuspalmen habe ich auf ihnen nicht wahrnehmen können.

Von den Bekanntschaften, welche ich auf der Batavia machte, war die des Arztes, Dr. Gr . . . . n, eines Braunschweigers, für mich die interessanteste. Er war nicht mehr jung, hatte schon über zwanzig Dienstjahre und wünschte nur, daß die wenigen Jahre, welche ihm noch zur Pensionsberechtigung fehlten, erst vorbei wären. Seine Stellung als Marinearzt schien ihm durchaus nicht mehr zu gefallen. Er hatte in seinem Leben viel gesehen und erfahren, besaß kein geringes Beobachtungstalent und eine ausgebreitete Welt- und Menschenkenntniß. Dabei sprach er gern und gut, wiewohl, wenn es das Urtheil über Personen galt, nicht ganz ohne Schärfe und Sarcasmus. Als Arzt hatte er einen guten Namen und bewies sich auch später zu Sourabaja, wo er mit eben so viel lem Glücke als Geschicklichkeit die Augenheilkunde ausübte, als solcher.

Die anderen Officiere, mit welchen ich erst an der sehr wohlbestellten Mittagstafel nähere Bekanntschaft machte, waren gebildete, heitere und angenehme junge Männer. Da aber jedem von ihnen bestimmte Dienstgeschäfte oblagen, so hatte ich nicht die Gelegenheit, mich mit ihnen so viel zu unterhalten, als mit meinem Collegen und Landsmanne, der damals sich in der Lage eines Arztes ohne Kranke befand. Wie er mir mit einem Seufzer mittheilte, war dieses meistens der Fall und für ihn

einen Mann, der seine Wissenschaft lieb hatte, eine der Quellen seines anhaltenden Verdrusses.

Es verschaffte ihm eine gewisse Erleichterung sich gegen mich über manches, was ihm in seiner Stellung mißfiel und zuwider war, frei äußern zu können. Da er angenehm sprach, und seine Mittheilungen mich über Verhältnisse und Zustände belehrten, die mir neu und nicht uninteressant waren, so hörte ich ihm mit Vergnügen zu.

Der Tag verstrich schnell und angenehm. Nach neun Uhr Abends war das Rauchen auf dem Hinterdecke erlaubt, und durften die Officiere, mit Ausnahme desjenigen, der die Wacht hatte, alsdann auch ohne Uniform daselbst erscheinen. Sie, so wie ich, hatten schnell unsere leichte Morgenkleidung angethan. Es wurden Stühle auf das Verdeck gebracht, wir zündeten unsere Manillacigarren an und genossen in heiterem Beisammensein, woran auch der Kommandant Theil nahm, bis fast gegen Mitternacht die kühle, erfrischende Abendluft.

Als ich am folgenden Morgen auf das Verdeck kam, war die Ostküste von Sumatra in der Ferne sichtbar. Sie erschien als grünes, sehr gleichmäßiges, kaum sich über das Meer erhebendes Flachland. Obgleich der ganze östliche Küstenstrich dieser großen Insel eine ähnliche Bodenbeschaffenheit zeigt und, bis weit landeinwärts, in einer sumpfigen Niederung besteht, so weicht der Theil desselben, welcher zwischen der Bankastraße und der Mündung des Flusses Sekampong, nördlich von der Sundastraße, gelegen ist, doch sehr von dem übrigen ab. Zwischen den genannten Punkten nämlich verläuft die Küste ununterbrochen in einer sehr geraden Linie, fast genau in der Richtung eines Meridianes, von Norden nach Süden. In diesem Theile findet sich auch nur eine größere Flußmündung, die des Toulong Bawang. Im Gegensatze hiermit ist die Küste, nördlich von jener Landspitze, die den Eingang in die Bankastraße anzeigt und auf den Seekarten als erster Punkt von Sumatra bezeichnet wird, viel gekrümmter und ungleichmäßiger. Hierzu aber tragen die vielen größeren und kleineren, vor den Mündungen der großen Flüsse Mousi, Jambi, Indragiri, Kampur und Siak liegenden, großentheils durch Anschwemmung aus ihnen entstandenen, stets an Umfang zunehmenden und zugleich ihre Gestalt verändernden Inseln wesentlich bei.

Dieser ganze, weit ausgestreckte Küstenstrich ist im höchsten Grade einförmig und unmalerisch. Er bildet, von der See gesehen, eine ununterbrochene, grüne Ebene, allenthalben ohne die geringste Spur des Bewohntseins durch Menschen. Nirgends sieht man eine Rauchwolke emporsteigen

oder die Cocuspalme, die freundliche Gesellin des Menschen, ihre Blätterkrone über den niedrigeren Pflanzenwuchs erheben, da diese Küste meilenweit in das Land hinein gänzlich unbewohnt und unbewohnbar ist.

Hier, wie überall auf den Indischen Inseln, wo das Land sich nur wenig über das Meer erhebt, und die Tiefe des letzteren von der Küste an nur sehr langsam zunimmt, zeigt sich in sehr auffallender Weise der allmählige Uebergang des Flüssigen in das Feste. Als erste Zeichen des Landes erscheinen, vornehmlich während der Fluthzeit, einzelne, wie Grashalme auf einer überschwemmten Wiese, mit ihren Spitzen aus dem Wasser hervorragende niedrigere Strandpflanzen. Sie gehören hauptsächlich einer, sowohl wegen ihrer Gestalt und der Art ihres Wachsthumes, als auch des großen Einflusses wegen, den sie auf die Vergrößerung und Form der Küstenstriche ausübt, höchst merkwürdigen Pflanzenordnung an, nämlich jener der Rhizophoreen und mehr speziell den Gattungen Rhizophora, Kandelia, Bruguiera und Ceriops.

Lieblingsaufenthalt dieser gesellig lebenden Pflanzen sind sumpfige Meeresufer gegen welche keine Brandung anschlägt, die aber bei hohem Wasser überfluthet werden. Es sind mehr strauch- als baumartige Gewächse, deren Höhe 5 bis 25 Fuß beträgt. Ihr Stamm ist nicht in den Boden eingesenkt, sondern ruht auf der vielfach getheilten, sich nach unten immer mehr ausbreitenden, allein mit ihren Endspitzen dem Grunde angehefteten Wurzel. Während der Fluth ragt nur der obere Theil, häufig nur die Spitze dieser Pflanzen aus dem Wasser hervor; zur Zeit der Ebbe aber werden auch ihre Stämme sowie ihre zahlreichen Wurzelzweige sichtbar. Zwischen letzteren wimmelt es alsdann von Weichthieren, Crustaceen und Fischen auf dem von der See daselbst zurückgelassenen Schlamme. Letzterer sammelt sich zwischen diesen durch einander wachsenden, gleichsam ein dichtes, natürliches Pfahlwerk bildenden Wurzeln immer mehr an, wird höher, fester und gestaltet sich endlich zu neuem Uferlande. Die vielgetheilten Wurzelzweige, auf denen sie ruhen, machen die Rhizophoreen zugleich viel geschickter für den Widerstand gegen den Wellenanschlag, als wenn sie selbst mit einem Theile ihrer Stämme tief in den Grund eingesenkt wären.

Zwischen den Rhizophoreen, von welchen meistens verschiedene Arten unter einander leben, kommen auch noch andere Pflanzen vor, deren Lebensweise, obwohl sie anderen Familien angehören, doch eine ähnliche ist. Hierher gehören verschiedene Arten von Aegiceras, Climatandra und Avicennia.

Eigenthümlich ist auch die Fortpflanzungsweise der Rhizophoreen.

Der Same entkeimt nämlich schon innerhalb der langen, dünnen, mehr oder weniger gekrümmten und an ihrem untern Ende spitzigen Früchte, während dieselben noch von den Zweigen herabhangen. Die Früchte lösen sich erst von der Mutterpflanze ab, wenn die dem Samen entsprießenden Wurzelfasern in dem schlammigen Boden festen Fuß gefaßt haben und die junge Pflanze hinreichende Stärke besitzt, um, von der Mutter getrennt, selbstständig fortbestehen zu können.

Auf die erwähnte Weise findet dort, wo die Gestalt und Beschaffenheit des Meeresufers dem Entstehen und Wachsthume von Rhizophoreenwäldern günstig ist, wie an der ganzen Ostküste von Sumatra, durch sie eine fortwährende Neubildung von Land statt, und das Ufer rückt immer weiter in die See hinaus. Wenn solches in dem Maße geschehen ist, daß die älteren Generationen dieser Pflanzen selbst bei hoher Fluth nicht mehr von dem Meereswasser erreicht werden, so sterben sie allmählig ab und machen anderen, in ihren Lebensbedingungen von ihnen abweichenden Pflanzenarten Raum Alle diese Processe gehen aber, bei der wunderbaren Triebkraft, welche die Pflanzenwelt in diesen Gegenden besitzt, überraschend schnell vor sich.

Gegen Mittag kam die in der Nähe von jener schon erwähnten, auf den Karten als „erster Punkt von Sumatra" angezeigten Landspitze gelegene, von Untiefen umgebene Insel Lucipara, und nicht lange nachher auch die Südspitze von Banka in Sicht. Wir fuhren ostwärts an ersterer vorüber und gelangten in die nach der anderen, größeren Insel genannte, wenig breite Meeresstraße. Dieselbe hat ungefähr die Gestalt eines umgekehrten S und ist kein ganz ungefährliches Fahrwasser, sowohl wegen verschiedener Klippen in der Nähe von Banka, als auch weil die gegenüberliegende, so sehr flache Küste von Sumatra bei dunklem, nebelhaftem Wetter kaum zu erkennen ist. Deshalb gehen auch Schiffe, die gegen Abend in diese Straße gelangen, fast immer vor Anker, wozu die geringe Tiefe derselben allenthalben Gelegenheit bietet. Bei ihrer außerordentlichen Wichtigkeit für die Schifffahrt ist sie wiederholentlich von Officieren der englischen wie der niederländischen Marine sehr genau aufgenommen worden.

Wir fuhren näher der Küste von Sumatra als der von Banka hin, behielten letztere Insel aber stets im Gesichte. Auch ihre Umrisse sind, von der See aus betrachtet, keineswegs malerisch, obgleich sich auf ihr Berge bis zu einer Höhe von über 2000 Fuß erheben. Von diesen boten sich nach einander der Pajong und Parmassan, so wie, die genannten überragend und mehr im Innern der Insel, in blauer, nebelhafter Entfer-

nung, die Berge von Koba und Maras unsern Blicken dar. Alle diese Berge sind aber keine Gipfel einer längeren, die Insel durchziehenden Kette, sondern von einander durch wenig hohes, mitunter selbst niedriges und stellenweise sogar sumpfiges Land von einander geschieden.

Der Kommandant hatte gehofft noch vor Sonnenuntergang auf der Rhede von Müntok, dem Hauptorte auf Banka, das Anker fallen lassen zu können. Es war aber schon Nachmittag, als wir den sogenannten zweiten und dritten Punkt von Sumatra, so wie die letzterem gegenüber, in der Nähe von Banka gelegene kleine Gruppe der Rangka-Inseln passirten. Die genannten Punkte sind als Erkennungszeichen für die Fahrt auf diesem Gewässer von großer Wichtigkeit. Mit ihnen lag der schwierigste und gefährlichste Theil desselben uns im Rücken, so daß wir vorsichtig und mit verminderter Geschwindigkeit unsere Fahrt fortsetzen konnten, auch als die Sonne schon hinter den Wäldern von Sumatra niedergesunken war. Erst gegen acht Uhr sahen wir uns den Lichtern von Müntok gegenüber, wo die Batavia die Nacht vor Anker bleiben sollte und sich für mich der erste Abschnitt dieser Reise abschloß.

Es dauerte nicht lange, bis ein Regierungsboot den Hafenmeister, den Postbeamten und einige andere Personen an den Bord des Dampfschiffes brachte. Unter letzteren befand sich auch Dr. Baumgarten, der erste Medicinalbeamte auf Banka. Derselbe war, wie der Schiffsarzt Dr. Gruelmann, aus Braunschweig gebürtig und ein alter, intimer Freund des letzteren. Beide hatten sich Jahre lang nicht gesehen. Als ich Herrn B. vorgestellt wurde, hatte er die Freundlichkeit mich einzuladen, so lange als ich zu Müntok bleiben würde, sein Gast zu sein. Er kam mir hierin zuvor, denn ich selbst hatte ihn um Gastfreiheit ansprechen wollen, und würde dieses schon von Batavia aus gethan haben, wenn die Gelegenheit sich geboten hätte, noch vor meiner Abreise von dort, einen Brief nach Banka zu senden.

In Müntok bestanden damals keine Gasthöfe. Ueberhaupt waren dieselben in jener Zeit kaum anderswo als auf Java, und auch dort nur in den größeren See- und Handelsstädten zu finden. Das Bedürfniß hieran machte sich noch wenig fühlbar, denn die Anzahl der Reisenden war verhältnißmäßig gering, und umfaßte hauptsächlich nur, in Folge von Versetzung oder wegen anderer Dienstgeschäfte, über Land und See reisende Beamten und Officiere. Diese aber fanden allenthalben bei ihren Amtsgenossen und Kameraden eine gastfreie Aufnahme. Die letzteren, besonders an entlegeneren, seltener besuchten Oertern waren in der Regel erfreut, wenn das ermüdende Einerlei ihres gewöhnlichen Lebens für ei-

nige Zeit unterbrochen wurde, und die Erscheinung eines Gastes war daher meistens eine sehr willkommene.

Seitdem aber alle Hauptpunkte in dem indischen Archipel durch eine regelmäßige Dampfschiffsfahrt mit einander verbunden sind, und auf Java verschiedene Einrichtungen in das Leben traten, wodurch der Verkehr des Innern dieser großen Insel mit deren Küste erleichtert wurde, so als mehrere Diligencen, eine Eisenbahn u. s. w. ist das Reisen in dieser Weltgegend viel bequemer, billiger und weniger Zeit raubend geworden; hat daher auch in gleichem Verhältnisse immer mehr zugenommen. In Folge hiervon entstanden selbst an kleineren Oertern Gasthöfe. Ihre Nothwendigkeit ergiebt sich mehr und mehr, weshalb sie auch da, wo ihr Bestehen nicht ganz gesichert erscheint, von Seiten der Regierung unterstützt und begünstigt werden.

Die Unternehmer vieler dieser kleineren Gasthöfe genießen nämlich vom Staate eine monatliche Zulage von 50 bis 100 Gulden, mitunter selbst mehr, während zugleich ein Gesetz besteht, nach welchem alle in Dienst reisenden Beamten und Officiere, sobald sie sich an Orten befinden, wo solche Gasthöfe sind, an dieselben einen Theil ihrer Taggelder abtragen sollen, wenn sie auch nicht dort, sondern bei Freunden und Bekannten ihren Einzug nehmen. Diese Verordnung gilt freilich mehr als Gesetz denn als Observanz.

Als ich nach vielen Jahren, 1862, wieder nach Müntok kam, befand sich dort eine Art von Gasthof und ich hatte Ursache froh hierüber zu sein. Das Dampfschiff, mit welchem ich spät in der Nacht ankam, mußte sich beeilen Sincapour zu erreichen und hatte nur eben Zeit genug, um die Pakete für Banka abzugeben und die Post von dort in Empfang zu nehmen. Ich mußte mich deshalb mit den zurückkehrenden Post- und Hafenbeamten nach dem Lande begeben. Es war zu Anfange Februars, also mitten in der Regenzeit, und die Wolken entleerten sich auf uns mit solcher Kraft und Fülle, daß man sich in Europa, selbst während des schwersten Gewitterregens, keinen Begriff davon machen kann. Die Nacht war dabei außergewöhnlich finster und der Boden dergestalt aufgeweicht, daß ich mit meinen Schuhen nicht vorwärts konnte. Ohne die Hülfe der Matrosen des Hafenbootes, die meine Koffer trugen, wäre es für mich durchaus unmöglich gewesen, mich nach dem, einige tausend Schritte entfernten Gasthofe hinzufinden, und ich hätte mich auf der ersten, der besten Stelle niedersetzen und die Nacht unter bloßem Himmel zubringen müssen. Meine eigenen Bedienten waren mir an diesem fremden Orte, bei dunkler Nacht, von gar keinem Nutzen. Ich dankte Gott, als das zur Herberge

eingerichtete chinesische Haus erreicht, der Wirth aus dem Schlafe geklopft und mir Einlaß verliehen war.

Es ist dieses die einzige Nacht gewesen, welche ich außerhalb Java's, auf meinen vielen Reisen in dem indischen Archipel, jemals in einem Gasthofe zugebracht habe. Denn schon am nächsten Morgen, in aller Frühe, lud der Resident von Banka, Herr Br., mich ein, meinen Gasthof mit einem Zimmer in seinem Hause zu vertauschen, so daß ich auf's neue in die Gelegenheit kam, mich der großen, mit Recht gepriesenen indischen Gastfreiheit erfreuen zu können.

Herr B. kehrte gegen Mitternacht nach dem Lande zurück. Ich blieb die Nacht noch auf dem Schiffe und folgte ihm erst früh am andern Morgen, mit einem Boote, welches inzwischen angelangt war, um mich und mein Gepäck abzuholen, dorthin nach. Der Strand ist vor Müntok ungewöhnlich seicht und nimmt erst weit von dem Ufer an Tiefe zu. Man kann deshalb mit Booten, selbst während der Fluth, nicht ganz bis an dasselbe gelangen. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, der besonders das Landen umfangreicherer Stückgüter sehr beschwerlich machte, ist mit beträchtlichem Kostenaufwande eine sehr lange, hölzerne Landungsbrücke von dem Ufer weit in die See hinausgeführt. An ihrem Ende können jetzt, selbst während der niedrigsten Ebbe, die größten Schiffsboote sehr bequem anlegen.

Als ich zum ersten Male Banka betrat, bestand diese Landungsbrücke noch nicht und ich wurde von der Stelle, wo das Boot auf den Grund stieß, von zwei malaiischen Seeleuten an das Ufer getragen. Diese Strecke aber war keine kurze.

Müntok ist kein großer Ort. Er besteht aus zwei, durch ihre Lage gänzlich von einander getrennten Theilen. Der eine wird von den malaiischen Eingeborenen der Insel und chinesischen Ansiedlern, der andere aber ausschließlich von Europäern bewohnt. Die Wohnungen der ersteren liegen in der Nähe des Meeresufers, an dem Fuße eines steil nach der See zu abfallenden Hügelplateaus, zu beiden Seiten eines von letzterem herabfließenden Baches, vor dessen Mündung eine stets an Umfang zunehmende Bank angespülten Landes, von mehr sumpfiger als sandiger Art, sich weithin ausbreitet.

In diesem unteren oder niedrigeren Theile von Müntok befinden sich auch das Hafenbureau sowie verschiedene größere und kleinere Gouvernementsmagazine und Packhäuser. Ein von Bäumen beschatteter, nur allein während der Regenzeit, wegen des alsdann aufgeweichten, schlüpferigen Lehmgrundes, minder angenehmer Weg, führt von hier zu dem Gipfel

des hügelartigen Landes hinauf, wo die Wohnungen der Europäer gelegen sind.

Die Anzahl der letztern, das Militair nicht mitgerechnet, erreicht kaum hundert. Hieraus ergiebt sich schon, daß die Anzahl der Häuser eine sehr geringe sein muß. Sie liegen zerstreut im Umkreise eines weiten, von wohlunterhaltenen und breiten, sich schlängelnden Wegen durchschnittenen Grasplatzes. Jedes einzelne Haus ist von größeren oder kleineren Gartenanlagen umgeben. Das durch seine Größe und Bauart hervorragendste unter ihnen ist die sehr schöne und geräumige, allen Bedürfnissen einer vornehmeren indischen Haushaltung entsprechende Amtswohnung des Residenten von Banka. Sie liegt dem zu der unteren Stadt führenden Wege gerade gegenüber. Als ich zum ersten Male zu Banka war, bestand dieses Gebäude noch nicht und der Resident wohnte in einem kleineren, für ihn gemietheten Hause. Andere Gebäude, wie die Kasernen; das Hospital; die Gouvernementsbureaus; die Gefängnisse mit den Räumen für 2 bis 300, zu dem Tragen eines eisernen Halsbandes und gezwungener Arbeit für 5 bis 20 Jahre verurtheilte Missethäter aus den verschiedensten Gegenden des niederländisch-indischen Reiches, liegen weiter von diesem Platze entfernt. Dieser Theil von Müntok macht einen freundlichen, angenehmen Eindruck.

Ich bemerke noch, daß dieser Ort am nördlichsten Eingange in die Bankastraße, auf dem am meisten gegen Westen vorspringenden Theile der Insel gelegen ist. Der Flaggenstock vor der Residentswohnung befindet sich auf 2° 3′ 42″ südlicher Breite, und 105° 9′ 20″ östlich von Greenwich. Nördlich von Müntok, in einer Entfernung von kaum anderthalb geographischen Meilen, ragt der Berg Monopyn oder, wie er auf einigen Karten genannt ist, Manumbing bis zu einer Höhe von 1448 Fuß empor. Das Plateau, worauf die Wohnungen der Niederländer stehen, setzt sich, in zunehmender, hügelartiger Erhebung, bis an seinen Fuß fort. An dem westlichen, nach der See gerichteten Plateauabhange sind, etwas tiefer nach unten, einige die Rhede beherrschende Batterieen errichtet. An ihnen führt ein Weg vorbei, der seiner weiten und angenehmen Aussicht wegen, vornehmlich um die Zeit des Sonnenunterganges, vielfach von Spaziergängern besucht wird.

Ich fand in dem geräumigen, auf Pfählen ruhenden und aus Planken errichteten Hause des Herrn B. eine sehr freundliche Aufnahme, und habe dort über einen Monat, bis zum dritten October, angenehm zugebracht. Der Zufall wollte nämlich daß keine der, für die Ueberfahrt von Personen, welche im Dienste der Regierung von Müntok nach Palembang

reisten, bestimmten Kreuzprauwen, eine Art von Fahrzeug, worüber ich weiter unten näher sprechen werde, an erstgenanntem Orte gegenwärtig war. Ich war also genöthigt auf die Zurückkunft von einer derselben zu warten. Mir selbst war dieser unvorhergesehene Aufenthalt keineswegs unangenehm, da es für mich sehr gleichgültig war, ob ich einige Wochen früher oder später Muara Kompeh erreichte und sich mir auf diese Weise die Gelegenheit bot, wenigstens einen Theil von Banka kennen zu lernen. Daß das Schicksal mich nach vielen Jahren noch wiederholentlich hierher zurückführen würde, ließ sich damals nicht voraussehen. Bei dem Charakter meines gütigen Wirthes und der indischen Lebensweise im Allgemeinen, brauchte ich nicht zu befürchten, ihm durch meine längere Anwesenheit in seinem Hause lästig zu fallen.

Herr B. sprach schon damals davon, daß er sich aus dem Dienste zurückziehen wolle, und hat dieses Vornehmen auch nicht lange nachher zur Ausführung gebracht. Ich habe nicht viele Menschen gekannt, bei denen sich, so wie bei ihm, in allen menschlichen wie geschäftlichen Verhältnissen eine gleiche Fülle innerer Herzensgüte kund gab. Als Arzt hatte er sich während der merkwürdigen, jahrelangen Belagerung der malaiischen Festung Bondjol, im Innern des westlichen Sumatra, besonders ausgezeichnet. Er galt überhaupt als geschickter, an Erfahrungen reicher Arzt und war außerdem wegen seines gütigen, milden Wesens allgemein beliebt. Er war unverheirathet und, als ich ihn kennen lernte, schon über funfzig Jahre alt. Wahrscheinlich ist auch er jetzt schon lange todt. Ich habe seit Jahren nichts mehr von ihm vernommen.

Eine Eigenthümlichkeit bei meinem Wirthe war, daß er außerordentlich wenig sprach, auch seine Gedanken nicht in Sätzen und Perioden, sondern meistens nur in einzelnen, hingeworfenen, seine Meinung bezeichnenden Wörtern, hauptsächlich Infinitiven, auszudrücken pflegte. Dessen ungeachtet hielt er viel von geselligem Umgange, machte und empfing gern Besuche. In Folge hiervon brachten wir wenige Abende allein zu. Herr B. mischte sich jedoch selten in das Gespräch und war fast nur Zuhörer. Man konnte aber in seinen Gesichtszügen lesen, in welchem Maße er geistig an der Unterhaltung Theil nahm.

Die kleine, gegenwärtig kaum hundert Seelen betragende, damals aber noch viel geringere, fast nur aus Beamten und Officieren mit ihren Familien bestehende niederländische Bevölkerung von Müntok war der Schauplatz innerer Zwiste und Uneinigkeiten. Es dauerte auch nicht lange, so hatte man mich von verschiedenen Seiten in diese Mißverhältnisse eingeweiht.

Als Haupturſache hiervon wurde die willkürliche, rückſichtsloſe und unverſtändige Handelsweiſe des Reſidenten, Herrn v. d. E . b, nicht allein in ſeinen perſönlichen, ſondern ſelbſt in ſeinen amtlichen Beziehungen den übrigen Bewohnern des Ortes gegenüber, hervorgehoben. Derſelbe hatte ſich gegen den territorialen Kommandanten, Major van H...n, einen ſehr geachteten und von ſeinen Untergebenen hochgeſchätzten Officier, einen groben Verſtoß gegen den Anſtand zu Schulden kommen laſſen, in Folge deſſen ſein Haus von dem Officiercorps gemieden wurde. Nun wurde ſeinerſeits verlangt, daß alle Civilbeamten ihren Umgang mit den Officieren abbrechen ſollten. Einige wenige unterwarfen ſich dieſer Willkür, die meiſten aber weigerten ſich, mehr oder weniger offen, ſolches zu thun. Der Reſident, in der Meinung, daß er von Feinden und Widerſachern umgeben ſei, ward gegen diejenigen ſeiner Beamten, welche er am meiſten als ſeine Gegner anſah, immer gereizter und gehäſſiger, trachtete denſelben auch das Dienſtverhältniß ſo läſtig und unerträglich wie möglich zu machen. Solches fand beſonders mit Bezug auf die höher Geſtellten unter ihnen ſtatt. Das Mißverhältniß nahm täglich zu und gipfelte endlich in der Suſpenſion eines der angeſehenſten örtlichen Beamten, als dieſer ſich gegen ſeinen Chef, den Reſidenten, über die Handelsweiſe deſſelben ſowohl im Allgemeinen, wie gegen ihn beſonders, frei und offen ausgeſprochen hatte.

Ich erwähne beiläufig, daß dieſe Amtsenthebung von der indiſchen Regierung nicht gebilligt wurde. Der verunglimpfte Beamte erhielt wenige Monate ſpäter eine höhere und vortheilhaftere Anſtellung, während der Reſident zur Dispoſition geſtellt ward.

Man warf Herrn v. d. E . b außerdem noch vor, ſich, nach Art eines türkiſchen Paſcha, gelegentlich andere Eingriffe in die perſönlichen Rechte der europäiſchen Bewohner von Müntok zu erlauben. Dieſer Umſtand giebt Veranlaſſung, ein gewiſſes Verhältniß zu berühren, das noch jetzt häufig vorkommt, zu jener Zeit aber viel häufiger und gewiſſermaaßen für die Lebensweiſe in Niederländiſch-Indien bezeichnend war. Ich meine das Zuſammenleben in einer Art wilder Ehe von Europäern mit eingeborenen Frauen.

Solche Verbindungen waren ſehr allgemein, wurden geduldet und erregten ſelbſt bei europäiſchen Damen keinen Anſtoß. Die Umſtände gaben faſt gebieteriſch Veranlaſſung zu ihnen und es war auch nicht zu leugnen, daß ſie einige, wenn auch nur wenige gute Seiten darboten.

Die Zahl holländiſcher Frauen war damals in Indien überhaupt ſehr gering; noch viel geringer aber und durchaus in keinem Verhältniß zu der Anzahl heirathsfähiger Männer ſtehend, war die der gebildeten

jungen Mädchen. Alle jungen, wohlerzogenen Europäerinnen, selbst die am wenigsten von der Natur begünstigten, welche in jener Zeit nach Java kamen, konnten mit Sicherheit darauf rechnen, nach wenigen Monaten gut und selbst glänzend verheirathet zu sein. Auf Vermögen ihrerseits wurde fast niemals gesehen. Jetzt freilich hat sich auch in Niederländisch-Indien in dieser Beziehung Vieles verändert.

Der früher äußerst geringen, gegenwärtig aber immer zunehmenden Anzahl junger Holländerinnen daselbst, stehen die vielen Töchter des Landes, deren Blut von mütterlicher Seite mit malaiischem vermischt ist, gegenüber. Ungeachtet ihres dunkleren Colorits sind Viele unter ihnen von großer und eigenthümlicher, sehr anziehender Schönheit. Sie Alle aber streben nach einer Verheirathung mit Europäern und ziehen diese ihren eigenen Kaste angehörenden Männern vor. Auch besitzen nicht Wenige von ihnen ein größeres oder geringeres Vermögen, was bei den aus Holland ankommenden jungen Damen sehr selten der Fall ist.

Dessen ungeachtet aber hat bei der Mehrzahl der Europäer, hauptsächlich der höher gebildeten, von jeher eine besondere Abneigung gegen das Eingehen von Ehen mit jenen eingeborenen Schönen bestanden. Ursachen hiervon sind theils ihre in der Regel äußerst mangelhafte Erziehung und geistige Bildung, in Folge wovon nur die wenigsten die Sprache ihrer Väter, das Holländische, einigermaßen richtig zu sprechen und zu schreiben verstehen; theils die herrschende Meinung, daß in diesen Mischlingen zwar alle schlechten, aber nicht die guten Eigenschaften der beiden Menschenrassen, von denen das Blut in ihnen zusammengeflossen, vereinigt wären; endlich aber der Umstand, daß die mit Frauen dieser Art verheiratheten Europäer, thatsächlich darauf verzichten müssen, jemals für immer nach ihrem Vaterlande zurückzukehren. Alle diese Frauen besitzen nämlich einen unüberwindlichen Widersinn gegen Europa, weniger des Klima's wegen, als weil sie sich in die dortigen Sitten, Gewohnheiten und Lebensverhältnisse nicht zu fügen verstehen, sich auch stets, sowohl wegen ihrer dunkleren Hautfarbe als ihrer vernachlässigten Erziehung, verachtet und zurückgesetzt glauben.

Bei der, wenn auch gegenwärtig mehr und mehr zunehmenden, doch in früheren Jahren nur sehr selten gebotenen Gelegenheit, sich in Indien mit einer jungen, gebildeten Holländerin zu verheirathen, und den mannigfachen Bedenken, welche sich gegen die Wahl von einer der dunkleren, schwarzgelockten und gluthäugigen Schönheiten vermischten Blutes zur Lebensgefährtin erhoben, war jene erwähnte, wilde Ehe mit einer Malaiin, Javanerin oder Chinesin ein gutes Auskunftsmittel. Verhältnisse dieser

Art hatten vor den letzterwähnten Heirathen wenigstens das voraus, daß sie lösbar waren und den Mann nicht verpflichteten sein ganzes Leben in Indien zuzubringen. Auch der Umstand, daß jeder Beamte und Officier genöthigt ist, seine eigene Haushaltung zu führen, und dieselbe von Frauen stets besser als von männlichen Bedienten geleitet wird, trug wesentlich dazu bei, solche Verhältnisse häufig, um nicht zu sagen, allgemein zu machen. Daß die Wahl zu diesen Haushälterinnen aber in der Regel nicht auf die häßlichsten fiel, bedarf kaum der Versicherung.

Zu Müntok war damals von allen Beamten und Officieren nur ein einziger verheirathet, und zwar mit einer sehr liebenswürdigen jungen Dame aus dem Haag. In allen übrigen Haushaltungen führten asiatische Schönheiten und unter ihnen vornämlich Chinesinnen, oder eigentlich Frauen von chinesischem mit malaiischem vermischten Blute, das Regiment. Die Zahl der Letzteren ist nämlich auf Banka größer als irgend wo anders.

Der Resident war schon seit Jahren Wittwer und auch bei ihm wurde von einer javanischen Haushälterin die Wirthschaft geleitet. Als Vergegenwärtiger der höchsten Macht aber glaubte er auch über die Freundinnen der anderen Europäischen Bewohner von Müntok, wenn sie seinen Augen wohlgefällig erschienen, ein gewisses Herrenrecht ausüben zu dürfen. Die Javanerin in seinem Hause, eine nicht mehr jugendliche Frau, deren Reize sich schon stark im Abnehmen befanden, war, so meinte man, gleich wie die Marquisin von Pompadour Ludwig dem Fünfzehnten, ihrem Gebieter hierin zur Hand, um sich selbst durch diese Gefälligkeit länger in seiner Gunst zu erhalten. Man war leider nur zu gut mit dem Charakter der betreffenden Schönen im Allgemeinen bekannt, um auf einen anhaltenden Widerstand ihrerseits gegen diese von der höchsten Autorität ausgehenden, von einer geschickten Unterhändlerin betriebenen und durch Versprechungen sowohl als Drohungen unterstützten Nachstellungen, allzufest rechnen zu können. Ein jeder, dessen Genossin für schön und liebenswürdig galt, konnte sich deshalb, wenn ihr Alleinbesitz ihm am Herzen lag, jedesmal, wenn die Ngahi derri touwan bezar, was sich durch „Freundin des großen Herrn“ d. h. des Residenten, übersetzen läßt, in seinem Hause einen Besuch abzustatten kam, einer gewissen Angst und Unruhe nicht erwehren. Nur wenige von ihnen, am wenigsten abe amten, besaßen den Muth ebenso zu handeln, wie ein junge e- ner Dame, als ihre, in einer kurzen Zeit häufig wie selben verdächtig erschienen, geradezu sein Haus verbot,

persönliche Beleidigung aufnahm und wodurch die schon bestehende Spannung zwischen ihm und den Officieren noch vermehrt wurde.

Diese Mittheilungen über Zustände, welche längst nicht mehr bestehen und über Personen, von denen die meisten schon seit Jahren nicht mehr am Leben sind, bezwecken allein die Lebensweise und gesellschaftlichen Verhältnisse, wie sie an den größeren Oertern außerhalb Java's früher bestanden und theilweise noch bestehen, näher vor die Augen zu führen. Alles hängt daselbst von der Persönlichkeit des höchsten Beamten, des Residenten, ab und ob derselbe durch Charakter und Bildung, durch Lebensklugheit, Menschenkenntniß, sowie durch seine ganze Weise zu handeln und zu sein, geeignet ist, einen Punkt der Vereinigung und des Zusammenhaltes für die kleine europäische Bevölkerung dieser Oerter zu bilden. Häufig nimmt ein solcher, die genannten Eigenschaften besitzender Beamter, wenn sein Nachfolger anders gesinnt ist, einen großen Theil der Annehmlichkeiten des Ortes, den er verläßt, mit sich fort.

Als ich sechszehn Jahre später mich wieder zu Müntok befand, waren alle Verhältnisse daselbst außerordentlich verändert. Die Zahl der europäischen Bewohner hatte nur um wenige zugenommen, aber zwischen ihnen, hauptsächlich zwischen den Civilbeamten und dem Militair herrschte die wünschenswertheste Harmonie. Das gastfreie Haus des Residenten mit seinen liebenswürdigen Bewohnern, bildete den Mittelpunkt heiterster Geselligkeit. Hierzu trug aber hauptsächlich bei, daß jene eingeborenen Haushälterinnen, welche während meiner ersten Anwesenheit zu Müntok, eine so große Rolle gespielt und daselbst nicht wenig zur Verwickelung und Trübung der Verhältnisse mitgewirkt hatten, gänzlich von der Scene abgetreten waren.

Im Jahre 1847 befand sich nur eine einzige Holländerin zu Müntok; 1862 dagegen waren fast alle Beamten und Officiere daselbst verheirathet. In vielen Häusern erklang das Piano und des Sonntags fanden abwechselnd bei dem Residenten und dem militairen Kommandanten kleine Bälle statt, wo gegen zwanzig jüngere Damen, und unter ihnen einige schöne und liebenswürdige, in den elegantesten und modernsten Toiletten, sich bis spät in die Nacht dem Vergnügen des Tanzes hingaben. Das ganze Leben an diesem Orte hatte einen durchaus anderen, mehr europäisch civilisirten und zeitgemäßeren Ausdruck erhalten.

Aber auch in jener früheren Zeit war der Aufenthalt zu Müntok für mich keineswegs unangenehm. Mit dem obwaltenden Zerwürfnisse zwischen dem Haupte und den Gliedern der niederländischen Gesellschaft hatte ich nicht das mindeste zu schaffen; außerdem war hierin, durch den Um-

stand, daß der Resident sich auf einer längeren Inspectionsreise durch die Insel Banka befand, gerade eine Ebbe eingetreten. In Folge hiervon habe ich auch nicht Herrn v. d. E. b persönlich kennen gelernt. Ich war bei meinem Collegen, Dr. B., vortrefflich einquartirt, fand unter den Officieren mit Vergnügen den Kapitain Feuilleteau de Bruyn, einen meiner Gefährten auf der Reise von Holland nach Batavia wieder und machte unter den übrigen Officieren und Beamten einige angenehme und interessante Bekanntschaften.

Was mich aber mehr anzog und mir wichtiger erschien als die Geselligkeit ihres Hauptortes, war die Insel Banka selbst, in ihren eigenthümlichen naturhistorischen, besonders geologischen Verhältnissen. Ich trachtete deshalb dieselben, so weit als meine Zeit und die Umstände es verstatteten, näher kennen zu lernen.

Zu diesem Zwecke erstieg ich zuerst, von einigen Eingeborenen von Müntok begleitet, den Gipfel des schon erwähnten, sich nördlich von diesem Orte bis zu einer Höhe von 1448 Fuß über den Meeresspiegel erhebenden Berges Monopyn. Ungeachtet seiner geringen Höhe war die Ersteigung desselben damals noch ziemlich beschwerlich, weil kein Weg hinaufführte. Ein solcher ist in späteren Jahren angelegt, so daß man jetzt in viel kürzerer Zeit und mit viel geringerer Mühe zu diesem Punkte, wo die Aussicht eine eben so weite als eigenthümlich schöne ist, hinauf gelangen kann.

Man sieht von dort im Westen, jenseit der sehr schmal erscheinenden Bankastraße das flache Küstenland von Sumatra, sich, so weit das Auge reicht, als grüne Waldesebene ausbreiten, ohne alle Spuren menschlicher Bewohner, und durch den Mousifluß mit seinen zahlreichen Mündungen, wie durch einen Faden von Silber, in eine nördliche und eine südliche Hälfte getheilt werden. Gegen Norden bringt der Blick weithin über die See und gegen Osten über mehr oder weniger hügelartiges Land hinaus bis zu den Bergen von Maras und Koba, von denen der erstere eine Höhe von 2228, der andere aber von 2307 Fuß über dem Meere erreicht.

Eine ähnliche, wiewohl lange nicht so ausgedehnte Aussicht auf die Küste von Sumatra als von dem Gipfel des Monopyn, hatte ich 1862 von der oberen, außen um die Laterne herumführenden, eisernen Gallerie des Leuchtthurmes von Tandjong Kalean, einer Landspitze, ungefähr zwei englische Meilen nordwestlich von Müntok gelegen. Dieser schön gebaute, unmittelbar an dem Meeresufer auf einer Felsenplatte, aus Granitblöcken aufgeführte Thurm war damals eben fertig geworden. Seine Höhe beträgt 130 Fuß. Für Schiffe, welche nach Sonnenuntergang den nördlichen Ei

gang der Bankastraße passiren, ist dieser Pharus, um die Rhede von Müntok zu erreichen, von dem größten Nutzen.

Ich bemerke noch, daß der Monopyn hauptsächlich aus einem sehr grobkörnigen, zinnhaltigen Granit besteht. Diese Gebirgsart bildet in ihm aber nicht eine einzige, zusammenhängende Masse, sondern einzelne, sehr große Stücke erscheinen unregelmäßig auf einander gethürmt. Die Zwischenräume derselben sind mit verschiedenen Trümmergesteinen, wie z. B. Feldspath, Zinnoxyd einschließenden Quarzgeschieben u. s. w. ausgefüllt. Vornämlich an seinem unteren Theile kommen die letzteren häufig vor.

Es ist bekannt, daß die Insel Banka zu den zinnreichsten Ländern auf der ganzen Erde gehört; daß die Gewinnung dieses Metalles daselbst verhältnißmäßig wenig Mühe verursacht und in einer sehr umfangreichen, wiewohl eigenthümlichen Weise betrieben wird. Es war für mich von großem Interesse, die Art dieses Bergbaues in allen Einzelnheiten kennen zu lernen. Ich machte deshalb zuerst einen Ausflug nach den kleineren, in der Nähe von Müntok gelegenen Gruben und besuchte darauf die größeren und ergiebigeren in dem Minendistricte Jebous, nordöstlich von Müntok. Obgleich die Entfernung zwischen beiden letztgenannten Oertern nur ungefähr acht geographische Meilen beträgt, so gebrauchte ich jedesmal doch zwei volle Tage, um sie zurückzulegen. Ich mußte mich nämlich in einem Stuhle von vier Eingeborenen tragen lassen, da dieses die einzige Art ist, in welcher man auf dieser Insel, wo keine Pferde bestehen, reisen kann.

Im Jahre 1862 war ich in der Gelegenheit, auf einer Reise durch die ganze Insel, alle Minendistricte besuchen zu können, hierdurch aber meine sechszehn Jahre früher gemachten Erfahrungen auszubreiten und zu vervollständigen. Ich will hiervon dasjenige, was für einen weiteren Leserkreis von Interesse sein dürfte, in gedrängter Zusammenfassung mittheilen.

Auf der Insel Banka, wie auch auf der mehr südöstlich gelegenen, durch die Gaspar-Straße von ihr getrennten Insel Billiton, breitet sich fast allenthalben, in geringer Tiefe unter der Oberfläche, eine mehr oder weniger mächtige Lage des genannten Metalles aus. Die Ablagerung desselben ist eine horizontale, und wird nur durch die höheren Berge, welche, wie ich schon mit Beziehung auf den Monopyn bemerkte, hauptsächlich aus Granit bestehen und verschiedene niedrigere, mehr hügelartige Bodenerhebungen, an deren Bildung Magnet-Eisenstein und Rotheisenerz wesentlichen Antheil nehmen, hier und da unterbrochen. Ich bemerkte nämlich gleichfalls schon, daß die Berge auf Banka nicht hervorragende Punkte

einer diese Insel durchziehenden Kette seien, sondern sich isolirt von einander erhöben. Alles flachere Land zwischen diesen höheren und niedrigeren Bergen aber ist die Lagerungsstätte des Zinnerzes.

Die Tiefe, in welcher dasselbe unter der Oberfläche vorkommt, ist sehr verschieden. An einigen Stellen liegt das Erz unmittelbar unter der Humusdecke, an anderen 5 bis 10, an noch andern 30 bis 40 und selbst noch mehr Fuß unter der letzteren. Nach heftigem Regen sieht man selbst auf der Oberfläche, besonders an Stellen, die mehr oder wenig abschüssig sind, wie z. B. an den Ufern schnellfließender Bergbäche, auf Wegen die zu Anhöhen hinaufführen u. s. w., eine geringe Menge von Zinnsand angespühlt.

Unter der Humuslage, die auf Banka nirgends die Mächtigkeit erreicht wie auf Java und Sumatra und deren Dicke anderthalb bis zwei Fuß beträgt, findet sich eine Lage von Sand, mit Humus vermengt und dadurch dunkel gefärbt. Auf sie folgt eine Lage mit Sand vermischten weißen Thones und hierauf eine Schicht theils gröberen, theils feineren Quarzsandes. Unter dem letzteren breitet sich, mehr oder weniger mit Sand und größeren Quarzgeschieben vermischt, die Ablagerung des Zinnerzes aus.

Sind zwei oder mehr Schichten des letzteren vorhanden, so werden sie durch zwischenliegende Schichten von Sand oder weißlichem Thone, oder durch eine Vermengung von beiden, von einander getrennt.

Das Verhältniß und die Dicke der Sand- und Thonschichten, von denen die Zinnablagerungen bedeckt sind, weichen an den verschiedenen Stellen in dem Maße von einander ab, als das Erz sich mehr oder weniger von der Oberfläche entfernt befindet. Wo dasselbe unmittelbar unterhalb der letzteren abgelagert ist, fehlt die erwähnte Schichtenbedeckung natürlich ganz, während die Mächtigkeit der einzelnen Schichten an andern Stellen von 5 bis zu 6 und noch mehr Fuß abwechselt.

Auch die Ablagerungen des Erzes sind in ihrer Mächtigkeit sehr verschieden, und betragen bald nur einige Zoll, bald aber zwei bis drei Fuß.

Das Zinnerz erscheint meistens in der Gestalt eines grobkörnigen Sandes von bräunlich-grauer, asch-grauer oder schwärzlich-brauner Farbe. Hin und wieder ist dagegen dieser Sand so fein, daß er einem schwarzen Pulver gleicht. Es kommen aber auch in dem gewöhnlichen Zinnsande einzelne größere Körner vor, an denen sich ihre frühere Krystallform noch deutlich erkennen läßt, obgleich die Ecken und Kanten durch Abreibung, ihre ursprüngliche Schärfe verloren haben.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese horizontalen Ablagerungen von Zinnsand auf Banka und Billiton, an den Stellen, wo sie jetzt vorzugsweise vorkommen, ursprünglich nicht vorhanden waren. Sie entstanden durch Zersetzung älterer Gebirgsgesteine, in denen sich das Erz auf Gängen, Stockwerken oder eingesprengt befand, wie solches noch gegenwärtig mit dem Monopyn und den andern, wesentlich aus sehr grobkörnigem Granit und Zinnoxyd haltigem Quarze bestehenden höhern Bergen auf Banka der Fall ist. Das von seinem Muttergesteine abgelöste Zinnerz wurde zugleich mit der Masse des Quarzsandes und des später zu Thon erhärtenden Schlammes, welche ebenfalls das Product der Zersetzung jener älteren Gebirgsgesteine waren, durch dieselben Wasserströmungen, welche diese Zersetzung hauptsächlich verursacht hatten, nach den niedriger gelegenen Stellen hingeschwemmt. Aus diesem Gemenge von Wasser, den Bestandtheilen des Thones, Quarzsand, Kieselgeschieben sowie größeren und kleineren Stücken von Zinnoxyd, sanken die letzteren, bei dem Niederschlage, durch ihre Schwere am meisten nach unten. In Folge hiervon befinden sich die Ablagerungen dieses Erzes jetzt unterhalb der Schichten von Thonerde und Quarzsand.

Man darf selbst für wahrscheinlich halten, daß diese Anschwemmungen von Zinnsand, wenigstens die mächtigsten und am tiefsten liegenden von ihnen, zu einer Zeit entstanden sind, wo die Insel Banka noch nicht ihre gegenwärtige Gestalt besaß und von zinnreichen Bergen herrühren, deren Spuren sich nicht mehr nachweisen lassen. Wahrscheinlich aber waren auch die Kräfte, welche die Zersetzung der letzteren bedingten und ihre Bestandtheile nach den Niederungen der gegenwärtigen Inseln Banka und Billiton hinführten, in jener entlegenen Periode ungleich schneller und viel intensiver, als gegenwärtig, wirksam.

Auffallend ist das Vorkommen von Zinnerz, fast unter denselben Lagerungsverhältnissen wie auf Banka und Billiton, auf dem westlichen Theile der malaiischen Halbinsel und auf einigen kleineren Inseln in ihrer Nähe, während es auf den andern, zwischen Banka und der Südspitze von Malakka gelegenen, wie Linga, Bintang u. s. w. nicht gefunden wird. Marsden bemerkt in seiner Geschichte von Sumatra, daß es daselbst vorkomme, ohne jedoch den Ort näher zu bezeichnen. Es findet sich in dem nordöstlichen, der Halbinsel Malakka gegenüber liegenden Theile dieser Insel wie z. B. in den kleinen Reichen Assahan und Deli; auch hörte ich zu Palembang, daß an der Grenze zwischen dieser Residentschaft und den Lampong'schen Districten, südlich von ersterer, an beiden Ufern des Flusses Babatan, ähnliche Ablagerungen von Zinnerz wie auf Banka, wie

wohl in viel geringerer Ausbreitung, beſtänden. Dieſelben wären aber wenig reichhaltig und daher noch niemals bergmänniſch betrieben worden.

Wie groß der Zinnreichthum auf Banka auch iſt, ſo gehört die Entdeckung davon doch erſt einer verhältnißmäßig ſpäten Zeit an. Der Sage nach fand man im Jahre 1710, als daſelbſt ein Dorf durch eine heftige Feuersbrunſt verzehrt geworden war, unter dem Schutte und der Aſche, einen großen, durch die Hitze zuſammengeſchmolzenen Klumpen dieſes Metalles. Banka gehörte damals zu dem Reiche des Sultans von Palembang. Unter Mahmud Badoureddin, dem Nachfolger des Sultans Kameroueddin, während deſſen Regierung das Zinn auf Banka entdeckt war, wurde dieſes Metall daſelbſt zuerſt auf dieſelbe Weiſe, wie noch jetzt geſchieht, in größeren Mengen gewonnen und in den Handel gebracht. Dieſes fand ſchon in dem erſten Regierungsjahre von Mahmud Badoureddin, nämlich dem Jahre 1716, ſtatt.

Die Inſel Billiton mit einigen in ihrer Nähe gelegenen kleineren, wie Pulo Liat und andere, gehörte früher in adminiſtrativer Hinſicht zu der Reſidentſchaft Banka, wurde aber im Jahre 1852 von letzterer abgeſchieden und zu einer ſelbſtſtändigen Aſſiſtent-Reſidentſchaft erhoben. Daß ſich daſelbſt ähnliche Zinnlager wie auf Banka befänden, war längſt bekannt. Die niederländiſch-indiſche Regierung hatte aber niemals Veranlaſſung, dieſelben ausbeuten zu laſſen und trat vor etwas länger als 20 Jahren den Zinnbetrieb auf dieſer Inſel, unter Vorbehalt gewiſſer Rechte, an eine Geſellſchaft in Holland ab. Letztere läßt jetzt auf ihre Koſten und für ihre Rechnung das Zinn auf Billiton gewinnen, hauptſächlich durch Ausgrabung der Ablagerungen des angeſchwemmten Zinnſandes, wie auf Banka, theilweiſe aber auch, und zwar in dem Diſtricte Gunong Tadjouw, durch Betrieb der Berge, in denen das Erz anſtehend, in Granit und andern Geſteinen, gefunden wird. Die jährliche Ausbeute an Zinn beträgt auf Billiton in der Regel weniger als die Hälfte von jener auf Banka.

Alles Zinn auf letztgenannter Inſel wird durch die Regierung als ausſchließliches Eigenthum beanſprucht. Der Ankauf und die Ausfuhr davon durch Privatperſonen iſt daher bei ſchwerer Strafe verboten. Die ganze Inſel, deren Flächeninhalt ungefähr 230 geographiſche Quadratmeilen beträgt, iſt in neun Diſtricte, oder, wie ſie häufiger genannt werden, Minendiſtricte getheilt, nämlich Müntok, Jebous, Blinjou, Soungei-Liat, Merawang, Pangkal-Pinang, Soungei-Selan, Koba und Toboali.

In dem erſtgenannten, dem Diſtricte Mün[illegible] Zinngewinnung die geringſte Bedeutung hat, iſt der Reſi[illegible]ellungs-

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese horizontal
von Zinnsand auf Banka und Billiton, an den Stellen
zugsweise vorkommen, ursprünglich nicht vorhanden w
den durch Zersetzung älterer Gebirgsgesteine, in de
Gängen, Stockwerken oder eingesprengt befand,
wärtig mit dem Monopyn und den andern,
körnigem Granit und Zinnoxyd haltigem Quar
gen auf Banka der Fall ist. Das von sei
Zinnerz wurde zugleich mit der Masse d
zu Thon erhärtenden Schlammes, welch
setzung jener älteren Gebirgsgesteine
mungen, welche diese Zersetzung hav
niedriger gelegenen Stellen hinge
Wasser, den Bestandtheilen des
größeren und kleineren Stück
dem Niederschlage, durch ihre
hiervon befinden sich die
Schichten von Thonerde

Man darf selbst f
gen von Zinnsand,
von ihnen, zu eine
ihre gegenwärtig
deren Spuren
ren auch die
Bestandthei
Billiton
intensiv

ger
F

Administrateurs verschiedener Districte haben
ältere, seit langer Zeit verlassene Min
reiche Ausbeute an Erz liefern könnten,
Gebrauche mechanischer Hülfsmittel, wie
stehen, wieder in Angriff genommen wür
giebt überhaupt wohl wenig Unternehm
die so rücksichtslos und desultorisch betrieben
Zinngruben auf Banka bis zu einer verhältnißmäß
strebte einzig und allein dahin, mit so weniger
möglichst schnell so große Vortheile wie nur mö
dabei eine Men e des Erzes ungenutzt in den M
gar vergeudet wurde; ob durch die Anlage derf

Theil der Bodenfläche, als nöthig gewesen wäre, für immer der Cultur entzogen ward; ob die Bereitung der Holzkohle für das Schmelzen des Erzes mit schonungslosester Verwüstung der Wälder gepaart ging, ohne daß an ihre Wiederanpflanzung gedacht wurde, — dieses Alles erschien sehr gleichgültig und war niemals Gegenstand ernstlicher Erwägung.

Während Banka zu dem früheren Reiche Palembang gehörte, wurde von den Beherrschern desselben, ebenso wie jetzt von der niederländischen Regierung, das ausschließliche Eigenthumsrecht über alles Zinn auf dieser Insel beansprucht. Letztere war damals in fünf Districte getheilt, von denen jeder einen Beamten, Teko genannt, der sich aber nicht auf Banka, sondern an dem Hofe des Sultans zu Palembang aufhielt, zum Vorgesetzten hatte. Diese Beamten übertrugen die Gewinnung des Zinnes in den ihnen zugetheilten Districten, a reichere und angesehenere, zuverlässige und ihnen verantwortliche Chinesen, sogenannten Kongsi's, welche sich mit einer größeren oder geringeren Anzahl ihrer Landsleute für den Betrieb der betreffenden Minen, zu bestimmten Genossenschaften vereinigten. Sie waren zugleich Unternehmer der Minen und Mitarbeiter an denselben, theilten auch als solche zu gleichen Theilen mit den Uebrigen in dem Gewinne. Sie führten außerdem die Buchhaltung der Vereinigung. Auch errichteten sie Packhäuser, aus welchen die ärmeren Arbeiter an den Minen sich von Lebensmitteln, Werkzeugen, Kleidern und andern Gegenständen vorsehen konnten und wovon ihnen der Preis später von ihrem Gewinnsantheile abgezogen wurde. Alles gewonnene Zinn mußte, gegen den bestimmten Preis von 6 Piastern für den Pikul, dem betreffenden Beamten des Sultans von Palembang abgeliefert werden.

Im Uebrigen fand so gut wie keine Beaufsichtigung von Seiten des letztern statt und die Chinesen konnten an allen Stellen, die ihnen hierfür geeignet schienen, Minen anlegen und auch, ganz nach eigenem Gutdünken, diese wieder verlassen, um neue, ergiebigere zu öffnen. Diese Weise des Betriebes wurde im höchsten Maße nachtheilig für die Bodenverhältnisse dieser Insel, besonders aber für die Wälder, welche sich damals in viel größerer Ausbreitung als gegenwärtig auf ihr befanden; rächte sich auch bald genug selbst. Denn während in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, vierzig Jahre nachdem das Zinn auf Banka entdeckt wurde, die Ausbeute an diesem Metalle 65000 Pikul's betrug, war sie im Jahre 1780 schon auf 30000 Pikul's vermindert und belief sich zu Anfange dieses Jahrhunderts nur noch auf etwa 10000 Pikul's. Ein Pikul aber ist gleich 125 Amsterdam'schen Pfunden.

Chef. In jedem der andern Districte befindet sich dagegen ein besonderer, den Titel „Administrateur" führender Beamter, dem die Ausübung der Polizei, die Aufrechthaltung der Ordnung und außerdem die administrative Leitung und Beaufsichtigung aller Zinnminen daselbst obliegt. Diese Administrateurs sind aber keine technische Bergbeamten. Das Anlegen der Minen, die Gewinnung des Erzes und das Schmelzen desselben geschieht nur durch Chinesen nach ihrer eigenen, altherkömmlichen Weise. Allein mit Beziehung auf die Wahl des Ortes bei der Anlage einer neuen Mine haben in neuerer Zeit wesentliche Veränderungen stattgefunden. Früher überließ man dieselbe größtentheils den Chinesen und durch sie allein geschahen die Probebohrungen für die Untersuchung des an dem betreffenden Orte vorhandenen Zinnlagers.

Diese Untersuchungen mit dem chinesischen, Tjiam genannten Erdbohrer geschahen aber auf so unvollkommene Weise, daß die Ergebnisse nicht immer richtig waren und Täuschungen hinsichtlich des wirklichen Reichthums des betreffenden Erzlagers häufig stattfanden, so daß in Folge hiervon erst unlängst geöffnete Minen, als nicht die Kosten des Betriebes deckend, wieder verlassen werden mußten, nachdem eine Menge von Arbeitskraft und beträchtliche Summen Geldes fruchtlos für sie verwendet waren. Auch nahmen die Chinesen die allerreichsten und mächtigsten Zinnablagerungen, und zwar solche, wo die Gewinnung des Erzes eine verhältnißmäßig geringe Mühe verursachte, vorzugsweise in Betrieb; verließen aber auch diese nicht selten wieder, bevor alles Zinn aus ihnen zu Tage gefördert war. Es ist nämlich für sie leichter und vortheilhafter eine neue Mine zu eröffnen, als in schon bestehenden in einer größeren Tiefe zu arbeiten. Nicht selten wurden die untersten Lagen des Erzes ganz unangerührt gelassen.

Die Administrateurs verschiedener Districte haben mich versichert, daß sich daselbst ältere, seit langer Zeit verlassene Minen befänden, die jetzt noch eine reiche Ausbeute an Erz liefern könnten, wenn sie auf's neue, unter dem Gebrauche mechanischer Hülfsmittel, wie sie den Chinesen nicht zu Gebote stehen, wieder in Angriff genommen würden.

Es giebt überhaupt wohl wenig Unternehmungen bergmännischer Art, die so rücksichtslos und desultorisch betrieben worden sind, wie die Zinngruben auf Banka bis zu einer verhältnißmäßig neueren Zeit. Man strebte einzig und allein dahin, mit so weniger Mühe wie möglich und möglichst schnell, so große Vortheile wie nur möglich zu erzielen. Ob dabei eine Menge des Erzes ungenutzt in den Minen liegen blieb, oder gar vergeudet wurde; ob durch die Anlage derselben ein viel größerer

Theil der Bodenfläche, als nöthig gewesen wäre, für immer der Cultur entzogen ward; ob die Bereitung der Holzkohle für das Schmelzen des Erzes mit schonungslosester Verwüstung der Wälder gepaart ging, ohne daß an ihre Wiederanpflanzung gedacht wurde, — dieses Alles erschien sehr gleichgültig und war niemals Gegenstand ernstlicher Erwägung.

Während Banka zu dem früheren Reiche Palembang gehörte, wurde von den Beherrschern desselben, ebenso wie jetzt von der niederländischen Regierung, das ausschließliche Eigenthumsrecht über alles Zinn auf dieser Insel beansprucht. Letztere war damals in fünf Districte getheilt, von denen jeder einen Beamten, Teko genannt, der sich aber nicht auf Banka, sondern an dem Hofe des Sultans zu Palembang aufhielt, zum Vorgesetzten hatte. Diese Beamten übertrugen die Gewinnung des Zinnes in den ihnen zugetheilten Districten, a reichere und angesehenere, zuverlässige und ihnen verantwortliche Chinesen, sogenannten Kongsi's, welche sich mit einer größeren oder geringeren Anzahl ihrer Landsleute für den Betrieb der betreffenden Minen, zu bestimmten Genossenschaften vereinigten. Sie waren zugleich Unternehmer der Minen und Mitarbeiter an denselben, theilten auch als solche zu gleichen Theilen mit den Uebrigen in dem Gewinne. Sie führten außerdem die Buchhaltung der Vereinigung. Auch errichteten sie Packhäuser, aus welchen die ärmeren Arbeiter an den Minen sich von Lebensmitteln, Werkzeugen, Kleidern und andern Gegenständen versehen konnten und wovon ihnen der Preis später von ihrem Gewinnsantheile abgezogen wurde. Alles gewonnene Zinn mußte, gegen den bestimmten Preis von 6 Piastern für den Pikul, dem betreffenden Beamten des Sultans von Palembang abgeliefert werden.

Im Uebrigen fand so gut wie keine Beaufsichtigung von Seiten des letztern statt und die Chinesen konnten an allen Stellen, die ihnen hierfür geeignet schienen, Minen anlegen und auch, ganz nach eigenem Gutdünken, diese wieder verlassen, um neue, ergiebigere zu öffnen. Diese Weise des Betriebes wurde im höchsten Maße nachtheilig für die Bodenverhältnisse dieser Insel, besonders aber für die Wälder, welche sich damals in viel größerer Ausbreitung als gegenwärtig auf ihr befanden; rächte sich auch bald genug selbst. Denn während in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, vierzig Jahre nachdem das Zinn auf Banka entdeckt wurde, die Ausbeute an diesem Metalle 65000 Pikul's betrug, war sie im Jahre 1780 schon auf 30000 Pikul's vermindert und belief sich zu Anfange dieses Jahrhunderts nur noch auf etwa 10000 Pikul's. Ein Pikul aber ist gleich 125 Amsterdam'schen Pfunden.

Als die Engländer im Jahre 1811 Java, das damals einen Theil des französischen Kaiserreiches bildete, erobert hatten und im folgenden Jahre von ihnen auch das Reich Palembang besetzt und der Sultan Mahmud Badoureddin seines Thrones verlustig erklärt war, eigneten sie sich, nach dem Rechte der Eroberung, auch die Insel Banka zu.

Die englische Regierung suchte die Zinngewinnung wieder auf die frühere Höhe zurückzuführen und zugleich die Lage der Arbeiter in den Minen, die bis dahin durch die Unternehmer derselben sehr übervortheilt wurden, so viel wie möglich zu verbessern. Zu diesem Zwecke ließ sie die Minen unmittelbar und ohne Zwischenkunft besonderer Annehmer betreiben, erhöhte auch den Preis für den Pikul Zinn von 6 auf 8 Piaster. In Folge dieser verschiedenen Maßregeln betrug die Production im Jahre 1817 schon wieder 30500 Pikul's.

Nachdem Niederland seine Besitzungen in Ostindien von England zurückerhalten hatte, wurde auch die Insel Banka ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit seitens der Regierung. Man verstand den Reichthum, welcher in den Zinnsandablagerungen daselbst verborgen war, nach seinem Werthe zu schätzen und trachtete zugleich diesen Schatz so schnell wie möglich zu heben. Die Eintheilung der Insel in die schon erwähnten Districte, so wie die Ernennung eines besonderen Beamtencorps für die administrative Beaufsichtigung und obere Leitung der Minen, zugleich auch die Maßregel, daß diese Administrateurs hinsichtlich ihrer Besoldung hauptsächlich auf einen bestimmten Antheil an dem Reinertrage der Erzgewinnung in ihren betreffenden Districten hingewiesen wurden, so daß ihr eigener Vortheil mit dem des Staates unmittelbar Hand in Hand geht, waren die Ursache, daß sich die Zinnausbeute bald auf eine Höhe erhob, auf welcher sie sich selbst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht befunden hatte.

Die niederländisch-indische Regierung nahm für den Betrieb der Zinngruben, mit einigen Veränderungen, die Weise an, welche im Gebrauch gewesen war, als Banka noch den Sultanen von Palembang gehörte.

Die Gewinnung des Erzes, das Schmelzen desselben und alle übrigen Verrichtungen sind nämlich auch jetzt wieder an chinesische Genossenschaften, unter einem Chef, dem sogenannten Kongsi, nach contractmäßigen, von der Regierung festgestellten Bedingungen übertragen. Von Seiten der letzteren werden die Minenarbeiter monatlich mit Reis, einigen andern Lebensmitteln, den nöthigen Geräthschaften u. s. w. gegen festgesetzte Preise versehen.

Daß die Regierung sich die ganze Ausfuhr des Zinnes von Banka vorbehält, gleich viel, ob dasselbe in rohem Zustande ist, oder schon zu Geräthschaften irgend einer Art verarbeitet wurde, ist schon bemerkt worden. Die letzteren dürfen nur aus solchem Zinne verfertigt werden, welches gegen einen festgesetzten Preis aus dem Magazine der Regierung gekauft wurde. Zu ihrer Ausfuhr ist aber dennoch die schriftliche Zustimmung des Residenten nöthig.

Wie viel besser und wohlgeregelter der Zustand der Minen im Allgemeinen auch wurde, verglichen mit jenem zur Zeit der malaiischen Teko's, seitdem in jedem Districte ein niederländischer Administrateur die Aufsicht über dieselben ausübte, so blieb doch auch jetzt noch, im Großen und Ganzen, ein rücksichtsloses und einseitiges, mit den Regeln eines gesunden Staatshaushaltes wenig vereinbares Streben nach einer so großen, so schnellen und so wenig mühevollen Ausbeute an Zinn, wie nur immer möglich, nicht zu verkennen. Auch jetzt noch wurden fast nur die reicheren Erzgründe in Angriff genommen, Minen verlassen, wenn die Schichten des Zinnsandes mehr in der Tiefe lagen oder schwieriger auszubeuten waren und neue Minen ohne dringende Ursache geöffnet.

Erst als sich der Gedanke an die Möglichkeit, daß auch die überreichen Schätze von diesem Erze einmal erschöpft werden könnten, mehr und mehr entwickelte, wurde zugleich die Nothwendigkeit gefühlt, bei der Gewinnung dieses Metalles auf eine mehr sparsame und zugleich rationellere Weise zu Werke zu gehen. Zu diesem Zwecke sind, seitdem vor ungefähr zwanzig Jahren einem der allgemeinen Verwaltungs-Departemente in Niederländisch-Indien, nämlich der Abtheilung für die öffentlichen Werke — Directie van openbare werken — eine besondere Unterabtheilung für den Bergbau zugefügt wurde, auf Banka wissenschaftlich und practisch gebildete Mineningenieurs ohne Unterbrechung angestellt gewesen.

Aufgabe derselben war zuerst die ganze Insel mit Beziehung auf die daselbst vorhandenen Zinnlager sorgfältig zu untersuchen und hiervon genaue Karten zu entwerfen. Außerdem geschehen durch sie alle Erdbohrungen und anderen, der Anlegung neuer Minen vorausgehenden Probearbeiten, die früher gleichfalls den Chinesen überlassen waren und von ihnen mit sehr unzureichenden Hülfsmitteln verrichtet wurden. Auch sind sie in vielen andern Beziehungen technische Consulenten, sowohl des Residenten als der Administrateurs in den einzelnen Districten. Die Gewinnung und weitere Behandlung des Erzes aus den schon in Betrieb

genommenen Minen geschieht aber auch jetzt noch, nach hergebrachter Weise, allein durch die Chinesen. Die Aufsicht hierüber und Alles, was in Beziehung zu der Verwaltung der Minen steht, liegt durchaus außerhalb des amtlichen Wirkungskreises dieser Bergbauingenieurs.

Die Gesammtzahl der Zinnminen auf der ganzen Insel beträgt etwas über 300 und die Zahl der an ihnen beschäftigten chinesischen Arbeiter über 6000. Alle Minen werden in Koulit-, Koulit-Kollong- und Kollong-Minen eingetheilt. Koulit-Minen, von dem malaiischen, Haut, Rinde, Leder, Oberfläche u. s. w. bedeutenden Worte Koulit, sind solche, wo das Erz entweder ziemlich rein oder mehr oder weniger mit Thon und Sand vermischt, unmittelbar unter der Humusdecke, bis zu einer Tiefe von einigen Fußen gefunden wird. Diese Minen sind meistens klein und keinesweges die ergiebigsten. Ihr Betrieb ist mit geringer Mühe und wenigen Kosten verbunden, da nur eine kleine Zahl von Arbeitern für sie nöthig ist, und sie die beträchtliche Kosten verursachende Anlegung jener Wasserwerke, von denen ich bei den tieferen Minen sprechen werde, nicht erfordern.

Koulit-Kollong d. h. zugleich oberflächliche und tiefe Minen, sind solche, wo entweder die Lage des Zinnerzes sich in einer Tiefe von 10 bis 12 Fuß unter der Pflanzenerde befindet; oder aber andere, in denen eine Schichte des Erzes unmittelbar unter der Oberfläche, eine zweite aber in der Tiefe von einigen Fußen angetroffen wird. Kollong ist ein malaiisches Wort mit sehr mannigfacher Bedeutung, welches Höhlung, Vertiefung, dunkle Stelle und so den Raum unterhalb eines Bettes, des Feuerheerdes in der Küche u. s. w., als in diesem Falle die größere Tiefe bezeichnet, in welcher das Erz in den Minen abgelagert ist. Auch die Koulit-Kollong-Minen machen nur in seltenen Fällen und ausnahmsweise die Anwendung hydraulischer Geräthschaften nöthig.

Die wichtigsten von allen und zugleich diejenigen, welche von den Chinesen am liebsten betrieben werden, weil sie den größten Gewinn liefern, obgleich das Bearbeiten davon mit viel mehr Mühe und Kosten gepaart geht, als das der übrigen, sind die sogenannten tiefen oder Kollong-Minen. Um einen deutlichen Begriff von diesen letzteren zu geben, will ich eine derselben von dem Augenblicke ihres Entstehens an beschreiben. Ich bemerke vorher noch, daß sie eine Länge von 5—600 und selbst noch mehr Fuß haben, ungefähr halb so breit sind, eine Tiefe von 30—40 Fuß besitzen und 40—60 Arbeiter erfordern.

Sobald sich in dem einen oder andern Districte die Nothwendigkeit oder das Wünschenswerthe einer neuen Kollong-Mine fühlbar macht, wird

solches von dem betreffenden Administrateur dem Residenten von Banka vorgestellt. Meistens hat sich alsdann schon, unter den daselbst anwesenden Chinesen, eine Genossenschaft für die Uebernahme und den Betrieb dieser neu anzulegenden Mine im Voraus gebildet. In früherer Zeit suchten die Chinesen, wenn sie sich zu einer solchen Kongsi oder Genossenschaft für eine Kollong-Mine vereinigen wollten, sich zuvor selbst eine hierfür geschickte Stelle aus, trachteten sich mittels ihres eigenen, unvollkommenen Erdbohres, Tjiam, von der Mächtigkeit und den Streichungsverhältnissen des daselst vorhandenen Zinnerzes zu überzeugen und ersuchten alsdann den Administrateur um Erlaubniß an der betreffenden Stelle eine Mine anlegen zu dürfen.

Der Letztere, dessen größeres oder geringeres Einkommen, wie ich schon bemerkt habe, von dem größeren oder geringeren Ertrage der Minen in dem ihm untergeordneten Districte abhängig ist, untersuchte alle örtlichen Verhältnisse, namentlich mit Beziehung auf benachbarte Minen und Dörfer, Kampong's, der Eingeborenen; auf die größere oder geringere Schwierigkeit, welche die Anlegung der nöthigen Wasserleitungen daselbst verursachen würde; auf etwa sich hieraus für andere, ältere Minen ergebenden Nachtheile u. s. w. Zugleich trat der Administrateur hinsichtlich der neu anzulegenden Mine mit dem chinesischen Lieutenant in seinem Districte, den beiden von der Regierung besoldigten chinesischen Minen-Aufsehern, Mandor's, daselbst und andern sachverständigen, zuverläßigen Chinesen in Berathung und Rücksprache. Hiernach berichtete er, unter gleichzeitiger Uebersendung einiger Proben des Erzes von der betreffenden Stelle, dem Residenten, ohne dessen Zustimmung auch schon früher keine Kollongmine geöffnet werden durfte, und empfahl demselben, nach Maßgabe der Umstände, die Zustimmung zu verleihen oder zu verweigern.

Seitdem aber von den Mineningenieurs genaue Karten von allen Districten entworfen sind, die Zinngewinnung auf Banka überhaupt besser geregelt ist und nicht mehr, wie früher, nur „auf den Raub" und ohne alle Rücksichtsnahme auf die Lehren einer gesunden Nationalöconomie stattfindet, ist die Wahl des Ortes für neu anzulegende Kollong-Minen nicht mehr den Chinesen überlassen, welche sich zu ihrem Betriebe angemeldet haben, sondern geschieht durch den Residenten in Uebereinstimmung mit dem Administrateur des betreffenden Districtes und dem Ingenieur. Die Meinung des Letzteren ist hierbei von großem Gewichte. Die Wünsche der chinesischen Unternehmer werden allein, so viel möglich ist, berücksichtigt. Auch wird die betreffende Stelle vor der Oeffnung der Mine noch einmal von dem Ingenieur sorgfältig untersucht.

Wenn der Beschluß, daß die neue Mine betrieben werden soll, von dem Residenten genommen ist, so begeben sich alle Chinesen, welche Theil daran zu haben wünschen, zu dem Administrateur, der diejenigen von ihnen, die ihm aus dem einen oder andern Grunde nicht geschickt dafür erscheinen, zurückweist; mit den Uebrigen aber, in Uebereinstimmung mit den von der Regierung mit Beziehung hierauf ein für allemal erlassenen Bestimmungen, einen Contract schließt. Zugleich trägt derselbe ihre Namen, sowie auch den Namen, welcher der neuen Mine beigelegt werden soll, in das Minenregister seines Districtes ein. Man theilte mir mit, daß die Wahl des Namens für eine neu zu öffnende Mine, für die Chinesen immer eine Sache von großer Wichtigkeit sei, und daß sie einen schlecht gewählten als von ungünstiger Vorbedeutung für den zu erzielenden Gewinn ansähen.

Die Letzteren gehen alsdann zu der Wahl eines Hauptes oder Vorstehers der Mine aus ihrer Mitte über, dessen Titel, Kongsi, der Name solcher Vereinigungen oder Genossenschaften im Allgemeinen geworden ist. Außerdem wählen sie unter sich einen Schreiber, der zugleich Rechnungsführer ist, zwei Tjenling's, von denen der eine die Kasse führt und die Aufsicht über den Vorrath an Lebensmitteln und Minengeräthschaften hat; der andere aber alle Geschäfte außerhalb der Mine verrichtet, wie z. B. das Einkaufen der Nahrungsmittel, den Empfang der Vorschüsse bei dem Administrateur, das Ueberbringen von Botschaften u. s. w., sowie noch einen Koch, einen Gärtner, einen Holzträger und endlich einen Aufseher und Versorger der Schweine, von denen bei jeder Mine eine größere oder geringere Anzahl gezüchtet wird. Es ist bekannt, wie beliebt das Fleisch dieser Thiere bei den Chinesen im Allgemeinen ist. Für die chinesischen Minenarbeiter auf Banka aber ist es außerdem noch von einer besonderen öconomischen Wichtigkeit.

Sobald sich die Genossenschaft oder Kongsi auf diese Weise förmlich organisirt hat, erhält sie von Seiten der Regierung durch den Administrateur die erforderlichen geldlichen Vorschüsse für die Aufrichtung eines Wohngebäudes für alle an der Mine Betheiligten, dem sogenannten Kongsihause; für die Anlage eines Gemüsegartens, sowie für den Ankauf von Schweinen, Hühnern, Thee, Opferpapier und dem nothwendigsten Hausgeräthe wie zinnerne und eiserne Kessel und Pfannen, Geräthschaften für die Bereitung des Tjou, einer Art von Arak u. s. w. Auch werden aus diesen Vorschüssen die für die Bearbeitung der Mine nöthigen Werkzeuge und Geräthschaften, so als eiserne Spaten, chinesisch Kiok-tjo; Brecheisen, chin. Tji-ong; Tragkörbe, chin. Pun-kie; Tragehölzer, chin. Tam-koon;

ein Wasserrad, chin. Tjia-tiauw; eine hölzerne Wasserkette, von der weiter unten näher die Rede sein wird, chin. Kioo-kut; eine hölzerne Wasserrinne, chin. Tjia-thong, und verschiedene Zimmermannswerkzeuge angeschafft. Alle diese Vorschüsse werden den Kongsi's, bei den von ihnen später erfolgenden Zinnablieferungen an den Administrateur, von der contractmäßigen Bezahlung dafür abgezogen.

Die Kongsi empfängt auch aus dem in jedem Districte eingerichteten Gouvernementsvorrathshause alle Monate ihren Bedarf an Reis, Oel, Salz, Eisen und Stahl zu einem festgestellten Preise, welcher ihr bis zur nächsten Zinnablieferung creditirt wird. Da der Reis den Chinesen stets gegen 5 Gulden für den Pikul berechnet wird; die Regierung aber selbst, bei dem Einkaufe in Masse, nicht selten einen höheren Preis bezahlen muß, so ergiebt sich hieraus schon, daß die letztere weniger des Gewinnes wegen, als aus Rücksichten von anderer, mehr politischer Art, zu der Errichtung dieser Vorrathshäuser übergegangen ist. Die niederländisch-indische Regierung bezieht einen unmittelbaren Vortheil allein aus dem Salze, dessen Bereitung und Verkauf überhaupt zu ihren Monopolen gehört und aus ihren Magazinen auf Java nach Banka angeführt wird.

Der Einkaufspreis des Oeles, des Eisens und des Stahles ist viel weniger schwankend als der von dem Reis. Der feste Preis, wofür die Regierung diese Artikel den Chinesischen Kongsi's liefert, ist deßhalb in der Regel der Einkaufspreis mit einem Aufschlage von 20 bis 25 pCt.

Jede Kongsi bildet eine enggeschlossene Genossenschaft, deren Mitglieder gemeinschaftlich wohnen, essen, arbeiten und sich gleichmäßig in den Gewinn theilen. In der Regel haben alle Mitglieder einen gleichen Antheil, chin. Hun, an der Mine. In einzelnen Fällen aber kaufen auch Chinesen, die nicht der Kongsi angehören, namentlich an dem Hauptorte des Districtes ansässige Kaufleute, einen oder einige Hun's und stellen für ihre Person Lohnarbeiter, um den ihnen zufallenden Antheil an dem Betriebe der Mine zu verrichten.

Der Kongsi und die andern oben erwähnten, für besondere Geschäfte und Dienste gewählten Personen, mit Ausnahme des Kochs und des Gärtners, müssen während der Zeit, die nicht durch diese Dienstverrichtungen in Anspruch genommen wird, und für welche sie eine besondere Zulage genießen, gleich den Uebrigen an der Mine arbeiten. Wenn der Kongsi, der Schreiber und die beiden Tjenting's ihre Stellen antreten, erhält jeder von ihnen ein Geschenk, chin. Ampauw, bestehend aus zwei, zuerst in weißes und darauf in rothes Papier gewickelten Dollars, durch deren

Annahme sie sich verpflichten, die ihnen aufgetragenen Geschäfte für das folgende Arbeitsjahr, d. h. bis nach Ablauf der nächsten Schmelzung, treu und gewissenhaft zu verrichten. Wenn sie früher diese Stellen niederlegen, oder ihre Antheile an der Mine verkaufen und sich von der Kongsi trennen wollen, so sind sie verpflichtet, das Ampauw ihren Nachfolgern abzutreten.

Nach jeder Schmelzung, womit sich das betreffende Arbeitsjahr abschließt, findet eine Neuwahl der mit besonderen Dienstverrichtungen beauftragten Kongsimitglieder statt. Der Schreiber und die beiden Tjenting's werden in der Regel wieder gewählt. Seltener findet dieses mit dem Kongsi statt, der häufig froh ist, von seiner factisch mit keiner Auszeichnung und nur mit Mühe und Last verbundenen, allein scheinbar höheren Stellung abtreten zu können.

Derselbe hat nämlich für die Ordnung und Regelmäßigkeit bei den Arbeiten an der Mine zu sorgen, muß daher immer der erste und letzte in derselben, und von Allem, was daselbst vorgeht, unterrichtet sein. Ihm liegt auch ob, die häufig unter den Minenarbeitern stattfindenden Zwistigkeiten zu schlichten, überhaupt alle Ueberschreitungen der bestehenden polizeilichen Vorschriften zu verhüten. Auch ist er die Mittelsperson zwischen der Mine und dem Administrateur, für den es natürlich angenehmer ist, mit einer Person, anstatt mit allen Mitgliedern der Kongsi zugleich, unterhandeln zu können. Von Ansehen und Einfluß bei den letzteren ist für ihn, bei dem durchaus communistischen Charakter dieser Kongsivereine, nicht im mindesten die Rede. Die Andern fügen sich seinen Anordnungen und Befehlen auch fast nur in Angelegenheiten, welche unmittelbar die Mine betreffen, ohne ihm im Uebrigen die geringste Ehrerbietung zu beweisen. Nach Ablauf der Schmelzung empfängt er als Belohnung für seine besonderen Dienste ein Geschenk von 40 bis 50 Gulden und einem Paar chinesischer Schuhe.

Der Schreiber hat die Buchhaltung zu führen. Eine jede Kongsi steht in drei laufenden Rechnungen, nämlich mit dem Administrateur wegen aller an sie im Laufe eines Arbeitsjahres geschehenden Geldvorschüsse und Lieferungen von Reis, Salz u. s. w.; mit verschiedenen Kaufleuten und andern Privatpersonen wegen der verschiedenen Artikel, welche sie von denselben von einer Schmelzung bis zur andern entnimmt und endlich mit ihren eigenen Mitgliedern. Alle diese Rechnungen werden einmal im Jahre, und zwar wenn die Schmelzung beendigt ist, abgeschlossen. Der Schreiber erhält zu Ende eines jeden Jahres eine Belohnung von 20 bis 30 Gulden. Aller Augen sind stets darauf gerichtet daß die Bücher mit

der größten Genauigkeit gehalten werden und der Schreiber sich nicht allein nicht die geringste Unehrlichkeit, sondern selbst keine Nachlässigkeiten irgend einer Art erlaube.

Ueber die besonderen Geschäfte der Tjenting's wurde schon gesprochen. Auch sie sind einer anhaltenden, strengen Controlle von Seiten ihrer Kongsigenossen unterworfen. Derjenige von ihnen, dem die Aufsicht über das Magazin der Mine anvertraut ist, darf nicht das allergeringste ausgeben oder empfangen, bevor der Kongsi hiervon in Kenntniß gestellt und die betreffende Ausgabe oder Einnahme von dem Schreiber in seine Bücher eingetrageen wurde.

Eben so wenig wie der Kongsi, genießen der Schreiber und die Tjenting's Rang und Ansehen vor den andern Minengenossen. Auch die Tjenting's erhalten nach der jährlichen Schmelzung ein besonderes Geschenk von 20 bis 30 Gulden. Allein der Koch empfängt zu seinem Minenantheile eine monatliche Zulage von 3 bis 4 Gulden.

Alle Personen, die sich einer Veruntreuung an dem gemeinschaftlichen Eigenthume der Mine schuldig machen, werden von ihren Genossen dafür auf eine sehr strenge Weise gestraft. Verschiedene Administrateurs erzählten mir, wie es vorgekommen sei, daß des Betruges und Unterschleifes überwiesene Schreiber und Tjenting's, von den übrigen Minenarbeitern buchstäblich todt geprügelt wären. In solchen Fällen maßt die Kongsi, wie streng solches auch verboten ist, sich meistens selbst die Verurtheilung der Schuldigen an, und der Administrateur des betreffenden Districtes hört hiervon entweder niemals etwas, oder es kommt erst viel später, mehr zufälliger Weise, zu seinen Ohren. In der Mine, wo Vorfälle dieser Art sich ereignen, findet sich niemals ein Verräther; und es sind allein derselben feindlich gesinnte Arbeiter an anderen, benachbarten Minen, die hin und wieder als Angeber auftreten.

Wenn Mitglieder einer Kongsi verheirathet sind und Kinder haben, was aber nur äußerst selten der Fall ist, da sich die Zahl der Chinesischen Frauen auf Banka zu jener der Männer kaum wie 1 zu 8 verhält, so empfängt auch die Frau das für ihren Unterhalt nothwendige aus dem Magazine der Vereinigung und der Mann wird hierfür Schuldner der letzteren. Ich bemerke hierbei, daß alle Chinesischen Frauen auf Banka ursprünglich von Malaiischen Müttern abstammten.

Für die am meisten zur Anlage von Kollong-Minen geeignete Stellen werden niedrige, mitunter selbst tief gelegene Thalflächen zwischen Hügelreihen gehalten, besonders wenn der Boden etwas abhängig ist. Diese Verhältnisse erleichtern nämlich sehr die Anlage der für den Betrieb

der Mine so äußerst wichtigen Wasserleitungen. Man beginnt damit, d Grund von allen Bäumen und Gesträuchen zu entblößen und hierauf der Anlage der Wasserwerke überzugehen.

Die letzteren bilden, bei der Anlage einer jeden Mine, den mit d größten Mühe und zugleich den meisten Kosten verbundenen Theil d Arbeit. Denn um mit diesem Werke so bald wie nur möglich fertig werden, ist die Kongsi häufig gezwungen, ihre eigenen Arbeitskräfte dur die Annahme von Lohnarbeitern zu vermehren. Die hierdurch verursac ten Kosten aber müssen durch sie selbst getragen werden.

Zuerst wird ein größeres Reservoir, um aus ihm alle für die Mi nothwendigen Wasserleitungen nach Maßgabe des Bedarfes füllen zu kö nen, oberhalb derselben angelegt. Zu diesem Zwecke wird einer der Bäch an denen Banka sehr reich ist, abgedämmt. Je mehr der, für die Da stellung dieses, in der chinesischen Minensprache Tebat genannten Rese voirs, geeignete Bach, sich in der Nähe der Mine befindet, mit so geri geren Kosten können natürlich die aus ihm zu der letzteren hinführend Wasserleitungen angelegt werden. Die Zahl derselben ist nicht bei all Minen eine gleiche, besteht aber bei den meisten aus drei größeren u eben so vielen oder noch mehr kleineren. Der allgemeine Name dies Wasserleitungen ist Bandar.

Die Hauptleitung, chinesisch Laai tjoui kiauw, ist von allen die höch liegende. Das Wasser, welches durch sie aus dem Tebat nach der Mi hingeführt wird, ergießt sich auf ein Wasserrad, bringt dieses in Bew gung und fällt hierauf in einen tiefer angelegten, Chan kiauw genannt Bandar, durch welchen es in irgend einen unterhalb der Mine gelegen Bach gelangt. Durch diesen zweiten, tiefer gelegenen Bandar wird a das mittels des auf die weiter unten zu beschreibende Weise aus d Mine heraufgezogene Wasser abgeführt. Der dritte dieser hauptsächlichst Bandar's wird Pio Tjelé genannt und verbindet das Tebat unmittelb mit dem Bache oder Flusse unterhalb der Mine, in welchen sich die vo erwähnte Leitung ergießt. Er dient hauptsächlich um bei heftigen Stu regen das Tebat zu entleeren und hierdurch eine Ueberfüllung desselbe wodurch Dammbrüche verursacht werden könnten, zu verhüten.

Die Länge dieser Bandar's hängt von der Entfernung des Teb von der Mine und ihre Tiefe von der größeren oder geringeren N gung ab, welche der Boden, worauf sie angelegt werden, besitzt. Ist di ser nur sehr wenig abhängig, so müssen diese Leitungen, um in ihnen d erforderliche Strömung des Wassers zu erlangen, selbstverständlich un viel tiefer als oben sein. Ihre Tiefe wechselt daher von 2 bis zu

und mehr Fuß, während ihre Breite 2 bis 3 Fuß beträgt. Das Anlegen dieser Bandar's erfordert die meiste Sorgfalt, damit ihre Wandungen bei den Sturzregen während des Westmonsun's, dem alsdann außerordentlich vermehrten Andrange der Wassermenge, den nöthigen Widerstand bieten können.

Außer den genannten, bei allen Kollong-Minen sich wiederfindenden Hauptbandar's, bestehen bei jeder von ihnen, wie schon bemerkt wurde, noch verschiedene kleinere. Diese führen aus den ersteren einen Theil des Wassers allenthalben hin, wo man desselben bedarf, und dienen vornämlich zu dem Auswaschen des Zinnerzes. Sie können mittels Schleusen von den großen Bandar's abgesperrt werden.

Das Ausgraben der Mine fängt an ihrem unteren Ende an. Der dritte Theil der Kongsigenossen gräbt und die übrigen tragen die Erde weg. Um, wenn die Ausgrabung zugenommen hat, in die Mine zu gelangen, dienen zwei rohe, einfach aus den Stämmen von Cocuspalmen mit eingehauenen Tritten bestehende Leitern. Auf der einen steigen sie mit den, mit Erde gefüllten Körben aus der Mine herauf, auf der anderen kehren sie in diese mit den entleerten Körben zurück. Jeder dieser Arbeiter bringt bei einem jeden Gange in den beiden, von dem Tragehölze, chin. Tam-koon, herabhängenden Körben, chin. Punkie, 40 bis 50 Pfund Erde nach oben, und schüttet dieselbe in einiger Entfernung von der Mine an einer hierfür geeigneten Stelle aus.

Es ist auffallend, mit welcher Ausdauer und Kraftanstrengung dieser beschwerliche Theil der Arbeit von den Chinesen verrichtet wird und mit welcher Schnelligkeit sie mit ihrer schweren Last an Erde und Steinen die Stiegen des Baumstammes hinaufeilen. Sie bedürfen deshalb einer mehr als gewöhnlich reichlichen und kräftigen Nahrung. In der Regel essen sie täglich fünfmal. Ihre Speisen bestehen aus Reis, Gemüse, getrockneten Fischen, sowie dem Fleische von wilden Schweinen und Hirschen, entweder in frischem Zustande oder getrocknet, Ding-ding. Dabei trinken sie den ganzen Tag Thee und häufig auch Tjou, eine Art selbstbereiteten Arrak's. Der Ruf zu diesen gemeinschaftlichen Mahlzeiten wird jedesmal mit weithin durch die ganze Mine schallenden Schlägen gegen ein aufgehangenes, ausgehöhltes Stück von einem Baumstamme gegeben.

Ich erwähne auch noch, daß das Einstürzen der Minenwände durch junge Bäume verhütet wird, welche, mit den Wurzeln nach oben, mit den Zweigen nach unten, unter einem Winkel von 45 Graden, gegen die schwächeren Stellen, wie Stützen angelehnt werden.

In dem Maße, als die Mine tiefer wird, sammelt sich in ihr, theils in Folge der Regen, theils aber aus dem Grunde aufsteigend, mehr und mehr Wasser an. Um dasselbe aus ihr herauszuschaffen, wird das, am untern Ende des großen, Laoi tjoui kiauw genannten Bandar's angebrachte Wasserrad gebraucht. An dem einen, etwas verlängerten Achsenende desselben sind nämlich in seinem ganzen Umfange, gleich den Zähnen eines Kammrades, viereckige, hervorstechende Hölzer angebracht. Bei den Umwälzungen des Rades aber greift, in Folge hiervon, jedes dieser Hölzer genau in ein Glied der sich, um die Achse des Rades herumbewegenden Wasserkette, malaiisch Tali ajer, chinesisch Kioo-kut.

Diese letztere, deren Anwendung ich später auch vielfältig in den ebenfalls von Chinesen betriebenen Goldminen in Landak, im westlichen Borneo, beobachtet habe, ist folgender Gestalt zusammengesetzt. Jedes Glied besteht aus einem hölzernen, ungefähr zwei Fuß langen und ungefähr anderthalb Fuß breiten Brette. In der Mitte desselben, sowohl an seiner obern als untern Seite etwa einen halben Fuß hervorragend, befindet sich ein, ungefähr einen Zoll dickes Stück Holz fest eingefügt. Dasselbe ist an seinem obern und untern Ende durch ein Gelenk mit dem entsprechenden Holze an dem nächst oberen so wie dem nächst unteren Gliede der Kette verbunden. Zu letzterer gehört die Wasserrinne, chin. Tjia-thong. Dieselbe besteht aus einem Baume, der trogartig so ausgehauen ist, daß seine Aushöhlung den Verhältnissen des mittleren, queren Brettes eines jeden Gliedes der Kette genau entspricht, und diese sich in der Aushöhlung nur eben auf- und abbewegen kann, zugleich aber den Raum zwischen den drei Wandungen derselben, mit jenen Brettern so vollständig wie nur möglich ausfüllt.

Ehe diese Maschine in Anwendung kommt, wird in der Mine, unterhalb der Stelle, wo der zuerst beschriebene Hauptbandar seinen Inhalt auf das große Wasserrad ausstürzt, eine Art von Brunnen ausgegraben, um das Wasser aus der Mine vorläufig aufzunehmen. Einzelne kleinere Gräben befördern aus allen Theilen derselben den Zufluß des Wassers zu dieser Grube. Der rinnen- oder trogartig ausgehauene Baumstamm wird alsdann gegen die Wand der Mine in einem Neigungswinkel von ungefähr 45 Graden so angelehnt, daß sein unterer Theil sich in diesem Brunnen, sein oberes Ende aber unterhalb der hervorragenden Hölzer an dem großen Rade befindet. Die Entfernung zwischen beiden Puncten bedingt die größere oder geringere Länge dieser Wasserrinne. An ihrem unteren Ende ist, innerhalb des Brunnens, eine Spille angebracht und mit hervorstehenden Hölzern versehen, welche gleich denen an der Verlängerung der Achse

des Wasserrades, genau in die Glieder der Wasserkette eingreifen. Die letztere besitzt die doppelte Länge der Entfernung zwischen der Achse des ersteren und der Spille an dem untern Theile der Rinne. Ihre Enden aber sind, wie alle übrigen Glieder, durch ein Gelenk mit einander verbunden.

Wenn alle Theile dieser Maschine gehörig mit einander verbunden sind, namentlich aber die Wasserkette über die Verlängerung der Achse des Wasserrades und die Spille am unteren Ende der Rinne fest und in der Weise gespannt ist, daß ihre eine Hälfte sich innerhalb der letzteren befindet, so wird das große Wasserrad in Bewegung gesetzt. Bei den Umwälzungen desselben aber windet sich die Kette mittels ihrer beweglichen Glieder um die Verlängerung seiner Achse und zugleich auch um die Spille an dem unteren Ende der Rinne, so daß die eine Hälfte von ihr, innerhalb der letzteren, sich stets in einer aufsteigenden, die andere, außerhalb der Rinne, aber in einer absteigenden Bewegung befindet. Durch die Bewegung der Kettenhälfte innerhalb der Rinne nach oben, wird aber fortwährend ein Theil des sich in dem Brunnen befindlichen Wassers mit hinaufgezogen und in den zweiten des Hauptbandar's entleert.

Wenn die Wasseransammlung in der Mine sehr beträchtlich und schnell zunehmend ist, müssen zwei und mitunter noch mehr dieser Wasserräder und Wasserketten in Anwendung gebracht werden. Zwei genügen aber in der Mehrzahl der Fälle. Diese Maschinen sind für die Arbeiter an einer Kollong-Mine ein Gegenstand des Stolzes und der Freude, obgleich dieselben viel zweckmäßiger durch ganz einfache, ungleich weniger Mühe und Kosten verursachende Pumpen ersetzt werden könnten, da die Entleerung des Wassers durch sie nur verhältnißmäßig langsam und unvollkommen stattfindet.

Wenn auf die beschriebene Weise alle die Erzlage bedeckende Schichten von Sand und Thon hinweggeräumt sind, tritt ein Ruhetag in der Mine ein. Alle Kongsigenossen vereinigen sich zu einem Festmahle für gemeinschaftliche Rechnung, bei welchem Thee, der schon erwähnte, selbst gebrannte Arrak, chin. Tjou, und vaterländisches Gebäck nicht geschont und für welches Hühner und Schweine, das Lieblingsessen der Chinesen, geschlachtet werden. Auch werden den ganzen Tag vor dem, in einem jeden Kongsihause sich befindenden Abgotte, chin. Topeikong, sogenannte Josi's oder wohlriechende Opferstöckchen und Opferpapier verbrannt, um hierdurch den Gott zu bewegen, ihnen einen reichen Erzgewinn zukommen zu lassen.

Die chinesischen Minenarbeiter sind überhaupt in einem hohen Grade abergläubisch. Sie glauben z. B. fest daran, daß, wenn Jemand mit

Schuhen und Stiefeln, oder mit einem Regenschirme in der Hand die Mine betritt oder gar das Erz mit den Füßen anrührt, dasselbe unmittelbar mehr in die Tiefe sinkt und minder reichhältig an Metall wird. Wenn ich Minen besuchte, so wurden mir, wohin ich meine Schritte lenkte, immer Bretter untergelegt, welche ich nicht verlassen durfte. Selbst der Resident von Banka und der Administrateur unterwerfen sich hierin.

Das Zinnerz wird ganz auf dieselbe Weise, wie vorher die Lagen von Thon und Sand, aus der Mine herausgeschafft und an einer geeigneten Stelle, meistens in der Nähe der kleineren Bandar's, worin es später ausgewaschen werden soll, aufgehäuft.

In welcher Gestalt dasselbe in der Regel vorkommt, erwähnte ich schon oben. Allein füge ich hier noch bei, daß es wenig erwünscht ist, wenn es sich als feiner, schwärzlicher, Siamang genannter Sand vorfindet. Nicht allein geht bei dieser Form des Erzes bei dem Auswaschen sehr viel verloren, sondern sein Metallgehalt ist auch geringer wie bei dem grobkörnigeren.

Alle bisher beschriebenen Arbeiten an und in der Mine, so wie auch das Auswaschen des Erzes können, wegen des hierzu nöthigen Wassers, allein während des Westmonsun's, der Regenzeit, betrieben werden. Das Aufhören desselben findet in der Regel beinahe gleichzeitig mit dem Eintritte des chinesischen neuen Jahres statt, in der letzten Hälfte des Februar oder in den ersten Tagen von März.

Es ist den Chinesen aber viel daran gelegen, mit jedem ihrer neuen astronomischen Jahre auch ein neues Arbeitsjahr antreten zu können. Man beeilt sich daher in allen Minen mit dem letzten Theile der Arbeit, nämlich dem Waschen und Schmelzen des gewonnenen Erzes, um hiermit noch vor dem Ende der Regenzeit, oder was fast dasselbe ist, vor Ablauf des alten Jahres, fertig zu werden.

Das Auswaschen des Erzes geschieht in den erwähnten, kleineren Bandar's, welche ihr Wasser aus den größeren empfangen und durch Schleusen mit denselben in Verbindung stehen.

Dieselben werden mit Brettern oder der Rinde von Baumstämmen, die so abgezogen wird, daß sie eine Art von Trog bildet, inwendig belegt. Hierauf wird das Erz in sie hineingeschüttet, worauf man die Schleusen öffnet und, während der Wasserstrom sich auf das Erz ergießt, dasselbe gegen den Strom an, mit Schaufeln und Spaten durch einander arbeitet. In Folge dieser Bewegung werden der mit dem Erze verbundene Sand und die ihm anhaftenden erdigen Theile durch das Wasser abgeführt, während das Erz selbst wegen seiner größeren Schwere liegen bleibt.

Ist das Erz mit vielen Quarzstücken und andern größeren Steinen vermengt, so schüttet man es in länglichen, flachen Körben unter der Einwirkung des Wasserstromes in dem Bandar hin und her. Hierdurch kommen die Steine oben zu liegen. Man liest sie aus, wirft sie weg und wäscht das in dem Korbe zurückbleibende noch einmal auf die gewöhnliche Weise. Mit dem Waschen ist ein größerer oder kleinerer Theil der Minenarbeiter beschäftigt, in dem Maße, als der Vorrath des bereits vorhandenen Erzes beträchtlich und der Eintritt der trockenen Jahreszeit vor der Hand ist. An einem Bandar können gleichzeitig verschiedene Arbeiter beschäftigt sein. Diejenigen, welche nicht für das Waschen erforderlich sind, fahren inzwischen fort, Erz aus der Mine heraufzuschaffen. Das ausgewaschene wird in einem Schoppen in der Nähe des Schmelzofens aufbewahrt und getrocknet.

Endlich kommt auf diese Weise die für alle Theilnehmer an der Mine so hochwichtige Zeit der Schmelzung heran, der Alle nach Maßgabe der Umstände, mit freudigerer oder bangerer Erwartung entgegen sehen. Da dieser Theil des Werkes mit besonderen, nicht unbeträchtlichen Ausgaben für die Mine verbunden ist, so empfängt sie hierfür von dem Administrateur des Districtes größere oder kleinere geldliche Vorschüsse. Das Schmelzen des Erzes geschieht immer des Nachts, und zwar von 6 Uhr Abends bis 6, 7 oder 8 Uhr am andern Morgen.

An dem Tage, wo zuerst des Abends Erz geschmolzen werden soll, findet in der Mine wieder ein großes Festmahl statt, an welchem nicht allein alle Kongsigenossen, sondern auch Freunde und Bekannte aus andern Minen, so wie chinesische Kaufleute, mit denen die Mine in geldlicher Beziehung steht, und Andere Theil nehmen. Je größer die Menge des erhaltenen Erzes ist und jemehr sich davon ein reichlicher Ertrag an reinem Metalle erwarten läßt, um so größer ist die Zahl der geladenen Gäste, um so mehr Schweine werden geschlachtet und um so höher geht es überhaupt bei dem Feste her.

Jede größere Mine hat ihren eigenen Schmelzofen; kleinere haben oft einen gemeinschaftlichen. Auch haben einzelne chinesische Industrielle hier und da Oefen errichtet, um sie an ganz kleine Minen zu vermiethen. Einzelne derselben sind so eingerichtet, daß zwei Minen zugleich ihr Erz schmelzen lassen können.

Wenn sich schon im Allgemeinen in der Weise, wie die Zinngewinnung auf Banka stattfindet, sehr vieles nicht billigen läßt, besonders wenn man hierbei allein auf ähnliche bergmännische Einrichtungen in Europa blickt und nicht zugleich erwägt, auf welche fast unüberwindliche Schwie-

rigkeiten die Einführung von Veränderungen und Verbesserungen hier stößt, so erscheint doch kaum ein anderer, mit der Zinngewinnung auf dieser Insel in Verbindung stehender Gegenstand so durchaus tadelswerth, als die Einrichtung der Schmelzöfen.

Dieselben sind acht bis zehn Fuß lang, ungefähr halb so breit und fünf bis sechs Fuß hoch. Oben sind sie offen. Sie werden aus einem feuerfesten, mit Sand vermengten Thone aufgerichtet und können einen sehr hohen Grad von Hitze ertragen. Inwendig auf ihrem Grunde, in der Nähe der vorderen Mauer, befindet sich eine kegelförmige Vertiefung. Von dem Grunde derselben führt, durch ein Loch in der erwähnten Mauer, eine aus Thon gebrannte Röhre nach außen. Unterhalb der letzteren, außerhalb des Ofens, ist eine in die Erde gegrabene Grube, um das geschmolzene, durch die erwähnte Röhre ausfließende Metall aufzunehmen. Auch die hintere Mauer des Ofens ist durchbohrt und zwar für die Aufnahme einer zweiten, aus Thon gebrannten Röhre, durch welche die Luft aus dem Blasebalge in das Innere des Ofens gelangt.

Der Blasebalg, chin. Pouput, ist von sehr eigenthümlicher Construction. Er besteht nämlich in einem ungefähr zehn Fuß langen, cylinderförmigen, ausgehöhlten, dicken Baumstamme. In der Höhlung desselben bewegt sich eine lange starke Stange, an deren unterem Ende eine dicke, runde, genau in den Cylinder hineinpassende hölzerne Scheibe, angebracht ist. Der Rand der letzteren ist mit Hühnerfedern besetzt und befinden sich in ihr einige Luftklappen, die sich bei dem Einstoßen dieses Stempels schließen, bei dem Herausziehen aber wieder öffnen. An dem unteren Ende des Cylinders ist eine Oeffnung, aus welcher der in ihm erzeugte Luftzug, mittels der schon erwähnten thönernen Röhre, in das Innere des Ofens geführt wird.

Die Schmelzung des Zinnes geschieht, wiewohl auch durch Chinesen, doch nicht durch die Theilgenossen an der betreffenden Mine, sondern durch besondere, hierfür in Dienst genommene Arbeiter. Sie bestehen aus einem Schmelzer, sechs Blasebalgziehern und einem Handlanger. Da das Werk des Schmelzers, der fortwährend der Gluthitze des Ofens ausgesetzt ist, eine große körperliche Anstrengung erfordert; er auch in seinem Fache erfahren und zugleich sehr aufmerksam sein muß, so erhält er die verhältnißmäßig große Belohnung von drei Dollars für die Schmelznacht. Die Blasebalgzieher erhalten einen Gulden und achtzig Cente, der Handlanger aber einen Gulden für die Nacht. Außerdem wird ihnen Allen Essen und Tjou vollauf gereicht.

Die Oefen werden mit Holzkohlen geheizt. Die Minen lassen dieselben entweder durch einige ihrer Mitglieder brennen, die alsdann für diese Arbeit eine monatliche Zulage von zwei bis drei Gulden für Rechnung der Kongsi genießen, oder sie werden ihnen von andern, das Kohlenbrennen als Geschäft und Erwerbsmittel treibenden Chinesen geliefert. In letzterem Falle kommt die für eine Schmelznacht erforderliche Menge von Kohlen, der Mine auf 10 bis 12 Dollars zu stehen.

Die Oefen erfordern eine sehr viel größere Menge von Kohlen, als der Fall sein würde, wenn ihre Construction nicht so durchaus unzweckmäßig wäre. Hierdurch, so wie durch die desultorische Weise, in welcher die Wälder für den Zweck der Kohlenbereitung, die ebenfalls unvollkommen und so wenig haushälterisch wie nur möglich geschieht, seit so vielen Jahren verwüstet wurden, ist es gekommen, daß sich in manchen Districten jetzt schon Mangel an Holz in zunehmendem Maße fühlbar macht. Jene hochstämmigen Riesen, die Pracht und das Wunder der Wälder in den Aequinoctialgegenden, sieht man selbst in weiterem Umkreise von den Minen gar nicht mehr, und von dem dichten Urwalde, der zu Anfange des vorigen Jahrhunderts die ganze Insel bedeckte, finden sich nur noch hier und da einzelne, fragmentarische Ueberreste.

Wenn der Ofen mit Kohlen gefüllt ist und diese sich in vollster Gluth befinden, wirft der Schmelzer einige Schaufeln Erzes auf die letzteren. Drei von den Blasebalgziehern sind ohne Unterbrechung damit beschäftigt, die Kohlen anzuschüren und in Gluth zu erhalten, indem sie hin und wieder laufend, den in dem hohlen Baumstamme befindlichen Stempel so schnell wie möglich vor- und zurückbewegen. Auch diese Arbeit ist so ermüdend, daß die eine Hälfte die andere alle 10—12 Minuten ablösen muß. Während die Einen den Blasebalg bewegen, ruhen die Andern aus, oder werfen, wenn der Schmelzer solches verlangt, Kohlen und Erz in den Ofen, halten auch die Formen bereit, in welche das geschmolzene Metall gegossen wird.

Die letzteren sind in der Nähe des Ofens und werden durch den Eindruck einer hölzernen Form in eine feine, etwas feuchte Erde erhalten, womit man zuvor eine flache, gleichmäßig tiefe, größere oder kleinere Grube ausfüllte. Jede Form zeigt an ihrer Unterseite ein B, Banka bedeutend und zugleich den Anfangsbuchstaben des betreffenden Zinndistrictes.

In dem Maße als das Zinn aus dem Erze herausschmilzt, fließt dasselbe durch die obenerwähnte, thönerne Röhre in der vorderen Seite des Ofens, aus diesem nach außen in die vor der äußeren Oeffnung der

Röhre befindliche Grube. Der Schmelzer muß vor allem darauf sehen, daß sich die Röhre nicht durch Kohlen verstopfe und, wenn solches der Fall ist, sie mit einer langen Stange vorsichtig zurückzuschieben suchen. Würde hierbei die thönerne Röhre zerbrochen, so müßte die Schmelzung für diese Nacht aufhören.

Wenn die Grube vor dem Ofen, mit dem aus ihm herausfließendem Zinne gefüllt ist, so schöpft der Schmelzer alle auf der Oberfläche desselben schwimmenden Kohlenstücke und andere Unreinigkeiten sehr sorgfältig mit einem eisernen Löffel ab und füllt hierauf die bereit gehaltenen Formen mit dem flüssigen Metalle. Bevor dasselbe völlig erstarrt, werden noch einmal alle auf seiner Oberfläche schwimmenden Unreinigkeiten weggenommen und schreibt man zugleich auf sie den Namen der Mine mit chinesischen Charakteren. Wenn diese Blöcke, deren Gewicht einen halben Pikul oder 62½ Amsterdam'sche Pfunde, bei dem einen etwas mehr, bei dem andern etwas minder beträgt, völlig erkaltet sind, werden sie aus den Formen genommen und in der Nähe des Ofens aufeinander gestapelt.

In einer jeden Schmelznacht werden 45 bis 60 und selbst noch mehr solcher Blöcke gegossen. Diese Differenz wird durch die größere oder geringere Reichhaltigkeit des Erzes, so wie in einem hohen Maße auch durch die Qualität der Kohlen bedingt. Selbst die persönlichen Eigenschaften des Schmelzers, der Grad seiner Erfahrung und der Sorgfalt, womit der Schmelzungsprozeß von ihm geleitet wird, üben hierauf Einfluß aus.

Die besseren Zinnerze auf Banka enthalten zwischen 45 und 65 % reinen Metalles. Minen, deren Erzlager hieran weniger als 45 Procent enthalten, werden nicht des Betriebes werth geachtet. Es bedarf aber keines Beweises daß auch diese, wenn es möglich wäre, sie nach europäischer Weise, mit europäischen Arbeitskräften und Maschinen zu betreiben, noch einen sehr beträchtlichen Vortheil aufliefern würden.

Auf diese Weise wird mit der Schmelzung fortgefahren, bis der ganze Vorrath des aufgehäuften Erzes in reguliniſches Metall verwandelt ist. Hierbei findet nach drei Nächten angestrengter Arbeit immer eine Ruhenacht statt.

Bei der schlechten Construction der Oefen verflüchtigt sich nicht nur eine gar nicht unbeträchtliche Menge des Zinnes und entweicht durch die obere Oeffnung desselben, sondern auch die nach der Schmelzung zurückbleibende Schlacke ist noch immer mehr oder weniger zinnhaltig. Letztere wird deshalb, wenn die eigentliche Schmelzung beendigt ist, zerschlagen, gerieben und noch einmal geschmolzen. Sieben Schmelznächte geben in der Regel genug Schlacke, chinesisch Tro, für eine Nacht. Die nach der

Schmelzung derſelben zurückbleibende zweite Schlacke wird alsdann noch einmal geſchmolzen. Hierdurch erhält man aus den Schlacken noch 1½ bis 4 Procent an Zinn.

Hierauf wird die ganze Menge des ſowohl aus dem Erze wie aus den Schlacken gewonnenen Zinnes nach dem Hauptorte des betreffenden Diſtrictes hingekarrt und an den Adminiſtrateur deſſelben abgeliefert. Dieſer Beamte läßt alle Blöcke einzeln wägen und zeichnet das Gewicht derſelben genau an. Hierauf findet die Abrechnung zwiſchen ihm und der Mine ſtatt.

Die letztere erhält für jeden Pikul, zu 125 Amſterdamſchen Pfunden gerechnet, 13½ Gulden. Hiervon wird aber der Betrag alles deſſen abgezogen, was die Mine im Laufe des verfloſſenen Jahres ſowohl an Geldvorſchüſſen als an Naturalien, wie Reis, Oel, Salz, Eiſen, Stahl, Geräthſchaften u. ſ. w. von dem Adminiſtrateur empfangen hat. Bei dieſer Abrechnung werden die Bücher des Adminiſtrateurs mit dem des Schreibers der Mine genau verglichen.

Wenn die Mine unglücklich gearbeitet hat, ſo iſt, nach Abſchluß dieſer Rechnung, der für die Vertheilung unter die Kongſigenoſſen bleibende Ueberſchuß nur ſehr gering. Mitunter werden die Schulden bei dem Adminiſtrateur durch den Verkaufspreis des Zinnes nicht einmal gedeckt. In ſolchen Fällen hofft man, daß das nächſte Jahr günſtigere Reſultate auliefern werde. Es iſt aber keineswegs leicht und findet auch nicht häufig ſtatt, daß Minen, die einmal Schulden beſitzen, ſich wieder davon frei arbeiten. Meiſtens wachſen dieſelben von Jahr zu Jahr an. Da die Regierung aber für den Pikul Zinn, wovon der europäiſche Marktpreis zwiſchen 65 und 75 Gulden ſchwankt, mitunter aber die letztgenannte Summe noch überſteigt, nur 13½ Gulden bezahlt, ſo hat ſie ſelbſt von den weniger glücklich arbeitenden Minen noch einen nicht unbeträchtlichen Gewinn.

Es iſt bekannt, daß das Zinn von Banka das beſte auf der Erde iſt und an Güte ſelbſt das von Malakka noch übertrifft. Es enthält, wenn es in den Handel gelangt, nur zwiſchen ½ und 1 Procent fremder Beſtandtheile, iſt alſo faſt chemiſch rein. Jahre lang war zu Müntok ein Chemiker angeſtellt, ausſchließlich für die Unterſuchung des aus den verſchiedenen Minen eines jeden Diſtrictes erhaltenen Zinnes. Man hatte in Holland nämlich darin einen ſehr geringen Bleigehalt entdeckt, den man früher in dem Zinne von Banka nicht gefunden hatte. Es ergab ſich, daß in einigen Minen das Blei, worin in China der Thee eingeſchloſſen

wird, mit in den Schmelzofen geworfen war. Zur Verhütung einer solchen Beimischung eines fremden Metalles, wie unbedeutend auch, fanden die Untersuchungen jenes erwähnten Chemikers statt.

Der jährliche Gesammtertrag aller Zinnminen auf Banka beläuft sich in der Regel auf 75—80,000 Pikul's und selbst mehr. Man kann hieraus beurtheilen, wie werthvoll der Besitz dieser Insel für Holland ist und daß, nach Abzug ihrer Verwaltungskosten, des Einkaufspreises des Zinnes und aller ferneren, auf das letztere fallenden Unkosten bis zu dem Augenblicke, wo es auf den Versteigerungen der niederländischen Handelsgesellschaft zu Amsterdam und Rotterdam zum Verkaufe gelangt, noch ein sehr beträchtlicher, reiner Gewinn übrig bleibt. Diese Insel ist für Holland eine Henne, die jetzt noch goldene Eier legt, mit jedem Ei aber einen Theil ihres Fleisches einbüßt, so daß ein Zeitpunct vorherzusehen ist, wo sie nur noch als todtes Gerippe dasteht. Es ist daher eine gebieterische Pflicht, durch eine so planmäßige, haushälterische und schonende Ausbeutung wie nur möglich der daselbst jetzt noch vorhandenen Metallschätze, diesen Augenblick so weit wie möglich hinauszuschieben.

Selbst wenn eine Mine vortheilhaft gearbeitet hat, ist die Summe, welche nach Abschluß ihrer Rechnungen bei dem Administrateur, verschiedenen Lieferanten und andern Privatpersonen zur Vertheilung unter den Mitgliedern der Kongsi überschießt, keine beträchtliche. Es sind daher nur verhältnißmäßig Wenige von den eigentlichen Minenarbeitern im Stande, so viel zu erübrigen, daß sie, nach vielen Jahren angestrengter Arbeit mit einem Vermögen von wenigen hundert Gulden nach ihrem Vaterlande zurückkehren können. Bei den in den Minen allein für Tagelohn arbeitenden Chinesen, den sogenannten Minen-Kouli's, ist solches noch viel seltener der Fall.

Der von der Regierung festgestellte Einkaufspreis von $13^1/_2$ Gulden für den Pikul, oder 125 Amsterdam'schen Pfunden, Zinn, erscheint allerdings sehr niedrig, ja fast allzu niedrig, wenn man ihn mit dem wirklichen Werthe und dem Verkaufspreise desselben vergleicht. Man darf hierbei aber nicht aus dem Auge verlieren, daß die chinesischen Minenarbeiter den Betrieb der Zinngruben durchaus ungezwungen und freiwillig auf sich nehmen, obwohl sie voraus wissen, daß selbst unter den günstigsten Verhältnissen der Gewinn, auf den sie zu rechnen haben, kein sehr großer ist; daß, wenn die betreffende Mine weniger glücklich arbeitet, bei Abschluß des Arbeitsjahres entweder gar kein oder doch nur ein sehr geringer Ueberschuß zur Vertheilung unter den Theilnehmern daran übrig bleibt; so wie auch daß die Letzteren, wenn die Mine sehr unglücklich ge-

wesen und in Folge hiervon bei der Regierung in Schulden gekommen ist, hierfür solidarisch verantwortlich bleiben. Die Lage der chinesischen Minenarbeiter auf Banka ist deshalb noch immer eine günstigere wie die der Landbevölkerung auf Java, welche, bei dem herrschenden Culturysteme, gezwungen ist, Kaffee anzupflanzen, die Anpflanzungen in der von der Regierung vorgeschriebenen Ausbreitung zu unterhalten und die Ernte davon, gegen eine Bezahlung, die schon zu dem Marktpreise der Kaffeebohnen zu Batavia und Samarang in keinem Verhältnisse steht, an die Gouvernements-Packhäuser abzuliefern.

Die Einwanderung von chinesischen Minenarbeitern nach Banka geschah in früheren Zeiten unmittelbar von Kanton nach Müntok mit chinesischen Junken, findet seit den letzten Jahrzehnten aber fast nur noch über Sincapour statt. Sobald eine größere oder kleinere Anzahl von ihnen auf Banka ankommt, werden sie, nach Maßgabe des Bedürfnisses, in die verschiedenen Minendistricte vertheilt, wo sie anfänglich und bis sie im Stande sind ein Antheil an einer Mine, chin. Hun, zu erlangen, als Tagelöhner, sogenannte Singkés, arbeiten müssen. Sie stammen meistens aus den Gebirgsgegenden im Innern der Provinz Kuan-tong und gehören zu den rohesten, zügellosesten und ungebildetsten ihres Volkes. Das Leben in den Minen aber ist wenig geeignet ihnen eine höhere Gesittung zu verleihen.

Trifft es sich mitunter, was aber nicht häufig der Fall ist, daß die Zahl der ungerufen sich nach Banka begebenden Minenarbeiter dem Bedürfnisse nicht entspricht, und in dem einen oder andern Districte sich ein Mangel an ihnen fühlbar macht, so wird meistens durch Vermittelung des Chef's, sogenannten Kapitain, der Chinesen zu Müntok abgeholfen. Derselbe begiebt sich alsdann nach Sincapour und sucht daselbst so Viele, wie nöthig sind, zu engagiren.

Ich bemerkte schon, daß die Zahl der chinesischen Minenarbeiter auf Banka, welche im Stande sind, durch jahrelange, angestrengte Arbeit so viel zu erübrigen, um mit einem kleinen Vermögen nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, nur eine verhältnißmäßig geringe sei. In Folge hiervon und ihres Zusammenlebens mit eingeborenen, malaiischen Frauen hat sich im Laufe der Zeit auf dieser Insel eine chinesische Bevölkerung gebildet, die ungefähr ein Drittheil ihrer Gesammtbevölkerung ausmacht. Letztere bestand nämlich im Jahre 1870 aus 116 Europäern, 37,070 Eingeborenen malaiischer Race, 17,100 Chinesen und 56 Arabern. Die auf Banka geborenen und ansässigen, sogenannten Paranakan-Chinesen, sind viel gesitteter, geistig gebildeter und in ihrem Betragen anständiger

als die zuziehenden Minenarbeiter. Man findet sie hauptsächlich an den Hauptörtern der verschiedenen Districte, wo sie sich durch Handel, Antheilnehmen an Minen, ohne persönlich daran zu arbeiten, Land- und Gartenbau u. s. w. ernähren.

Interessant war es für mich, als ich lange Jahre nachher, in 1862, eine Inspectionsreise durch die ganze Insel machte, zu Soungei-Selan die römisch-katholische, seit einigen Jahren unter der Leitung des Pastors Langenhoff stehende, von demselben gegründete Missions-Anstalt kennen zu lernen. Zweck derselben ist nicht allein das Christenthum, sondern auch allgemeine menschliche Gesittung unter der chinesischen Bevölkerung daselbst zu verbreiten. Mit innigem Vergnügen sah ich die Kirche, die Schule, das Hospital und andere, mit dieser Anstalt verbundene und aus ihr hervorgegangene Einrichtungen. Nirgends, wohin ich nur das Auge warf, war der Geist reinster, auf keine Nebenzwecke gerichteter Humanität zu verkennen. In der Lehr- und Bekehrungsweise des Herrn Langenhoff ging die Moral dem Dogma voraus. Er trachtete die rohen und wüsten chinesischen Minenarbeiter zu Menschen, und dann erst zu Christen zu formen. Ich bewunderte die Einsicht, den Tact, die Milde, Aufopferung und Geduld, womit diese Mission von ihm geleitet wurde. Der Pastor Langenhoff sprach verschiedene chinesische Dialecte, und schrieb sie mit derselben Leichtigkeit wie ein Eingeborener. Durch einen achtjährigen Aufenthalt in China, während welcher Zeit er gänzlich außer allem Verkehre mit Europäern lebte, hatte er sich für diese Stellung vorbereitet.

Ich selbst habe niemals die Nothwendigkeit davon erkannt, „daß allen Bäumen eine Rinde wachse" und Manches, was ich während meines vieljährigen Aufenthaltes außerhalb Europa's mit Beziehung auf Missionswesen und Christenmacherei im Allgemeinen beobachtet und erfahren habe, hat bei mir eher eine ungünstige als günstige Meinung hierfür erzeugt. Um so anziehender war es für mich, den segensreichen Wirkungskreis, welchen Herr Langenhoff sich in dieser entlegenen Weltgegend geschaffen hatte, in allen Einzelnheiten kennen zu lernen, und die wenigen Tage meines Aufenthaltes zu Soungei-Selan haben in mir einen bleibenden, angenehmen Eindruck hinterlassen.

Die Stelle des Administrateurs in jedem der Districte ist mit einer großen Verantwortlichkeit verbunden und erfordert seinerseits zugleich Umsicht, Tact und verständiges Handeln. Häufig entstehen unter den Arbeitern an einer Mine weitgehende, auf das Werk selbst einen nachtheiligen Einfluß ausübende Streitigkeiten, die durch ihn geschlichtet und beseitigt werden müssen. Noch wichtiger sind die Zwiste zwischen verschiedenen, be-

nachbarten Minen, vornämlich wenn die Arbeiter an ihnen einander feindlichen Partheien angehören, deren so viele unter allen Volksklassen in China bestehen. Nicht selten entarten diese Feindlichkeiten in offnen Krieg, so daß die Zwischenkunft der bewaffneten Macht erfordert wird. Auch kommt es mitunter vor, daß die Arbeiter der einen oder andern Mine, besonders solcher, die Jahre hinter einander keinen baaren Gewinn für die Theilnehmer daran abwarfen und in Schulden bei dem Administrateur geriethen, sich in Aufstand gegen die Regierung begeben. Sie vernichten alsdann die Wasserleitungen, Wasserräder u. s. w.; zerstören die Mine so viel wie möglich; ziehen haufenweise tumultarisch in dem betreffenden Districte umher und suchen andere Minen gleichfalls zum Aufstande zu bewegen, allenthalben Unheil und Unruhe anstiftend. In allen solchen Fällen ist von Seiten des Administrateurs ein ebenso tactvolles und umsichtiges als energisches Einschreiten nöthig. —

Die eingeborene Bevölkerung, deren Anzahl ungefähr das doppelte der eingewanderten chinesischen beträgt, besteht aus Malaien; gehört aber zu den in körperlicher wie in geistiger Beziehung am niedrigsten stehenden Stämmen dieser weit verbreiteten Völkerfamilie. Diese Eingeborenen sind ein körperlich schwaches, wenig energisches und wenig intelligentes Volk, ohne allen Kunstfleiß und mit einer sehr geringen Anlage und Neigung für den Ackerbau. Bis zu einer verhältnißmäßig neuen Zeit, wo sie durch die Regierung gezwungen wurden, sich in Dörfern, Kampong's, niederzulassen und regelmäßig nach Maßgabe ihres Bedürfnisses, Reisfelder, Ladang's, anzulegen, führten sie, ohne eigentliche feste Wohnsitze, ähnlich wie viele Stämme der Dajak's im Innern von Borneo, in den Wäldern umherschweifend, ein elendes und armseliges, halb nomadenartiges Leben. Nur gelegentlich wurde von ihnen auf die allerroheste Weise und stets in unzureichender Menge Reis angepflanzt, oder etwas Zinnerz ausgeschmolzen und an chinesische Handelsleute verkauft. Viele von ihnen trugen selbst keine Kleider aus gewebten Stoffen, sondern bedienten sich hierfür weich geklopfter Baumrinden.

Seit den letzteren Jahren ist das Loos dieser eingeborenen Bevölkerung viel verbessert. Ihre Dörfer, Kampong's, sind alle sehr regelmäßig in ein und derselben Form angelegt. Die auf Pfählen errichteten Häuser schließen nämlich einen größeren oder kleineren viereckigen, mit Bäumen bepflanzten Platz ein, in dessen Mitte sich die Rumah bitjara oder das Versammlungslocal der Aeltesten des Dorfes, also eine Art von Rathhaus befindet.

Fast alle Dörfer der eingeborenen Bevölkerung liegen von der Küste entfernt an dem großen, durch die ganze Insel führenden, ebenfalls erst in neuerer Zeit angelegten Wege, aber in beträchtlicher Entfernung von den Minen. Jede Gemeinschaft zwischen den chinesischen Minenarbeitern und den Eingeborenen wird nämlich, so viel wie nur möglich ist, verhütet, damit diese nicht von jenen, deren Intelligenz, besonders mit Beziehung auf Handelsgeschäfte eine viel höhere ist, übervortheilt und ausgesogen werden.

Die Eingeborenen von Banka machten auf mich den Eindruck, als ob sie im Allgemeinen nicht allein minder gut genährt, sondern auch von einer viel schwächlicheren Körperconstitution wären als die meisten andern malaiischen Volksstämme auf den indischen Inseln. Auffallend war mir auch das sehr häufige Vorkommen des Albinismus unter ihnen. Bei meiner zweiten Anwesenheit auf dieser Insel, wo ich auch den Zustand der Vaccine daselbst zu inspiciren hatte, fand ich in den verschiedenen Districten unter 993 Kindern 78 Albino's. Diese Erscheinung befremdete mich um so mehr, als ich auf Java kein einziges Mal, auf den Molukken so wie auf Sumatra aber nur sehr selten Fälle von Albinismus wahrgenommen hatte. Das häufige Vorkommen desselben auf Banka muß jedenfalls auf die schwächliche Constitution der eingeborenen Bewohner dieser Insel im Allgemeinen zurückgeführt werden.

Banka gehört zu den Theilen des indischen Archipels, die am meisten den Anfällen malaiischer Seeräuber bloßgestellt sind. Denn obschon fortwährend niederländische Kriegsdampfschiffe gegen dieselben kreuzen und die indischen Meere gegenwärtig nach allen Richtungen von Mailbooten befahren werden, so hat man bis jetzt doch das Piratenwesen noch nicht ausrotten können. Die vermehrten Anstrengungen in letzterer Zeit haben dasselbe sogar nicht einmal wesentlich zu vermindern vermocht. Gleich wie früher, verlassen noch jetzt immer, bei dem Eintritte des Ostmonsun's ganze Flotten von Seeräuberprauwen die verschiedenen Inseln des Sulo-Archipels, um, vor dem Winde, ihre weiten, sich bis zur Gaspar- und Banka-Straße erstreckenden Seezüge gegen Westen zu unternehmen, kleinere, unbewaffnete inländische Handelsfahrzeuge wegzunehmen, und, wo sich nur die Gelegenheit dazu darbietet, Menschenraub auszuüben. Mit dem Westmonsun kehren alsdann diese Piratenprauwen, reichbeladen mit Sclaven und anderer Beute, zu ihren, für europäische Kriegsschiffe meistens wenig zugänglichen heimathlichen Inseln zurück.

Hauptsächlich die Ostküste von Banka wird durch diese Seeräuber von Palawan, Magindanao und den Sulo-Inseln häufig heimgesucht. Fast

jährlich führen sie noch von dort eine größere oder geringere Anzahl der Eingeborenen weg, wie streng und wachsam die Polizei auch ist, welche in diesen Gewässern durch niederländische Kriegsschiffe ausgeübt wird. Die Seeräuber landen und überfallen die wenigen Bewohner dieser Küstenstriche in der Regel eben so schnell als unerwartet und sind meistens mit ihrem Raube schon wieder weit von Banka entfernt, wenn die Kriegsdampfer Jagd auf sie machen.

Es war für mich sehr interessant, die Mittheilungen anzuhören, welche eine Frau zu Müntok, die erst vor einigen Jahren aus der Gefangenschaft bei den Piraten nach Banka zurückgekehrt war, eines Abends meinem Wirthe, Dr. Baumgarten und mir, von ihren Erfahrungen und Erlebnissen auf Tawi-Tawi, der Hauptinsel des Sulo-Archipels, machte. Die Erzählerin hatte daselbst fast drei Jahre zugebracht. Sie war von chinesischer Abkunft, aber auf Banka geboren, vielleicht erst 25 Jahre alt, sehr schön, dabei lebensklug, in ihrer Weise welterfahren, so wie nicht ohne Geist und Witz. Sie wußte angenehm, aber in einer eigenthümlichen, naiven Weise, ohne die geringste Zurückhaltung und mit Eingehen in alle Einzelnheiten, selbst die allerdelicatesten, zu erzählen. Von dem Augenblicke an, wo sie mit eilf andern Personen durch die Bemannung einer Seeräuberprauw von der Küste von Banka weggeschleppt wurde, bis zu dem Zeitpunkte ihrer Erlösung, war sie durch verschiedene Hände gegangen, hatte sich aber, ungeachtet sie nur Sclavin war, Menschen und Verhältnisse zu unterordnen gewußt. Sie gestand offen ein, daß sie sich im Allgemeinen über die ihr gewordene Behandlung, nicht beklagen könne. Ihre Befreiung hatte sie einem englischen Schiffskapitain von Sincapour zu verdanken, der sie dem Häuptlinge, bei welchem sie damals war, für 12 Lila's d. h. Drehbassen und einige Fässer Pulver abgekauft hatte. Sie begleitete hierauf ihren Befreier auf zwei Reisen nach Manilla und Calcutta und wurde alsdann von ihm der niederländisch-indischen Regierung, als Unterthanin derselben, überliefert. Letztere erstattete den Kaufpreis für sie dem Engländer zurück. Derselbe nahm ihn aber nur an, um ihn seiner, ihm lieb gewordenen Schützlingin zum Geschenke zu machen.

Als ich die Schicksale dieser Frau vernahm, war sie Haushälterin bei einem der vornehmeren holländischen Beamten zu Müntok. Bei ihren mannigfachen, so wechselvollen Erlebnissen und Abenteuern mußte ich unwillkürlich an das Göthe'sche „Fraun gewöhnt an Männerliebe, Wählerinnen sind sie nicht, aber Kennerinnen u. s. w." denken. Ich habe im Jahre 1862 ihre Tochter, ein schlankes, schönes Mädchen, in einem ähn-

lichen Verhältnisse, als worin sich damals ihre Mutter zu Müntok befand, bei einem der Administrateurs kennen gelernt. —

In eben dem Maße, als die Insel Banka, wegen des daselbst in so großer Menge abgelagerten Zinnerzes, reich genannt werden kann, ist sie in anderer Beziehung arm und unfruchtbar. Sie theilt dieses Loos mit andern, sehr metallreichen Ländern. Banka ist weder für den Landbau, noch für Viehzucht geeignet und bringt kaum so viel Reis hervor, wie für einen Theil ihrer Bevölkerung, nämlich die eingeborene malaiische, erfordert wird. Der Bedarf an diesem Hauptnahrungsmittel für die Europäer und Chinesen wird von Java eingeführt. Selbst an den herrlichen, für die Malaienländer so charakteristischen Früchten besteht auf Banka ein auffallender Mangel; kaum werden daselbst einige wenige Pisang-Arten von geringerer Güte angepflanzt. In dieser Beziehung steht Banka in auffallender Weise hinter Java, Sumatra und den Molukken zurück. Die Nähe von Palembang macht indessen, daß die Tafel der Europäer zu Müntok doch immer mit verschiedenen Früchten reich versehen ist. Ueberhaupt läßt sich Palembang als die Vorrathskammer von Müntok betrachten. Selbst das Büffelfleisch, welches hier die Stelle des Rindfleisches vertritt und fast eben so wohlschmeckend ist, kommt von dort. Die See in der Nähe von Banka ist wegen ihrer geringen Tiefe sehr reich an Fischen und unter ihnen an schönen und wohlschmeckenden Arten. Mit dem Fange derselben beschäftigen sich aber mehr Chinesen als Eingeborene. Getrocknete Fische bilden die hauptsächlichste animalische Nahrung der nicht europäischen Bevölkerung dieser Insel.

Von wilden Thieren finden sich in den Wäldern von Banka eine Hirschart, Cervus muntjac; ein wildes Schwein, Sus vittatus; die allgemeinste Affenart, Cercopithecus cynomolgus; der Gespenstaffe, Tarsius spectrum; der fliegende Maki, Galeopithecus variegatus und eine Menge von Handflüglern oder Fledermäusen. Weder der Tiger noch irgend ein anderes größeres Raubthier kommt daselbst vor. Im Allgemeinen ist die Säugethierfauna dieser Insel, mit der von Sumatra, Java und Borneo verglichen, eine arme und zugleich keine eigenthümliche, da alle genannten Mammalien sich auf jenen größeren Inseln wiederfinden. Die Vögel zeigen sowohl, was die Geschlechter als die Arten betrifft, eine große Uebereinstimmung mit denen von Sumatra, Java und der malaiischen Halbinsel. Die Flußmündungen wimmeln auch auf Banka, gleichwie auf allen andern größeren Inseln des indischen Archipels, von Crocodilen. Insecten, besonders die Käfer, finden sich meistens auf Sumatra wieder.

Auf ganz Banka befanden sich, als ich das letzte Mal daselbst war, nur zwei Reitpferde, von denen das eine dem Residenten, das andere einem Officier angehörte. Auch Büffel werden daselbst nicht gehalten. Die meisten der Eingeborenen haben dieses Thier selbst niemals gesehen. Als ich mich im Jahre 1862 zu Toboali, dem Hauptorte des gleichnamigen Districtes im südwestlichsten Theile von Banka befand, war daselbst die niederländische Kriegsbrig Pylades für die Aufnahme der Bankastraße stationirt. Um die Equipage dieses Schiffes täglich mit frischem Fleische versehen zu können, war eine Anzahl von Büffeln von Palembang nach Toboali gebracht worden. Diese Thiere erregten aber die Neugierde und Bewunderung der Eingeborenen in dem Grade, daß täglich eine Menge von ihnen, zur Besichtigung derselben, oft Meilen weit aus dem Innern, herbei eilte.

Das Wasser auf Banka wird allgemein für ungesund gehalten, und die, wie es mir scheint, nicht ganz richtige Meinung, daß es Zinntheile aufgelöst enthalte, ist allgemein verbreitet. Im Allgemeinen gilt Banka für ungesund und der Aufenthalt daselbst soll namentlich für Kinder von europäischen Eltern in den ersten Lebensjahren sehr nachtheilig, ja selbst lebensgefährlich sein. Die Aerzte zu Müntok und an andern Orten versicherten mich, daß die Erfahrung hierfür spräche, wußten aber nicht die Ursachen dieser Erscheinung anzugeben.

Daß auf Banka auch Eisenerze vorkommen, erwähnte ich schon oben beiläufig. Sie sind aber nicht der Gegenstand bergmännischer Gewinnung und nur die Eingeborenen trachten aus ihnen gelegentlich, auf sehr einfache und rohe Weise, wenig beträchtliche Mengen von Metall darzustellen. Das Eisen von Banka wird seiner Beschaffenheit wegen gepriesen und ist zu Palembang für die Verfertigung von Krissen und andern Waffen, worin die Bewohner dieses Hauptortes des östlichen Sumatra sich so sehr auszeichnen, ganz besonders gesucht.

Auch Alluvialgold soll sich in einigen Gegenden des Innern von Banka, besonders im südlichen und südwestlichen Theile dieser Insel befinden und in früheren Zeiten ausgegraben sein. Man erzählte mir, daß sich in den genannten Gegenden noch einige, längst verlassene Gruben aus alter Zeit befänden.

Erdbeben sind auf Banka so gut wie unerhört. Als einzige Zeichen der Vulcanicität lassen sich, wenn man will, zwei auf dieser Insel befindliche warme Quellen anführen. Die eine, welche ich selbst gesehen habe, ist Aijer anggat genannt und liegt an dem Wege von Soungei-Selan nach Pankal-Pinang, ungefähr sieben englische Meilen von erstge-

nanntem Orte, etwa eine halbe Meile südwärts. Das Wasser war hell, geruch- und geschmacklos. Seine Temperatur betrug 45, 41° C., bei einer Lufttemperatur von 27, 22 Graden. Die zweite warme Quelle liegt am Fuße des Berges Parmassang in einer morastigen Gegend, einige englische Meilen von der Küste entfernt. Das Wasser derselben soll noch heißer als das der von mir besuchten sein und einen salzigen Geschmack besitzen. —

Inzwischen näherte sich das Ende meines Aufenthaltes auf Banka immer mehr. Am 1. October ward mir die Nachricht, daß eine Kreuzpraum für meine Ueberfahrt nach Palembang bereit läge. Ich beschloß deßhalb, schon am 3. des Morgens abzureisen, schickte am folgenden Tage meine Kisten und Koffer nach dem Fahrzeuge und stattete bei den Beamten und Officieren, deren Bekanntschaft ich gemacht hatte, einen Abschiedsbesuch ab. Am 3. October, bald nach Sonnenaufgang, begleitete mich mein liebenswürdiger Wirth bis an Bord der Kreuzpraum, wo wir Abschied von einander nahmen. Ich dankte ihm noch einmal für alle mir bewiesene Güte und Freundlichkeit und verließ einige Augenblicke später die Insel Banka, wo der Aufenthalt für mich angenehm gewesen war und ich Gelegenheit gehabt hatte, Manches für mich Neue und Interessante zu beobachten und kennen zu lernen. —

2. Palembang.

Die Kreuzprauw, welche bestimmt war mich nach Palembang hinüberzubringen, führte, als Unterscheidungszeichen von den andern Fahrzeugen gleicher Art, die Zahl Achtzehn sowohl in der Flagge wie hinten auf dem Spiegel. Es befinden sich nämlich im Ganzen 84 solcher Kreuzprauwen im Dienste. In der Regel sind dieselben, nach dem Bedürfnisse der verschiedenen Strandresidentschaften, über den ganzen Archipel vertheilt. Sie werden aber, wenn es gilt Küstenstriche zu blockiren, Flußmündungen abzusperren und ähnliche kriegerische Hülfsleistungen zu verrichten, in größere oder kleinere Geschwader zusammengezogen. Ihr gewöhnlicher Dienst, namentlich außerhalb Java's, besteht darin, daß sie die Verbindung zwischen dem Hauptorte der betreffenden Residentschaft und den kleineren, entweder an der See, oder wie auf Borneo und in der östlichen Hälfte von Sumatra, an den Flußufern gelegenen Posten unterhalten; Briefe, Gelder, sowie im Dienste reisende Beamten und Militairpersonen von einem Orte zum andern befördern; die Polizei längs der Küste ausüben; gelegentlich gegen Seeräuber kreuzen; Schmuggelhandel verhüten u. s. w.

Diese Fahrzeuge bestehen in sehr stark und fest aus dem Holze des Djatti-Baumes gebauten, an ihrem vorderen, größeren Theile offenen Booten von mäßigem Tiefgange aber ausnehmender Seetüchtigkeit. Ihre Länge beträgt 35—40, ihre Breite 12—14 Fuß. Sie sind für den Gebrauch der Ruder wie der Segel eingerichtet und führen, zwei nach europäischer Weise aufgezeugte Masten. Zwischen dem hinteren derselben und dem Steuerruder befindet sich, zum Aufenthalte und Gebrauche der mit diesen Booten reisenden Europäer, ein ungefähr 10 Fuß langes, etwas weniger breites, aber nur etwa 4 Fuß hohes, sich mit seinem platten Dache kaum über die Verschanzung erhebendes, an den Seiten mit kleinen Fenstern versehenes cajütenartiges Gemach. Die ganze Breite desselben, sowie auch den größten Theil seiner Länge nimmt eine niedrige, kaum einen Fuß hohe hölzerne Bank ein. Man läßt auf letztere eine Matratze ausbreiten, sowohl zum nächtlichen Lager als auch um sitzend oder liegend auf ihr, mit einem Buche in der Hand, die Zeit zuzubringen, wenn Regen oder allzustarke Sonnengluth den Aufenthalt un-

ter freiem Himmel weniger angenehm machen. Im Allgemeinen ist dieses Logis, wenn man sich daran gewöhnt hat, daß man darin nicht stehen kann, keineswegs unbequem zu nennen.

Für den malaiischen Befehlshaber der Kreuzprauw befindet sich eine ähnliche aber viel kleinere Cajüte als die für Passagiere bestimmte, zwischen dieser letzteren und dem Steuerruder. Ihr Eingang sieht auf dasselbe. Die Matrosen haben kein Obdach gegen Wind und Wetter. Sie bringen die Nacht wie den Tag in dem Vordertheile des Bootes unter freiem Himmel zu. Nur wenn anhaltend starker Regen fällt, suchen sie sich durch Matten, alte Segel u. s. w. soviel wie möglich gegen denselben zu schützen. Die Milde des Klima's im Allgemeinen sowie ihre Gewohnheit an diese Lebensweise von früher Jugend an, läßt sie hiervon keine nachtheilige Einwirkung auf ihre Gesundheit erfahren.

Da diese Kreuzprauwen Kriegsfahrzeuge, wiewohl nur von dem letzten Range sind und keineswegs ganz selten als solche auftreten und handeln müssen, so sind sie auf ihrer Verschanzung mit einigen, in der Regel 3—4, Drehbassen, malaiisch Lila, bewaffnet und führen außerdem eine Anzahl von Gewehren, Pistolen und kurzen, breiten und schweren Säbeln, mal. Klewang, welche sich zugleich als Beile gebrauchen lassen. Alle diese Waffen sind im Innern der Cajüte aufgehangen und bilden, wohlerhalten und glänzend geputzt, den Wandschmuck derselben.

Die Bemannung einer jeden Kreuzprauw besteht aus ihrem Befehlshaber, mal. Djouragan; einem Steuermann, mal. Djourumoudi, und 18 Matrosen. Alle sind Eingeborene des indischen Archipels, der größeren Anzahl nach Malaien, theilweise aber auch Javaner und Bugi's. Die Djouragan's sind in der Regel tüchtige und erfahrene, dabei erprobte und zuverlässige, mit allen Örtlichkeiten der Gewässer, in welchen die unter ihrem Befehl stehenden Prauwen stationirt sind, wohlvertraute Seeleute; die Matrosen aber muthig, entschlossen und, wenn es darauf ankommt, kampfbereit, das wechselvolle, unstete Leben auf dem Meere höher stellend als jede andere gleichmäßigere, einträglichere und zugleich gefahrlosere Beschäftigung auf dem festen Lande.

Die Kreuzprauwen, sowie ein Dutzend größerer und kleinerer, drei bis acht Stücke führender Dampfschiffe, welche während der letzten 10 bis 12 Jahre in Dienst gestellt wurden, bilden die, von den für eine Reihe von Jahren stets in den indischen Gewässern stationirten Schiffen der niederländischen Seemacht, in allen Beziehungen durchaus getrennte, sogenannte „civile" oder „Gouvernements-Marine". Nur die Befehlshaber, Steuerleute und Maschinisten der zu letzterer gehörenden Dampfschiffe sind Europäer, während ihre übrige Bemannung, gleich wie die der Kreuzboote, nur aus Eingeborenen besteht. Diese Dampfschiffe führen

indessen die Flagge und den Wimpel gleich den Schiffen der königlichen Marine und ihre Offiziere tragen auch Uniform, wiewohl nicht die der niederländischen Seeoffiziere. Dieselben bilden ein besonderes Corps niederländisch-ost-indischer Civilbeamten. Chef dieser „Gouvernements-Marine" ist ein höherer, meistens halbinvalider, bei dem, eine besondere Abtheilung des niederländischen Marine-Dienstes bildenden, sogenannten „sedentairen Seewesen" angestellter Offizier der niederländischen Seemacht. Beide, Gouvernements-Dampfschiffe und Kreuzprauwen, stehen dort, wo sie stationirt sind, zur Disposition und unter dem Befehle der betreffenden höchsten Civil-Autorität.

Die Entfernung zwischen Müntok und den südwestlich von diesem Orte gelegenen Mündungen des nach Palembang hinaufführenden Mousi, beträgt wenig mehr als sieben geographische Meilen. Da der Wind uns aber nicht begünstigte und die Kreuzprauw Nr. 18 kein schneller Segler war, so erreichten wir die Küste von Sumatra erst kurz vor Sonnenuntergang. Der Tag war sehr heiß, der Himmel unbewölkt und die See ebensowenig bewegt wie die Luft. Die Sonne brannte dabei so empfindlich, daß ich es vorziehen mußte den größten Theil des Tages, statt auf einem leichten, wenig Raum einnehmenden Feldstuhle vor der Cajütte, innerhalb derselben zubringen. Erst am Nachmittage, als sich ein leichter uns zugleich erquickender und schneller fortbewegender Wind aus Osten erhob, wurde der Aufenthalt unter freiem Himmel mehr und mehr angenehm. Ich bemerkte schon oben, gleich zu Anfange dieser Mittheilungen, wie flach die Ostküste von Sumatra sei, wie sehr allmählig sie sich über das Meer erhöbe und wie an ihr ein kaum zu bemerkender Uebergang des Flüssigen in das Feste stattfinde. Aus diesem Grunde unterscheiden sich die Mündungen der großen Flüsse, von denen diese Hälfte der genannten Insel in der Richtung von Westen nach Osten durchzogen wird, von dem Lande zu beiden Seiten, welches eigentlich noch kein Land ist, dem Auge nach hauptsächlich bloß durch die Farbe. Der Anfang des Landes wird nämlich nur dadurch erkennbar gemacht, daß sich daselbst einzelne Rhizophoreen, Avicennien und Aegiceren mit ihren grünen Spitzen, zuerst nur wenige Zoll hoch, über die Meeresfläche erheben. Höher den Strom hinauf drängt sich die Vegetation zu seinen Seiten in zunehmendem Maaße zusammen und wird kräftiger und höher, wiewohl noch Meilen weit landeinwärts die Stämme der genannten Pflanzen von dem Meere umspült werden.

Der Mousi theilt sich, wenige Meilen unterhalb der Hauptstadt Palembang, in mehrere Arme, welche, indem sie sich entweder unmittelbar oder durch eine Art Canäle wieder mit einander vereinigen, eine Anzahl von Inseln bilden und sich endlich durch vier Mündungen in die

See ergießen. Dieselben führen, von Norden gegen Süden gezählt, die Namen Banjou Assim, Sounsang, Oupang und Saleh. Von ihnen ist die Sounsang genannte die wichtigste, die vorzugsweise befahrene und zugleich diejenige, welche am meisten als wirkliches letztes Ende des Mousi erscheint. Diese Mündung ist zugleich die breiteste und von genügender Tiefe, um, zumal während des Hochwassers, selbst größeren Kriegsschiffen, für welche der Fluß bis Palembang befahrbar ist, das Einlaufen in denselben zu verstatten.

Alle Flüsse auf den indischen Inseln nämlich und zwar nicht allein die größeren von ihnen auf Borneo und Sumatra, welche bei einer sehr bedeutenden Breite und Wassermenge meistens zugleich sehr schnellfließend sind, sondern auch die beträchtlich kleineren auf Celebes und Java, ja selbst solche, die sich schon nach einem Laufe von nur wenigen Meilen in das Meer ergießen, führen demselben fortwährend eine große Menge mit sich geschwemmter Erdtheile zu. Hierdurch aber bilden sich vor ihren Mündungen Untiefen, Sand- und Moraſtbänke von stets sich verändernder Gestalt, zwischen denen sich meistens nur schmale und nicht selten nur bei dem Hochwasserstande für größere Schiffe befahrbare, wenngleich scheinbar sehr breite Wasserwege durchwinden, deren Auffindung die genaueste Kenntniß der Oertlichkeit und den fortwährenden Gebrauch des Senkbleies erfordert.

Diese Bänke nehmen unter dem Einflusse der wunderbar üppigen Vegetation von Strand- und Meeressumpf-Pflanzen sehr bald immer mehr an Umfang zu und gestalten sich zu kleineren und größeren Inseln. Allmählig werden die schmäleren und weniger tiefen, sie von einander trennenden Verzweigungen der Flußmündung mit Sand, Erde und Schlamm angefüllt; es entsteht ein Zusammenhang zwischen den Inseln und sowohl der Fluß als die stets anwachsende Neubildung von Land zu seinen Seiten, rücken immer weiter in das Meer hinaus. Die an den Mündungen der Flüsse stattfindende Anschwemmung von innen her, wird aber an den zwischen ihnen gelegenen Strecken bei der äußerst geringen Erhebung, welche die ganze Ostküste von Sumatra zeigt, wie schon bemerkt wurde, von außen durch Anspülung von Sand und Schlamm aus dem Meere ersetzt, so daß auch dort die Neubildung von Land immer weiter fortschreitet.

Die Entfernung zwischen der gegenwärtigen Hauptstadt Palembang und dem Meere beträgt jetzt ungefähr 40 englische Meilen. Nach Ueberlieferungen aber soll dieselbe vor ungefähr vier Jahrhunderten in unmittelbarer Nähe des letzteren, an der damaligen Mündung des Mousi erbaut worden sein. Denjenigen, welche Gelegenheit hatten, die eigenthümliche Gestaltung dieses ganzen Küstenstriches und sein stetes Anwachsen aus eigener Anschauung kennen zu lernen, kann diese Ueberlieferung, sa-

genhaft und unbestimmt wie sie ist, kaum befremdend und unwahr erscheinen.

Das linke Ufer der breiten, Sounsang genannten Mündung des Mousiflusses, erstreckt sich weiter als das rechte in die See hinein. Wir waren ungefähr eine Meile längs ersterem hingefahren und hatten eine vorspringende Ecke passirt, als wir uns in der Nähe des großen, auf Pfählen erbauten Dorfes Sounsang befanden, welches entweder seinen Namen der Flußmündung gegeben oder ihn von dieser erhalten hat. Der Djouragan Ismail stellte mir vor, bei diesem Dorfe vor Anker zu gehen, um das Aufkommen des Mondes für die Fortsetzung unserer Fahrt stromaufwärts abzuwarten. Sein hauptsächlicher und wirklicher Beweggrund, um einige Stunden hier zu verweilen, leuchtete mir aber sehr bald ein, als ich nicht lange nachher, wie ich vermuthen durfte, für den Zweck ihres Verkaufes zu Palembang, ganze Körbe mit frischen und getrockneten Seefischen, Krabben, Austern und andern Erzeugnissen des Meeres an Bord der Kreuzpraauw bringen sah.

Ich habe einige Monate später, in Folge von Umständen, welche zu seiner Zeit zur Mittheilung gelangen werden, mich ein Paar Tage vor dem Dorfe Sounsang aufhalten müssen und dadurch Gelegenheit gehabt, diesen Ort ganz genau kennen zu lernen. Derselbe ist in mehr als einer Beziehung merkwürdig genug, um einige Augenblicke bei ihm zu verweilen. Das ganze Dorf, Mal. Dousson, ist nämlich in einem Abstande von dem nächstgelegenen Uferlande, der mehrere hundert Schritte beträgt, mitten im Wasser erbaut. Alle Häuser stehen auf 20—25 Fuß hohen Pfählen. Während der Fluth sind sie gänzlich von der See umspühlt und nur während der Ebbe werden zwischen ihnen und dem Ufer einige Morastbänke sichtbar. Sie sind in einer Reihe errichtet und vor ihnen breitet sich eine lange terrassenförmige Plattform aus, auf welcher man von einem Hause nach dem andern gelangt. Von der Wasserseite aus führen leiterartige Treppen auf diese Plattform, welche allein aus nebeneinander gereiheten dünnen Zweigen besteht und unter dem Fuße, vornämlich eines Europäers, nicht wenig schwankt.

Unterhalb der Häuser befinden sich, an den Pfählen festgebunden, die Boote der ausschließlich von Fischfang lebenden, etwas mehr als 500 Familien und ungefähr 2500 Seelen zählenden Bevölkerung dieses Dorfes. Allenthalben vor den Häusern aber sieht man die Geräthschaften für den Fischfang und Fische in großer Menge zum Trocknen aufgehangen und derjenige, welcher zum ersten Male dieses Dorf betritt, wird sowohl durch die Ausdünstung der letzteren, als auch noch mehr durch die des Trassie, mit dessen Bereitung man sich in allen Strandörtern beschäftigt, unangenehm getroffen. Trassie nämlich, ein pikanter Zusatz zu dem Kerri und den Sambal-Sambal's, den gewöhnlichen und allge-

mein beliebten Beigerichten zum Reis, dem Hauptnahrungsmittel der meisten indischen Völkerstämme, wird aus kleinen, halbverfaulten, zerstampften und alsdann getrockneten Krebsen und Krabben bereitet. Hiernach kann man den Geruch desselben beurtheilen.

Das Erbauen der Häuser auf Pfählen ist im indischen Archipel ein weitverbreiteter Gebrauch. Man findet ihn allgemein auf Sumatra; außerdem überall, auf Borneo und anderswo, wo malaiische Ansiedler leben, und theilweise auch in den Molukken. Auch die sehr großen und eigenthümlichen Häuser der Dajak's auf Borneo, von denen jedes gewissermaßen zugleich ein Dorf bildet, da in ihnen ein ganzer Stamm unter ein und demselben Dache wohnt, sind auf Pfählen errichtet. Nur auf Java ist diese Bauart nicht gebräuchlich.

Dessen ungeachtet habe ich gerade unweit letzterer Insel, an ihrer südlichen Küste, in der Segara Anakan genannten Meeresbucht, welche dadurch, daß sie südlich von der langgestreckten im hohen Grade merkwürdigen und zugleich sehr malerischen Insel Nusa Kambangan begrenzt wird, fast einem Binnensee gleicht, ein gleichfalls mitten im Wasser auf Pfählen erbautes und von allen Seiten vom Meer umspültes Dorf kennen gelernt. Es ist dieses der östlich von der Mündung des in jene Meeresbucht sich ergießenden Flusses Tji-tandui gelegene große Kampong Oudjong Allas. Derselbe gleicht hinsichtlich seiner Lage, der Weise in welcher er erbaut ist, der Lebensart und Beschäftigung seiner Bewohner dem Dousson Sounsang an der Mündung des Mousi fast vollkommen. Beide aber geben, was vielleicht das interessanteste an ihnen ist, ein sehr treffendes Bild von dem Aeußeren, welches die Pfahlbauten in den Seen der Schweiz und anderswo in Europa, in jener weit hinter uns gelegenen, vorgeschichtlichen Zeit, wo sie noch wohlerhalten dastanden und bewohnt waren, gehabt haben müssen.

Beide, der Dousson Sounsang wie der Kampong Oudjong Allas, zeigen auch darin eine Uebereinstimmung, daß die Bewohner des einen wie des andern ursprünglich aus der Gesellschaft Ausgestoßene waren. Die des ersteren waren nämlich dorthin Verbannte aus allen Theilen des früheren Reiches, der gegenwärtigen Residentschaft Palembang; die des letzteren aber ursprünglich Seeräuber. Aus Beiden hat sich im Laufe der Zeit ein ebenso kräftiges als arbeitsames und tüchtiges, dabei im Ganzen und Großen sittenreines Nachgeschlecht entwickelt. Das letztere soll namentlich mit den Bewohnern des Dousson Sounsang der Fall sein, deren Charakter, besonders bei einem Vergleiche mit der entsittlichten, sehr dem Sinnengenusse ergebenen Bevölkerung des Hauptortes Palembang, auffallend günstig hervortritt. Man sagte mir, daß sowohl Ehebruch als auch geschlechtlicher Umgang Unverheiratheter mit einander, unter ihnen

so gut wie unbekannt seien. Ein junger Mann daselbst darf sich erst nach einer Lebensgefährtin umsehen, wenn er zu voller Körperkraft gelangt und, zum Beweise hiervon, stark genug ist, um, mit einer kleinen Prauw den Fluß gegen den Strom schnell hinaufrudernd, im Streite mit den Fluthen, die Ruder zerbrechen zu können. Man muß zugestehen, daß bei einer stets auf dem Meere lebenden und sich von den Erzeugnissen desselben nährenden Bevölkerung, zur Beweisführung des Besitzes der Manneskraft, sich kein sinnigeres und bezeichnenderes Mittel wählen ließ.

Die Bewohner von Sounsang gelten für sehr tüchtige, muthige und unternehmende Seeleute, während zugleich ihre Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit gepriesen wird. Mit ihren eigenthümlichen, leichten, unter dem Namen „Prauw Sounsang" bekannten und gewissermaßen berühmten Booten, an denen sich nicht ein einziger Nagel oder ein anderes Stück Eisen befindet, dienten sie früher, als zu Müntok noch kein Dampfschiff der oben erwähnten sogenannten „Gouvernements-Marine" stationirt war, zur Besorgung der Post zwischen Palembang und erstgenanntem Orte, wo die zwischen Sincapour und Batavia fahrenden Maildampfer immer einen kurzen Aufenthalt machen. Auch jetzt noch werden die „Sounsang-Prauwen" häufig für diesen Dienst gebraucht. Man erzählte mir als Merkwürdigkeit, daß kein einziger Fall bestehe, wo eines dieser Fahrzeuge in der Bankastraße, in welcher während des Nordwestmonsuns die See nicht selten sehr hoch geht und schwere Stürme wehen, verloren gegangen sei oder die Postpakete nicht gehörig besorgt habe.

Unserem Aufenthalte vor Sounsang verdankte ich ein sehr einfaches aber vortreffliches Abendmahl, auf welches ich nicht gerechnet hatte. Mein von Batavia mitgenommener malaiischer Diener, Sariman, der zugleich als Koch fungirte, tischte mir nämlich einen großen, noch lebend in seine Hände gekommenen, blos mit Salz und etwas Tamarinde gerösteten, aber außerordentlich wohlschmeckenden Seefisch und außerdem noch drei bis vier Austern auf. Die geringe Anzahl der letzteren kann nicht befremden, da das Thier in jeder von ihnen vielleicht ein Viertelpfund oder noch mehr wog. Ich habe später, ebenfalls zu Sounsang, einige gesehen, wovon der Inhalt gewiß das Gewicht eines Pfundes hatte. Ihr Wohlgeschmack nimmt aber mit ihrer wachsenden Größe ab und auch der Umstand, daß man sie nur in Stücke geschnitten essen kann, vermindert den Genuß.

Mit dem Aufgange des Mondes setzten wir unsere Fahrt fort. Als ich am andern Morgen nach einem langen, festen und erquickenden Schlafe die Cajüte verließ, erzählte mir der Djouragan, daß die Gelegenheit stromaufwärts zu gelangen, während der Nacht nicht ungünstig gewesen sei; daß wir schon die Hälfte des Weges bis Palembang zurückgelegt hätten, und daß er hoffe schon gegen Mittag daselbst den Anker fallen las-

ſen zu können. Mein erſtes Geſchäft war mich nach allen Seiten umzuſehen. Jetzt zum erſten Male befand ich mich auf einem der mächtigeren, eine ſehr bedeutende Waſſermenge in die See rollenden Ströme. Bis jetzt hatte ich nur mehrere von den ſehr viel kleineren und waſſerärmeren Flüſſen an der nördlichen und ſüdlichen Hälfte von Java geſehen und befahren. Letztere bieten häufig, beſonders wenn man von einer Anhöhe auf ſie hinabſieht und ihrem Laufe mit dem Auge folgt, höchſt anmuthige Landſchaftsbilder. Meiſtens durchſchneiden ſie in mehr oder weniger beträchtlichen Biegungen und ſelbſt in Krümmungen bebautes und bewohntes Land. Die Waldungen, mit denen in älteſter Zeit auch ihre Ufergegenden beſtanden waren, ſind bei der beträchtlichen, ſtets zunehmenden und vorzugsweiſe auf den Landbau gerichteten Bevölkerung Java's, ſchon ſeit Jahrhunderten von dort verſchwunden, um den Raum für Reis-, Zucker-, Indigo- und andere Felder herzugeben. An den Biegungsſtellen dieſer Flüſſe aber, an ihrer vorſpringenden Seite, ſieht man, halb verborgen in einem Dickigte der edelſten Fruchtbäume, größere und kleinere Dörfer, Jav. Deſſa, liegen, über welche die Blattkronen der Cocos- und Pinang-Palme, Areca catechu, emporragen. Die erſtere iſt, wiewohl meiſtens mit mehr oder weniger gekrümmtem Stamme, von allen Palmen, wie die nützlichſte, ſo auch die ſchönſte; die andere aber zeichnet ſich durch die vollkommen ſenkrechte Linie, in welcher ihr ſehr feſter aber verhältnißmäßig auffallend dünner Stamm zu einer beträchtlichen Höhe emporſchießt, vor allen übrigen Arten aus.

Einen durchaus andern Anblick als dieſe javaniſchen Flüſſe gewähren die auf Borneo und der Oſthälfte von Sumatra, beſonders da, wo ſie niedrig gelegenes Land durchſtrömen, was bei erſteren faſt mit ihrem ganzen Laufe, bei letzteren aber mit ihrer unteren, größeren Hälfte der Fall iſt. Die Waldesdecke, welche die genannten Länder in nur hin und wieder unterbrochenem Zuſammenhange überzieht, ſetzt ſich nämlich, wie ich jetzt zum erſten Male auf dem Mouſi wahrnahm, bis an das Ufer der Flüſſe fort und dringt ſtreckenweiſe ſelbſt in ſie hinein. Gerade an dem Ufer iſt aber der Wald am dichteſten, undurchdringlichſten und ſind die Bäume daſelbſt häufig wie ineinander verfilzt. Hierzu kommt noch, daß längs dieſer Flüſſe, namentlich an ihrem unteren Laufe und aus ihnen hervorwachſend, ſich meiſtens ein langer Saum von Nipa *) und anderen niedrigen, geſellig lebenden Moraſtpalmen hinzieht, wodurch, im Verbunde mit dem weichen und ſumpfigen, keinen Fußtritt ertragenden Boden der Uferſtriche, nicht nur das Eindringen in den Wald, ſondern ſelbſt das bloße Landen daſelbſt unmöglich gemacht wird.

*) Nipa fruticans, Wurmb.

Im Allgemeinen zeigen diese großen indischen Ströme, auf denen man fast nur Himmel, Wasser und Wald, selten dagegen die Spuren der Anwesenheit von Menschen gewahrt, was auf Borneo, bei der sehr geringen Bevölkerung dieser großen Insel, in einem noch viel höheren Grade als auf Sumatra stattfindet, welch großartigen und überraschenden Eindruck sie bei dem ersten Anblick auch machen mögen, doch eine gewisse Einförmigkeit. Dieselbe ermüdet nur denjenigen nicht, der sich in einem kleineren Fahrzeuge langsam neben ihren Ufern fortbewegt und hierdurch Gelegenheit hat, die Fülle der auf letzteren vorkommenden Pflanzen und Thiergestalten ganz in der Nähe betrachten zu können. Dagegen habe ich mich selbst des Gefühles einer Art von Langeweile nicht erwehren können, wenn ich in späteren Jahren mit Dampfschiffen, welche meistens die Mitte der Flüsse halten müssen, Tagelang auf den großen Strömen von Borneo, dem Kapuas, Sambas u. s. w. fuhr. Dieselben sind zu breit, als daß von ihrer Mitte aus betrachtet, ihre so sehr niedrigen, sich kaum über den Wasserspiegel erhebenden, dichtbewaldeten und gar keine wechselnden Landschaftsbilder bietenden Ufer, sich anders als wie durchaus gleichförmige, nirgends unterbrochene grüne Linien darstellten. Man ist von beiden Ufern soweit entfernt, daß man den Wald nur als Masse und nicht in seinen Einzelheiten erkennen kann. Eine Seereise, welche nur den Anblick von Himmel und Wasser gewährt, hat niemals einen ähnlichen ermüdenden Eindruck auf mich gemacht, wie die Monotonie der Uferlandschaft bei meinen Fahrten mit Dampfschiffen auf den genannten Flüssen. Im Gegensatze hierzu hatte das Befahren schmälerer und schmälster, sich durch den Urwald windender Flußarme, mit kleineren Fahrzeugen, wo wir dicht an dem Ufer, bald an dem einen, bald an dem andern, unter den überhangenden Zweigen hinruderten, einen wunderbaren, kaum zu beschreibenden, immer neuen Reiz für mich.

Der Mousi war an der Stelle, wo ich zuerst an jenem Morgen meine Blicke über ihn nach allen Richtungen hingleiten ließ, ungefähr zweitausend Fuß breit. Er behält diese Breite bis oberhalb Palembang. Dabei ist er sehr schnellfließend und zugleich, wie schon bemerkt wurde, tief genug um für größere Kriegsschiffe, wie Fregatten und kleinere Linienschiffe, nachdem sie, was nicht selten mit Schwierigkeiten verbunden ist, die Bänke an seiner Mündung passirt haben, mit Leichtigkeit bis zu dem genannten Orte befahrbar zu sein. Seine Ufer waren dicht mit Waldwuchs von mittlerer Höhe bestanden, über welche sich nur hier und da einzelne hochstämmigere Bäume erhoben. Hin und wieder wurde die Einförmigkeit der grünen Ufer durch einzelne, gerade in Blüthe stehende Bäume aus der Gattung Scobia, malaiisch Pohon Bungur, un-

terbrochen. Letztere zeigten sich in dem Maße voll von schönen violettfarbigen Blumen, daß kein Blatt an ihnen zu erkennen war.

Wir bewegten uns nur langsam, hauptsächlich mit der Fluth und den Rudern stromaufwärts, da die Luft zu unbewegt war, um den Gebrauch der Segel zuzulassen, während wir nahe genug dem linken Ufer hinfuhren, um dasselbe deutlich betrachten zu können. An verschiedenen Stellen war dasselbe durch Affen von der auf den indischen Inseln gemeinsten und weitverbreitetsten Art — Cercopithecus cynomolgus — belebt. Sie spielten in größeren oder kleineren Gesellschaften an dem Uferrande oder wiegten sich auf den über den Fluß hangenden Zweigen, ohne sich durch die in ihrer Nähe vorbeifahrende Kreuzprauw verscheuchen zu lassen. Auch machte mich der Djouragan nicht selten auf in dem Flusse herumschwimmende, mit dem Kopfe und Rücken nur eben aus dem Wasser hervorragende Kaiman's — Crocodilus biporcatus — aufmerksam. Ein sehr großer befand sich in schußgerechter Entfernung und bot ein fast nicht zu missendes Ziel. Ich konnte mich nicht enthalten, mein Gewehr auf seinen Kopf abzudrücken; traf ihn auch, denn ich hörte den Anschlag der Kugel und sah ihn blitzschnell untertauchen, glaube aber nicht ihn wesentlich verwundet zu haben, denn er tauchte wenige Augenblicke später wieder auf und schwamm, als ob nichts geschehen wäre, kräftig den Fluß hinauf. Von diesen Thieren wimmelt es, wie in allen Flüssen auf den indischen Inseln, auch in denen von Sumatra und es wird sich die Gelegenheit bieten auf sie zurückzukommen.

Beide Ufer des Mousi erschienen wenig bevölkert und nur hier und da in großen Abständen von einander zeigten sich einzelne, auf Pfählen ruhende malaiische Wohnungen, stellenweise in der Zahl von vier bis sechs nebeneinander gereiht. Die von dem Djouragan ausgesprochene Hoffnung, daß wir schon gegen Mittag Palembang erreichen würden, sollte nicht erfüllt werden, denn die Sonne stand schon im Zenith, als wir noch mehrere Meilen von diesem Orte entfernt waren. Wir fuhren bald nachher an einer größeren, mitten im Flusse gelegenen Insel vorbei, gelangten darauf an den Trousson Batang, einen natürlichen, in die nördlichste, Banjou Assim genannte Mündung des Mousi führenden Kanal; wenig später aber an die kleine Insel Kombarou, westlich von welcher der Pladjou, ein kurzer aber breiter Nebenarm des Mousi, in letzteren einmündet. Diese ganze Örtlichkeit, namentlich die erwähnte den ganzen Fluß beherrschende Insel Kombarou, ist in kriegsgeschichtlicher Hinsicht merkwürdig. Denn hier fand hauptsächlich die Vertheidigung des letzten Beherrschers von Palembang gegen die, zuerst von den Engländern, später aber von den Holländern gegen ihn unternommenen, zu seiner endlichen Absetzung und Gefangennehmung, so-

wie zu der Verschmelzung des Staates Palembang mit dem niederländisch-indischen Reiche führenden Angriffe statt.

Oberhalb der Insel Kombarou ward der Fluß von kleineren und größeren Fahrzeugen belebter und nahm auch die Anzahl von Häusergruppen an seinen Ufern zu. Nicht lange nachher erreichten wir das an dem linken Ufer gelegene, gegenwärtig mehr und mehr verfallende alte Palembang, mal. Palembang lama, welches durch eine Aneinanderreihung von Häusern und Gärten mit dem weiter aufwärts liegenden gegenwärtigen Hauptorte zusammenhängt. Auch auf dem rechten Ufer nahm die Zahl der Häuser zu und es dauerte nicht lange, bis die Mastspitzen der vor Palembang liegenden europäischen Schiffe sichtbar wurden. Kurz vor drei Uhr ließ die Kreuzprauw in ihrer Nähe vor dem niederländischen Fort die Anker fallen.

Ich hatte von Müntok aus einen meiner zu Palembang stationirten ärztlichen Collegen, den Doctor Engelken, einen Bremer, um Gastfreiheit bis zu meiner Weiterreise nach Muara Kompeh ersucht. Noch bevor ich die Kreuzprauw verließ, erschien Herr Engelken, nicht aber um mich nach seiner Wohnung zu führen, sondern um mir eine Einladung von dem Obersten Baron de Kock, wahrnehmenden Residenten von Palembang zu überbringen. Eine sehr hochstehende und einflußreiche Person zu Batavia hatte nämlich die Güte gehabt, mich, ohne daß ich solches vermuthen oder erwarten konnte, Baron de Kock anzuempfehlen. Diesem Umstande verdankte ich, daß ich mit einer der ausgezeichnetsten und liebenswürdigsten Familien, welchen ich während meines langjährigen Aufenthaltes in Indien begegnete, näher bekannt und befreundet geworden bin. Als ich mich dem Obersten vorstellte, hatte derselbe die Freundlichkeit mir zu bemerken, daß vor der Hand keine Gelegenheit für die Fortsetzung meiner Reise nach Muara Kompeh bestehe und ich mich deßhalb wohl darin werde fügen müssen, einige Wochen unter seinem Dache zuzubringen. Aus diesen Wochen aber wurden drei für mich sehr angenehme und unvergeßliche Monate.

Baron de Kock, Holländer, wiewohl in Berlin von einer deutschen Mutter geboren, ein Neffe von dem erst vor wenigen Jahren zu Paris verstorbenen Romandichter Paul de Kock, war der Sohn eines sehr ausgezeichneten Offiziers, des Generallieutenants Marcus de Kock, der wegen der Eroberung von Palembang im Jahre 1821, und der Beendigung des Krieges auf Java mit Diepo Negoro 1831, einen bleibenden und hervorragenden Platz in der niederländisch-indischen Kriegsgeschichte einnimmt. Derselbe war auch von 1826 bis 1830 Lieutenant-Generalgouverneur von Niederländisch-Indien. Sein Sohn, mein Gastherr zu Palembang, hatte, als ich ihn kennen lernte, schon mehrere Jahre neben seiner militärischen Stellung als Kommandant der Truppen in der

Reſidentſchaft Palembang, das höchſte Civilamt verwaltet. Wenige Monate ſpäter trat er aus dem Militärdienſte in den civilen über; war während einiger Jahre Reſident zu Bezouki, Surakarta, Madioun und Batavia, um ſpäter Mitglied und zuletzt Vicepräſident der indiſchen Regierung zu werden.

Herr de Kock, damals kaum ein angehender Vierziger, verband mit einem auffallend günſtigen Aeußern und einer ſeltenen Urbanität in ſeinem Weſen, die größte Herzensgüte und eine ritterliche, in jeder Beziehung ehrenwerthe Denkweiſe. Außerdem war er vielſeitig und keineswegs bloß oberflächlich gebildet; hatte ſich als tüchtiger Offizier während der Kriege mit der eingeborenen Bevölkerung des weſtlichen Sumatra bewährt und legte, ſowohl als Reſident von Palembang, wie ſpäter in ähnlicher Stellung auf Java, eine beſondere adminiſtrative Befähigung an den Tag. Indien, namentlich aber die Inſel Sumatra in allen ihren innern Verhältniſſen und Volkszuſtänden kannte er wie kein Anderer, ſo daß mein Aufenthalt in ſeinem Hauſe und täglicher Umgang mit ihm, eine reiche, unerſchöpfliche Quelle der Belehrung für mich wurde.

Dieſem ſo liebenswürdigen wie in mehr als einer Hinſicht ausgezeichneten Manne, ſtand, in dem glücklichſten Ehebande, eine ſchöne und anmuthige, dabei geiſtreiche, witzige und ſehr lebenskluge Gemahlin zur Seite. Obgleich bereits Mutter zahlreicher Kinder, von denen die Söhne ſich für den Zweck ihrer Erziehung in Holland befanden, war Frau de Kock doch ſowohl im Aeußern wie in ihrem Weſen ſo voll Jugendlichkeit bewahrt, daß man ſie eher für die Schweſter wie die Mutter ihrer älteſten, ſich eben vom Kinde zur Jungfrau entwickelnden Tochter hätte halten können. Dieſe junge Dame heirathete einige Jahre ſpäter einen Offizier der königlichen Marine, den durch verſchiedene hydrographiſche Arbeiten, viele Orts- und Höhenbeſtimmungen im indiſchen Archipel, die Herausgabe des Moniteur des Indes und eines umfaſſenden geographiſchen Atlaſſes von dem niederländiſchen Inſelreich auch außerhalb der Grenzen ſeines Vaterlandes rühmlichſt bekannten Baron P. Melvill van Carnbee. Leider aber ward die eben ſo ſchöne als liebenswürdige, kaum zwanzigjährige Frau ihrem Manne nach einer ſehr kurzen und glücklichen Ehe, zu Batavia durch den Tod entriſſen. Melvill folgte ihr nicht lange nachher nach. Unter den jüngeren Geſchwiſtern der letzterwähnten jungen Dame, welche ich damals in dem Hauſe ihrer Eltern kennen lernte, befand ſich ein etwa vierjähriges Mädchen, Gertrud genannt, von wunderbarer Schönheit und unwiderſtehlichem kindlichen Liebreize. Auch dieſes Kind, deſſen Bild mir noch jetzt, nach ſo vielen Jahren, in ſeiner ganzen engelhaften Anmuth vor ſchwebt, ſollte frühzeitig eine Beute des Todes werden.

Es war in der That für mich ein Glückstern, der mich in die
amilie de Kock einführte, denn unter angenehmeren Verhältniſſen wie
rt, hätte ich nirgends zu Palembang die Zeit bis zu meiner Abreiſe
ch Muara Kompeh zubringen können. Wie lange ich auch von der,
ir von dem Oberſten auf die liebenswürdigſte und entgegenkommendſte
eiſe angebotenen Gaſtfreiheit Gebrauch machte, ſo hatte ich doch, bei
r Einrichtung ſeines Hausweſens und der Lebensweiſe ſeiner Familie,
eder zu befürchten, durch meine längere Anweſenheit läſtig zu fallen,
ch konnte ich meinerſeits mich im mindeſten genirt fühlen.

Ich wohnte in einem nächſt der Amtswohnung des Reſidenten ge-
jenen, erſt unlängſt fertig gewordenen, nicht ſehr großen aber
t allem indiſchen Comfort eingerichteten, ausſchließlich für die
ſnahme von Gäſten beſtimmten Gebäude. Hier lebte ich ebenſo
l wie in meinem eigenen Hauſe. Das Frühſtück wurde mir daſelbſt
virt; gegen 11 Uhr brachte mir Luna, eine Sclavin von Frau de
ck, denn zu jener Zeit beſtand in Niederländiſch-Indien noch das erſt
1860 durch die Regierung aufgehobene Inſtitut der Hausſclaven,
ien Teller mit den ausgeſuchteſten, herrlichſten Früchten, welche Su-
tra in noch größerer Anzahl hervorbringt als Java, und erſt die
ittagstafel vereinigte mich mit meinem Gaſtherrn und ſeiner Familie.
ach der Sieſta und dem darauf folgenden Bade, gegen 5 Uhr, kamen
ir wieder beiſammen, theils um Spaziergänge längs dem Fluſſe oder
uderfahrten auf dieſem zu machen, hier und da Beſuche abzuſtatten
ſ. w. Die Zeit von acht Uhr Abends bis gegen Mitternacht brach-
wir entweder allein oder in Geſellſchaft einiger intimen Freunde des
uſes, in der vorderen auf den Mouſi ſehenden Veranda zu, uns
heiterem Geſpräche des Blickes auf den bis ſpät in die Nacht be-
ten und von vielen Lichtern erhellten Fluß, ſowie der kühlen,
riſchenden Abendluft erfreuend. Jeden Samstag Abend beſuchten wir
s Geſellſchaftslocal der Offiziere und Beamten, die „Societät.“
onntags aber fand bei Herrn und Frau de Kock ſtets der Em-
ang aller europäiſchen Honoratioren des Ortes, der Offiziere und
eamten mit ihren Damen, ſowie der malaiiſchen Großen, der Chefs
er zu Palembang anſäſſigen Chineſen, Araber u. a. m. ſtatt. Mei-
ens waren alsdann die ziemlich weiten Räume des Reſidenzgebäudes
aſt überfüllt. Der jüngere Theil der Geſellſchaft tanzte nach dem
iano; ältere Damen und Herren amüſirten ſich an der Whiſt- oder
Quadrille-Tafel; während an dem einen Ende der vorderen Veranda ein großer,
runder Tiſch ſtand, an welchem, unter dem Vorſitze von Baron de Kock,
die vornehmen Malaien und Chineſen, ſowie auch ein Theil der Euro-
äer, ſich am Vingt-un, einem bei Erſteren ſehr beliebten Spiele er-
ötzten. Die Gegenwart des Hausherrn aber verhütete, daß das Spiel

ſich erhitzte und der Einſatz eine beſtimmte, ſehr mäßige Höhe i
ſtieg.

Unter den Bekanntſchaften, welche ich zu Palembang machte, ich, was Europäer betrifft, nur der folgenden gedenken. Zunächſt nes Landsmannes und Collegen, des ſchon erwähnten Doctor En Derſelbe war ſchon mehrere Jahre zu Palembang angeſtellt g und ſtand mit der Familie de Kreck in einem intimen Verhältniſſe. ein guter Arzt, außerdem ein leidenſchaftlicher Jäger und zugle ausgezeichneter Schütze, deſſen Geſchicklichkeit im Gebrauche der mit Recht berühmt war. Nur Wenige ſtanden ihm hierin gleich Einer aber, glaube ich, übertraf ihn.

Durch dieſe große Geſchicklichkeit im Gebrauche des Schießge ſowie durch ſeine Kaltblütigkeit und ſeinen beſonnenen Muth, ungefähr ein Jahr nach unſerer Bekanntwerdung im Stand Staate einen ſehr wichtigen und großen Dienſt zu leiſten, Hunderten das Leben zu retten. Dr. Engelken war nämlich lembang nach Tebing-Tinggi, einem großen und wichtigen, un weſtlichen Grenze der Reſidentſchaft Palembang, an den öſtlich hängen des Bariſſangebirges gelegenen militäriſchen Poſten verſe den. In Tebing-Tinggi befindet ſich ein Fort mit einer Garniſ ungefähr 300, theils europäiſchen theils inländiſchen Soldaten un Befehle eines Stabsoffiziers. Das Fort iſt ein geräumiges aus erbautes Blockhaus mit einem großen inneren Hofe, den an alle ten breite Galerien umgeben, in welche ſich die Thüren der Of wohnungen, Kaſernen und aller übrigen Locale öffnen. Neben de zigen Eingangsthore dieſes Gebäudes befindet ſich die Hauptwache rend an ſeinen vier Ecken mit Geſchützen verſehene Baſtionen bracht ſind. Ich habe in 1862, bei Gelegenheit einer dienſtlich ſpection, dieſes Fort in allen Einzelheiten kennen gelernt.

Wie ich ſchon oben, gleich zu Anfange dieſer Mittheilungen er als ich über die Lebensweiſe der Offiziere zu Muara Kompeh ſt müſſen die Befehlshaber der verſchiedenen befeſtigten Plätze in dem lichen Theile von Sumatra, namentlich aber der entlegeneren, ſtets die Möglichkeit eines verrätheriſchen Anfalles von Seiten der malaiiſ Bevölkerung bedacht und vorbereitet ſein, können auch in dieſer B hung kaum genug Vorſicht anwenden. Zu jener Zeit, als der Vo ſich zutrug, den ich jetzt erzählen will, beſtand unter der eingebor Bevölkerung im Innern der Reſidentſchaft Palembang, beſonders in ihrem weſtlichen Theile, eine große, ſtets zunehmende Unzufriede mit der niederländiſchen Ueberherrſchung, welche nicht lange nachher in Aufſtand ausartete und einen Jahre langen Krieg herbeiführte, glückliche Beendigung Mühe genug verurſacht und Menſchenleben in

Es war in der That für mich ein Glückstern, der mich in die Familie de Kock einführte, denn unter angenehmeren Verhältnissen wie dort, hätte ich nirgends zu Palembang die Zeit bis zu meiner Abreise nach Muara Kompeh zubringen können. Wie lange ich auch von der, mir von dem Obersten auf die liebenswürdigste und entgegenkommendste Weise angebotenen Gastfreiheit Gebrauch machte, so hatte ich doch, bei der Einrichtung seines Hauswesens und der Lebensweise seiner Familie, weder zu befürchten, durch meine längere Anwesenheit lästig zu fallen, noch konnte ich meinerseits mich im mindesten genirt fühlen.

Ich wohnte in einem nächst der Amtswohnung des Residenten gelegenen, erst unlängst fertig gewordenen, nicht sehr großen aber mit allem indischen Comfort eingerichteten, ausschließlich für die Aufnahme von Gästen bestimmten Gebäude. Hier lebte ich ebenso frei wie in meinem eigenen Hause. Das Frühstück wurde mir daselbst servirt; gegen 11 Uhr brachte mir Luna, eine Sclavin von Frau de Kock, denn zu jener Zeit bestand in Niederländisch-Indien noch das erst in 1860 durch die Regierung aufgehobene Institut der Haussclaven, einen Teller mit den ausgesuchtesten, herrlichsten Früchten, welche Sumatra in noch größerer Anzahl hervorbringt als Java, und erst die Mittagstafel vereinigte mich mit meinem Gastherrn und seiner Familie. Nach der Siesta und dem darauf folgenden Bade, gegen 5 Uhr, kamen wir wieder beisammen, theils um Spaziergänge längs dem Flusse oder Ruderfahrten auf diesem zu machen, hier und da Besuche abzustatten u. s. w. Die Zeit von acht Uhr Abends bis gegen Mitternacht brachten wir entweder allein oder in Gesellschaft einiger intimen Freunde des Hauses, in der vorderen auf den Mousi sehenden Veranda zu, uns bei heiterem Gespräche des Blickes auf den bis spät in die Nacht belebten und von vielen Lichtern erhellten Fluß, sowie der kühlen, erfrischenden Abendluft erfreuend. Jeden Samstag Abend besuchten wir das Gesellschaftslocal der Offiziere und Beamten, die „Societät." Sonntags aber fand bei Herrn und Frau de Kock stets der Empfang aller europäischen Honoratioren des Ortes, der Offiziere und Beamten mit ihren Damen, sowie der malaiischen Großen, der Chefs der zu Palembang ansässigen Chinesen, Araber u. a. m. statt. Meistens waren alsdann die ziemlich weiten Räume des Residenzgebäudes fast überfüllt. Der jüngere Theil der Gesellschaft tanzte nach dem Piano; ältere Damen und Herren amüsirten sich an der Whist- oder Quadrille-Tafel; während an dem einen Ende der vorderen Veranda ein großer, runder Tisch stand, an welchem, unter dem Vorsitze von Baron de Kock, die vornehmen Malaien und Chinesen, sowie auch ein Theil der Europäer, sich am Vingt-un, einem bei Ersteren sehr beliebten Spiele ergötzten. Die Gegenwart des Hausherrn aber verhütete, daß das Spiel

sich erhitzte und der Einsatz eine bestimmte, sehr mäßige Höhe überstieg.

Unter den Bekanntschaften, welche ich zu Palembang machte, will ich, was Europäer betrifft, nur der folgenden gedenken. Zunächst meines Landsmannes und Collegen, des schon erwähnten Doctor Engelken. Derselbe war schon mehrere Jahre zu Palembang angestellt gewesen und stand mit der Familie de Kock in einem intimen Verhältnisse. Er war ein guter Arzt, außerdem ein leidenschaftlicher Jäger und zugleich ein ausgezeichneter Schütze, dessen Geschicklichkeit im Gebrauche der Büchse mit Recht berühmt war. Nur Wenige standen ihm hierin gleich, kaum Einer aber, glaube ich, übertraf ihn.

Durch diese große Geschicklichkeit im Gebrauche des Schießgewehres, sowie durch seine Kaltblütigkeit und seinen besonnenen Muth, war er ungefähr ein Jahr nach unserer Bekanntwerdung im Stande, dem Staate einen sehr wichtigen und großen Dienst zu leisten, sowie Hunderten das Leben zu retten. Dr. Engelken war nämlich von Palembang nach Tebing-Tinggi, einem großen und wichtigen, unweit der westlichen Grenze der Residentschaft Palembang, an den östlichen Abhängen des Barissangebirges gelegenen militärischen Posten versetzt worden. In Tebing-Tinggi befindet sich ein Fort mit einer Garnison von ungefähr 300, theils europäischen theils inländischen Soldaten unter dem Befehle eines Stabsoffiziers. Das Fort ist ein geräumiges aus Stein erbautes Blockhaus mit einem großen inneren Hofe, den an allen Seiten breite Galerien umgeben, in welche sich die Thüren der Offizierswohnungen, Kasernen und aller übrigen Locale öffnen. Neben dem einzigen Eingangsthore dieses Gebäudes befindet sich die Hauptwache, während an seinen vier Ecken mit Geschützen versehene Bastionen angebracht sind. Ich habe in 1862, bei Gelegenheit einer dienstlichen Inspection, dieses Fort in allen Einzelheiten kennen gelernt.

Wie ich schon oben, gleich zu Anfange dieser Mittheilungen erwähnte, als ich über die Lebensweise der Offiziere zu Muara Kompeh sprach, müssen die Befehlshaber der verschiedenen befestigten Plätze in dem östlichen Theile von Sumatra, namentlich aber der entlegeneren, stets auf die Möglichkeit eines verrätherischen Anfalles von Seiten der malaiischen Bevölkerung bedacht und vorbereitet sein, können auch in dieser Beziehung kaum genug Vorsicht anwenden. Zu jener Zeit, als der Vorfall sich zutrug, den ich jetzt erzählen will, bestand unter der eingeborenen Bevölkerung im Innern der Residentschaft Palembang, besonders aber in ihrem westlichen Theile, eine große, stets zunehmende Unzufriedenheit mit der niederländischen Ueberherrschung, welche nicht lange nachher in einen Aufstand ausartete und einen Jahre langen Krieg herbeiführte, dessen glückliche Beendigung Mühe genug verursacht und Menschenleben in Fülle

gekostet hat. Viele waren und sind noch jetzt der Meinung, daß der Uebergang von Herrn de Kock in den Civildienst und seine hiermit verbundene Versetzung von Palembang nach Bezouki auf Java, so wie der Umstand, daß sein Nachfolger nicht so geschickt, wie er, die eingeborenen Häuptlinge zu behandeln gewußt habe, Hauptursache dieser sehr bedenklichen Unruhen gewesen seien.

Anfang und erstes Zeichen des Aufstandes sollte die Ueberrumpelung des Fortes zu Tebing-Tinggi und die Ermordung seiner Besatzung sein. Zu diesem Zwecke ließ sich eines Nachmittags eine Anzahl malaiischer Häuptlinge bei dem Kommandanten zu einem freundschaftlichen Besuche anmelden. Der Major empfing sie freundlich und ließ die übrigen Offiziere ersuchen, mit seinen malaiischen Gästen den Abend bei ihm zuzubringen. Die meisten, unter ihnen auch Engelken, entsprachen dieser Einladung. Jeder der Häuptlinge hatte, nach orientalischem Gebrauche, zehn bis zwölf Begleiter mitgebracht, von denen die Mehrzahl in dem Eingangsportale in der Nähe der Wache blieb, zwei bis drei aber ihren Gebietern in die Wohnung des Kommandanten folgten, wo sie, ebenfalls der Landessitte gemäß, hinter den Stühlen der Ersteren, längs der Mauer auf den Flurmatten Platz nahmen. Wie sich später ergab, war unter den Verschworenen die Verabredung getroffen, nach eingetretener Dunkelheit und von ihren, in dem Empfangssaal anwesenden Begleitern unterstützt, durchaus unerwartet über den Kommandanten und die übrigen Offiziere herzufallen und diese, unter dem Ausrufe: „Amok! Amok!" mit ihren Krissen zu erstechen. Auf den Ruf „Amok" aber sollte ihr übriges Gefolge die Wachmannschaft tödten, das Thor öffnen und, um die ganze Besatzung zu ermorden, gegen tausend bewaffnete, nach eingetretener Dunkelheit in der Nähe des Forts sich befindende Malaien in dasselbe einlassen.

Dr. Engelken, durchaus vertraut mit dem Charakter der Malaien, hatte schon von vorne herein in der Stellung und dem Benehmen der Häuptlinge etwas Verdächtiges wahrzunehmen geglaubt, sich hierüber aber nicht, weil zugleich der Gedanke in ihm aufkam, daß er sich vielleicht irren könne, gegen die andern Offiziere ausgesprochen. Er hielt die Malaien aber im Auge und verfolgte mit scharfem Blicke auch die kleinste ihrer Bewegungen. Da bemerkte er, wie dieselben, auf eine eigenthümliche, seinen Argwohn wieder aufweckende Weise Blicke wechselten und sah zugleich zwei von ihnen nach dem Griffe ihrer Krisse greifen. Augenblicklich sprang er mit den Worten „meine Herren, die Malaien sinnen auf Verrath; nehmen Sie sich in Acht" auf und durch ein offenes Fenster in die Galerie, worauf er im Fluge seiner, nächst der des Kommandanten gelegenen Wohnung zueilte.

Da die Jagd seine Lieblingsneigung war, so besaß er eine nicht

unbedeutende Anzahl einfacher sowie doppelläufiger Büchsen und Jagdgewehre, welche, stets geladen, den Wandschmuck seines Arbeitszimmers bildeten. So schnell er nur konnte ergriff er drei Doppelgewehre und befahl seinem javanischen Bedienten, ihm mit den übrigen zu folgen. Als er zu der Wohnung des Kommandanten zurückgeeilt war, sah er durch das Fenster wie der Kommandant und die andern Offiziere, unbewaffnet wie sie waren, sich mit den Rücken gegen die Wand gelehnt, nur mit größter Mühe mittels vorgehaltener Stühle des Angriffes der mit gezogenen Krissen auf sie eindringenden Malaien erwehren konnten. Der Entschluß Engelken's war schnell. Ohne in das Haus zu treten, streckte er, von der Galerie aus durch das Fenster, mit fünf unmittelbar aufeinander folgenden, gut gezielten Schüssen eine gleiche Anzahl malaiischer Häuptlinge nieder. Ihr Tod verursachte Bestürzung und Schrecken unter den Uebrigen, um so mehr, als sie nicht sahen von wem und von woher die Kugeln auf sie einflogen. Von Furcht ergriffen flohen sie aus dem Hause und eilten dem Thore des Fortes zu, verfolgt von Engelken und den durch ihn aus so großer Gefahr erretteten Offizieren.

Der Angriff auf die Wache mißglückte ebenfalls, wiewohl hierbei ein Soldat getödtet und drei andere verwundet wurden. Die Schüsse des Doctors hatten nämlich das Fort in Allarm und die ganze Besatzung unter die Waffen gebracht. Einer solchen Uebermacht konnten die allein mit Krissen bewaffneten Malaien nicht lange widerstehen. Die Meisten von ihnen fielen durch die Bajonnette und unter den Säbeln der erbitterten Soldaten, so daß nur wenig Gefangene gemacht wurden, denen später die Strafe des Stranges zu Theil ward. Im Ganzen kostete dieser verrätherische Ueberfall, dessen glückliche Abwendung hauptsächlich der kaltblütigen Besonnenheit des Arztes zu verdanken war, drei und fünfzig Malaien das Leben. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß die Entschlossenheit Engelken's von allen Seiten anerkannt und gepriesen, sowie auch von der Regierung gelobt und belohnt wurde.

Auch den andern Arzt zu Palembang, Dr. Scholten, lernte ich näher kennen. Einige Jahre später traf ich mit diesem sehr liebenswürdigen, sich durch einen besondern Adel der Gesinnung auszeichnenden jungen Mann zu Sambas, an der Westküste von Borneo wieder zusammen, wo ein engeres Band der Freundschaft sich zwischen uns bildete. Leider starb er nicht lange nachher zu Batavia an der Cholera. Auch Engelken, zuletzt Leibarzt des Sultans von Djocjokarta auf Java, ist nicht alt geworden und jetzt schon seit vielen Jahren todt. Den Kommandanten des Fortes zu Palembang, Major van Hamel, einen mir werthen Bekannten von Kedong-Kebo im südlichen Java, sah ich mit Vergnügen wieder, und lernte unter den übrigen Offizieren sowohl

wie unter den Civilbeamten eine Anzahl liebenswürdiger, achtungswerther und tüchtiger Männer kennen. Mit den Meisten von ihnen bin ich auch in der Folge in näherer Beziehung und freundschaftlichem Verhältnisse geblieben. Von den Civilbeamten will ich hier nur des Assistent-Residenten Magistrats Storm van 's Gravesande, sowie des Hafenmeisters Daniel Fisher gedenken.

Beide haben mir viele Dienste und Gefälligkeiten erwiesen und mich zu Dank gegen sie verpflichtet. Ich erhielt von ihnen theils als Geschenk, theils durch ihre Vermittelung eine Anzahl werthvoller malaiischer Manuscripte, Waffen und verschiedene seltenere und merkwürdigere Erzeugnisse des Kunstfleißes der Palembanger. Herr Storm van 's Gravesande trug auch dadurch, daß er an verschiedenen Orten Insecten für mich sammeln ließ, wesentlich zur Bereicherung meiner entomologischen Sammlungen bei. Auch empfing ich von ihm mehrere interessante lebende Säugethiere. Unter ihnen befand sich der große, vollkommen ausgewachsene Siamang, Hylobates syndactylus, über welchen ich schon an einem andern Orte einige Mittheilungen gemacht habe.

Der Hafenmeister Daniel Fisher, ein bei den Bewohnern Palembang's hoch und niedrig, Europäern sowohl als Malaien, Chinesen und Arabern, gleich beliebter und bei Allen hoch in Achtung und Ansehen stehender Mann, war eine eigenthümliche und in mancher Beziehung merkwürdige Persönlichkeit. Er war gemischten Blutes, in Indien geboren und schon im Jahre 1819 als Schiffsjunge, der so gut wie keine Erziehung genossen hatte und kaum nothdürftig lesen und schreiben konnte, nach Palembang gekommen. Nicht lange nachher gelang es ihm, in einer sehr untergeordneten und wenig ansehnlichen Stellung bei dem Hafendepartement beschäftigt zu werden. Sein damaliger Chef interessirte sich für ihn, sorgte für seine weitere Ausbildung und empfahl ihn bei vorkommender Gelegenheit dem Residenten zur Beförderung. So wurde Fisher endlich der Nachfolger seines früheren Beschützers und bekleidete diese Stelle eine lange Reihe von Jahren. Ich traf ihn sechszehn Jahre später noch in diesem Amte.

Fisher, der mein guter Freund geworden und immer geblieben ist, kannte Palembang und die Gesinnung nicht nur der Bevölkerung im Allgemeinen, sondern auch die von fast einem jeden malaiischen Häuptlinge aus dem Grunde und war in dieser Beziehung häufig Rathgeber der Residenten. Ueberhaupt ist wohl selten Jemand mit allen innern Verhältnissen dieser Residentschaft so durchaus vertraut gewesen, wie er. Dabei besaß er einen hohen Grad praktischen Verstandes; war zugleich von seltener Herzensgüte und Zuverlässigkeit und zeigte sich einem Jeden, der sich an ihn wandte, hilfbereit. Ich glaube, es sind wenig Europäer in Palembang gewesen, wes Ranges und Standes sie auch sein

mochten, die ihm nicht den einen oder andern Dienst zu verdanken gehabt haben.

Er war von sehr heiterer, sich stets gleichbleibender Gemüthsstimmung, immer fröhlich und aufgeräumt; die Seele aller, besonders der von eingeborenen Großen gegebenen Festlichkeiten. Die Achtung, in welcher er bei Malaien sowohl als bei Arabern und Chinesen stand, war so groß und das Vertrauen, welches sie in seine Scharfsinnigkeit, sein Urtheil und seine Rechtschaffenheit setzten, von der Art, daß sich die Gewohnheit gebildet hatte, bei Zwisten und Streitigkeiten über das Mein und Dein, selbst wenn der Gegenstand des Streites ein bedeutender war, sich an Fisher als Schiedsmann zu wenden und sich seinem Ausspruche zu unterwerfen. So schlichtete er eine Menge von Zwisten, die anders, bei der großen Proceßsüchtigkeit zumal der Chinesen und Araber, zu kostbaren und langdauernden, die Gemüther erbitternden Rechtshändeln geführt haben würden.

Seine geräumige, altmodische und sehr eigenthümliche, aus Planken errichtete und an, oder richtiger gesagt, halb in dem Mousi auf Pfählen ruhende Amtswohnung, Pabean genannt, enthielt eine lange und schmale, nach dem Fluße sehende, mit einer Reihe von Stühlen besetzte Galerie, welche den beliebtesten und besuchtesten Versammlungsort der Palembangschen Honoratioren bildete. Nach Sonnenuntergang bis zur Stunde des Abendessens, war diese Galerie der Schauplatz eines steten Kommens und Gehens von Gästen, welche alle von dem gastfreien Hausherrn mit gleicher Herzlichkeit und Freundlichkeit empfangen wurden. Für Viele, besonders solche, die schon Jahr und Tag zu Palembang verweilten, war der Besuch des Pabean in den Abendstunden eine feste tägliche Gewohnheit, ja ein wahres Lebensbedürfniß geworden. Auch wenn Fisher selbst abwesend war, fand der Besuch jener, in dem gesellschaftlichen Leben zu Palembang einen so besonderen Platz einnehmenden Galerie des Pabean in kaum vermindertem Maße statt, und war alsdann ein alter, vieljähriger malaiischer Hausbediente, eine Art von Original, den Alle kannten, der von einem Jeden freundlich angesprochen wurde und von Zeit zu Zeit sich einige kleine, bei keinem andern Bedienten geduldete Freiheiten erlauben durfte, beauftragt, die Honneurs der Galerie wahrzunehmen und für die Bewirthung des Besuchers mit Thee und Manilla-Cigarren Sorge zu tragen.

Was am meisten für diesen vortrefflichen, in mancher Beziehung merkwürdigen Mann spricht, ist der Umstand, daß derselbe sich fast ein halbes Jahrhundert, bis in sein hohes Alter, sowohl bei allen Residenten von Palembang, seinen Chefs, wie verschieden dieselben ihrer Gesinnung und Denkweise nach im Allgemeinen auch sein mochten, als auch bei der europäischen wie bei der asiatischen Bevölkerung, stets in

ungeschwächter Achtung und niemals vermindertem Ansehen erhalten hat.

Auch unter den eingeborenen Häuptlingen, mit denen ich in dem Hause des Baron de Kock näher bekannt und theilweise selbst befreundet wurde, sind mehrere bemerkenswerth. Zu diesen gehörte in erster Stelle der Reichsverweser, holländisch „Rykesbestierder", Pangeran Ferdana Mantri, welcher damals die Zwischenperson zwischen der malaiischen Gesammtbevölkerung der Residentschaft und dem Residenten bildete, also eine Stellung einnahm, die in vieler Beziehung mit jener der javanischen Regenten übereinstimmte. Der Reichsverweser war ein großer, stattlicher Mann von vornehmer Haltung, aber leichten und gefälligen Manieren, dessen heller Verstand mir bei meiner ersten Unterhaltung mit ihm einleuchtete. Herr de Kock hielt viel von ihm, vertraute ihm durchaus und hat sich auch niemals in ihm betrogen gesehen. Dessen ungeachtet aber kam dieser ausgezeichnete, in hohem Grade einflußreiche Häuptling nicht sehr lange nachher, als unter dem Nachfolger des Obersten de Kock die schon oben erwähnten Unruhen in den Hochlanden von Palembang ausbrachen, in Verdacht, die Hände hierbei im Spiele zu haben und es nicht aufrichtig mit der niederländischen Regierung zu meinen. Er wurde nach Java übergeführt und daselbst eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Obwohl dieselbe nicht das Mindeste zu seinem Nachtheile ergab, so widersetzten sich doch an höchster, maßgebender Stelle Erwägungen politischer Art seiner Rückkehr nach Palembang und wurde er, in Folge hiervon, mit seinen Frauen und Kindern zu Krawang auf Java, wiewohl unter dem Genusse einer zureichenden Pension, für immer internirt.

Leider kommen solche Fälle, wo mit Beziehung auf eingeborene Fürsten und andere Hochgestellte das strenge juridische Recht nicht zur Geltung gelangt, sondern, im entschiedensten Gegensatze zu demselben „in Folge politischer Nothwendigkeit" wirklich Unschuldige durch sehr harte Maßregeln für ihr ganzes Leben unglücklich gemacht werden, im niederländischen wie im englischen Indien keineswegs selten vor. Es ist die Besorgniß, daß Personen, gegen welche sich einmal Verdacht erhob, wie ungegründet derselbe bei näherer Untersuchung auch befunden wurde, doch später gefährlich werden könnten und das Bestreben dieser, selbst fernliegenden Möglichkeit zu rechter Zeit vorzubeugen, wodurch, bei der Unzuverlässigkeit der eingeborenen Bevölkerung jener Länder gegenüber ihren europäischen Herrschern, welche Letzteren dem Boden, worauf sie stehen und sich bewegen, niemals vollkommen vertrauen können, eine den Grundsätzen des Rechtes so widersprechende Verfahrungsweise gewissermaßen entschuldigt ja gerechtfertigt wird.

Nach der Entfernung des Pangeran Ferdana Mantri von Palem-

bang ist, bei der stattfindenden neuen Organisation der innern Verhältnisse der Residentschaft Palembang, die Stelle des Reichsverwesers eingezogen worden.

Von anderen vornehmen Malaien zu Palembang, lernte ich die Pangeran's Ario und Manko, Beide Beamte der niederländischen Regierung, sowie einige, ohne allen politischen Einfluß und in ziemlich dürftigen Verhältnissen, von der ihnen von der Regierung zugewiesenen Pension lebende nahe Verwandte des letzten, dethronisirten Sultans von Palembang, Mahmud Badoureddin, kennen. Diesen war von allen früheren Herrlichkeiten wenig mehr als die Erinnerung hieran, sowie der Stolz auf ihre hohe Geburt übrig geblieben. Dem Pangeran Manko, Chef der niederländischen Polizei, verdankte ich eine beträchtliche Anzahl merkwürdigerer Insecten, die derselbe die Freundlichkeit hatte für mich sammeln zu lassen.

Oberst de Kock machte mit mir auch einen Besuch bei einem muhammedanischen Priester, dem zu jener Zeit bei allen seinen Glaubensgenossen in höchstem Ansehen stehenden Hadji Muhammed Achip, um mich in ihm mit einer sehr achtungswerthen und nicht uninteressanten Persönlichkeit bekannt zu machen. Derselbe wohnte hinter dem niederländischen Forte in einem Stadttheile, dessen Bevölkerung fast nur aus Geistlichen besteht. Muhammed Achip war damals schon ein Greis von mehr als achtzig Jahren, aber noch sehr kräftig von Körper wie von Geist. Man hielt ihn für einen großen Schriftgelehrten und genauen Kenner des muhammedanischen, sich auf die Bestimmungen des Koran's stützenden Rechts, zugleich aber auch für durchaus rechtlich und zuverlässig, dabei keineswegs für fanatisch. Aus diesem Grunde wurde fast immer, wenn bei der Regierung wichtigere, den Islam betreffende Fragen zur Behandlung kamen, das Urtheil dieses ehrwürdigen Geistlichen eingezogen und meistens als maßgebend angesehen.

Hadji Muhammed war seit einer langen Reihe von Jahren gewohnt, zur Erinnerung seiner Walifahrt nach Mekka, alljährlich einmal ein großes Festmahl zu geben. Bei der ungemeinen Verehrung, in welcher er bei allen seinen Glaubensgenossen stand, gestaltete sich dasselbe zu einer Art von Volksfest. Alsdann versammelten sich in und vor seinem Hause, da der Raum des letzteren nur den kleinsten Theil der Gäste zu fassen vermochte, mehrere Hunderte von Personen jeden Ranges und Standes, von den Vornehmsten bis zu den Geringsten, um den Tag festlich mit Gebet und Gesang zu begehen, so wie sich auch der ihnen reichlich gespendeten leiblichen Bewirthung zu erfreuen. Die Kosten der letzteren wurden hauptsächlich von den reicheren und wohlhabenderen unter den Besuchern des Hadji getragen, da seine Einkünfte nicht bedeutend waren und er außerdem noch die Gewohnheit

hatte, bei weitem den größten Theil desselben als Almosen unter Arme zu vertheilen.

Mit keinem der vornehmeren Malaien, deren Bekanntschaft ich zu Palembang machte, wurde ich aber so befreundet, wie mit dem Haupte der dort ansässigen Araber, dem Pangeran Sjarif Ali Ben Abubeker ben Saleh, dessen Vater gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, von Hodeidá am rothen Meere, in Handelsgeschäften nach Palembang gekommen war, dort eine Frau gefunden und sich daselbst niedergelassen hatte.

Sjarif Ali war 1847 schon ein Mann in reiferen Lebensjahren, dem beginnenden Alter nahe. Selten aber habe ich eine so fein und in allen Theilen so gleichmäßig schön geformte männliche Gestalt von mittlerer Höhe und eine so edle und einnehmende Gesichtsbildung gesehen wie bei ihm. Sein Benehmen und sein Anstand waren die eines Fürsten; voller Würde und nicht ohne eine gewisse Zurückhaltung, aber zugleich sehr höflich und einnehmend. Wenn er festlich und reich nach arabischer Weise gekleidet, mit einem weiten und faltenreichen, bis auf die Füße fallenden Kaftan von schwerer kirschrother Seide über den Unterkleidern von schneeiger Weiße, während ein indischer Shawl von großem Werthe um seinen Turban gewunden war, und ein anderer ihm als Gürtel diente, Sonntags Abends den Residenten besuchte, konnte man sich eine edlere und mehr imponirende Erscheinung kaum denken. Er hätte einem Maler als Modell zu einem Bilde des Chalifen Haroun al Raschid oder des Sultans Salaeddin dienen können. Noch im Jahre 1862, als wir uns wiedersahen, kam mir sein Aeußeres, trotz seines hohen Alters, besonders stattlich vor.

Er galt für sehr reich und hatte mehrere Schiffe, mit denen er für eigene Rechnung bis nach China, Vorder-Indien, dem rothen Meere und dem Golf von Persien Handel trieb; besaß auch außerdem viele Häuser, Gärten und Felder, sowie eine beträchtliche Anzahl von Sclaven. Man hielt ihn für geizig, vielleicht aber nur weil er etwas zurückgezogen lebte und kaum jemals, gleich den malaiischen Großen und den Chefs der Chinesen, große und kostbare Feste gab. Seine vollkommene Ehrenhaftigkeit auch in geldlichen Sachen, wurde indessen von Keinem, der ihn näher kannte, im mindesten bezweifelt. Mit der Anlage zum Gelderwerbe und dem Zusammenhalten des Erworbenen vereinigte sich bei ihm so reges geistiges Leben, wie ich es auf den indischen Inseln bei einem Nichteuropäer niemals wiedergefunden habe. Außer dem Malaiischen und Arabischen verstand, sprach und schrieb er das Persische vollkommen gut; hatte eine Menge in diesen Sprachen geschriebener Bücher gelesen und besaß eine über 1200 Bände zählende Sammlung theils histori-

scher, theils und hauptsächlich aber auch theologischer, die Exegese des Korans betreffender sowie poetischer Schriften. Ich bemerkte in seiner Bibliothek aber nur drei gedruckte Bücher, nämlich eine in Paris mit größter typographischer Eleganz erschienene Ausgabe des Korans; eine andere, zu Bulak in Aegypten gedruckte Ausgabe desselben, sowie endlich eine Pariser Ausgabe des arabischen Urtextes der „Tausend und eine Nacht." Alle übrigen Bücher in dieser Bibliothek waren Manuscripte.

Unter diesen zeichneten sich viele durch eine bewundernswürdige Gleichmäßigkeit, Sauberkeit und Schönheit der Handschrift aus. Ihr Besitzer machte mich mit Beziehung hierauf, besonders auf einige persische Schriften aufmerksam. Das Prachtstück in der ganzen Sammlung war ein Exemplar des Shah Nameh von Firdusi in zwölf Bänden klein Folio, welches Sjarif Ali vor Jahren zu Bender Abassi für eine beträchtliche Summe erstanden hatte. In jedem Bande war das Titelblatt, sowie die erste Seite oben wie an den Seiten, ebenso reich als sauber und sorgfältig mit Gold, Purpur und Ultramarin arabeskenartig verziert. Sjarif Ali hatte von der Bedeutung der Buchdruckerkunst für die Verbreitung und Bewahrung menschlicher Cultur keinen sehr hohen Begriff, und war der Meinung, daß die Vervielfältigung der Bücher durch die Schrift genüge. Die Schönheit der Schrift aber erhöhte in seinen Augen den Werth eines Buches nicht wenig.

Er besaß vielseitige historische und literarische Kenntnisse, so daß man ihn fast einen Gelehrten nennen konnte, aber sein ganzes Wissen betraf ausschließlich den muhammedanischen Osten und war allein aus orientalischen Quellen geschöpft. Alles Wissen und alle Bildung des Abendlandes war ihm durchaus fremd geblieben und interessirte ihn auch nicht. Sjarif Ali war ein recht- und strenggläubiger sunnitischer Muhammedaner, dessen ganze Handelsweise durch die Vorschriften des Koran geleitet wurde; aber ohne Fanatismus und selbst voll Wohlwollen gegen Andersgläubige. Ich habe verschiedene längere Gespräche mit ihm über das Christenthum und den Islam, über die Stellung der Frauen im muhammedanischen Osten, über das Halten von Sclaven u. s. w. gehabt, wobei er mir seine Ansichten hiervon in der ruhigsten und besonnensten Weise sehr ausführlich aber durchaus objektiv mittheilte, ohne seine Ueberzeugung als die richtige mir aufdrängen zu wollen.

Seine Lebensweise, sowie die Einrichtung seines Hauswesens waren durchaus nach der Art seiner Väter, ohne alle Beimischung von europäischen Sitten und Gewohnheiten. Er hatte von mehreren Frauen viele Kinder, von denen verschiedene, Söhne sowohl als Töchter, bereits verheirathet waren und ihm eine Anzahl von Enkeln geschenkt hatten. Dieser zahlreichen Familie, deren einzelne Glieder fest zusammenhielten,

stand Sjarif Ali, als patriarchalisches Haupt, von Allen geachtet und hochverehrt, mit ebensoviel Würde als Weisheit vor.

Später wird sich die Gelegenheit bieten, auf diesen mir besonders werth gewordenen Mann zurückzukommen.

Den entschiedensten Gegensatz zu diesem feingebildeten, durch sein Aeußeres wie durch seine Haltung und sein ganzes Wesen so sehr ausgezeichneten Araber bot das Oberhaupt, oder wie sein officieller Titel, ist, der Kapitain der zu Palembang anwesenden Chinesen, Tan Kongsioue, ein sehr wohlbeleibter Mann in mittleren Jahren, mit kleinen schiefstehenden Augen und der eigenthümlichen Gesichtsbildung seines Volkes. Er war ein Lebemann, von fröhlicher Gemüthsart, sehr gesprächig und in seinem Wesen mitunter fast zu frei und ungenirt. Auch er war sehr wohlhabend und besaß Ländereien, Häuser und Schiffe. Da er gastfrei war, häufig Gäste bei sich sah und nicht selten großartige Festlichkeiten veranstaltete, wobei es in jeder Beziehung hoch herging und eine reiche Bewirthung mit Speise und Trank, der Europäer nach europäischer, der Malaien nach malaiischer Sitte stattfand, so war Tan Kongsioue bei den Einen wie bei den Andern, trotz seines etwas unmanierlichen Wesens beliebt und gern gesehen.

Die Stadt Palembang liegt an beiden Ufern des Mousi, an denen sie sich in der Länge von 7—8 englischen Meilen ausdehnt, besitzt aber bei dieser beträchtlichen Länge nur eine äußerst geringe Tiefe, da ganze Strecken bloß aus einer einzigen Reihe von Häusern bestehen. Die Ursache dieser Bauweise liegt theils in der Beschaffenheit des Bodens, welcher nur in der unmittelbaren Nähe des Flusses eine größere Festigkeit besitzt, aber schon in geringer Entfernung von demselben, zumal an seinem rechten Ufer, weich und sumpfig ist; theils aber auch darin, daß Alle, Malaien wie Chinesen und Araber, den Mousi als die Hauptstraße der Stadt ansehen und deßhalb ihre Wohnungen so dicht wie möglich an demselben und selbst in und auf ihm erbauen. Hierdurch ist die Stadt bei zunehmendem Anwachse, von der Stelle ihrer Gründung, dem schon erwähnten Palembang lama, ihrem ältesten Viertel, im Laufe der Zeit meilenweit den Fluß hinaufgerückt und rückt auch jetzt noch immer weiter nach oben.

An dem rechten wie an dem linken Ufer ergießen sich innerhalb der Stadt zahlreiche kleinere Flüsse und Bäche, mal. Soungei, in den Mousi. Man kann dieselben, da auch ihre Ufer vorzugsweise als Baustätten für Häuser gewählt werden, gewissermaßen als Nebengassen von letztgenannter Hauptstraße betrachten. Diese verschiedenen Soungei's dienen zugleich als Begrenzung der einzelnen Kampong's oder Kwartiere, deren Palembang im Ganzen 52 zählt und von denen 32, mal. Kampong

ilir, auf dem linken, 16 aber, mal. Kampong oulou, auf dem rechten Ufer des Mousi gelegen sind.

Der letztere ist bei Palembang ungefähr 2200 Fuß breit, also doppelt so breit als der Rhein bei Bonn und zugleich auch von einer größeren Tiefe. Ich erwähnte schon, daß selbst größere Kriegsschiffe ihn bis Palembang befahren und vor dem Forte daselbst vor Anker gehen könnten. Der Mousi ist aber, besonders wenn die Sturzregen während des Westmonsun's ihn noch mehr anschwellen machen, zu reißend und schnellfließend, als daß er eine Ueberbrückung, von welcher Art auch, ertragen sollte. Die Verbindung beider Stadthälften mit einander geschieht deßhalb durch Boote, von denen die größeren, mal. Bidar, je nach dem Range und Stande ihrer Besitzer durch zwei bis vier und selbst sechs bis acht Ruderer, die kleineren dagegen, mal. Djoukon, in denen bloß eine Person Platz hat, nur durch einen einzigen fortbewegt werden. Von diesen letzteren, welche sehr leicht und schmal sind, und kaum einige Zoll über dem Wasser hervorragen, sieht man immer hunderte mit der Schnelligkeit eines Fisches den Fluß in allen Richtungen durchschneiden. In einer Wasserstadt wie Palembang, wo, ähnlich wie in Venedig, fast jedes Haus seine Gondel besitzt, ist es für eine jede Familie nothwendig, einen eigenen Nachen zu halten, so daß auch die ärmeren wenigstens einen Djoukon haben. Den höheren niederländischen Beamten daselbst werden, nach dem Maße ihres Ranges und Bedürfnisses, die Kosten für den Unterhalt von Bidar's und einer größeren oder kleineren Anzahl von Ruderern von der Regierung gewährt.

Der an dem linken Ufer des Mousi gelegene Theil von Palembang bildet die vornehmere Hälfte dieser Stadt. Es befinden sich daselbst das niederländische Fort, die Amtswohnung des Residenten, alle übrigen Regierungsgebäude, die vornehmste der Moscheen, mal. Mesjijid, der größte und besuchteste der Bazar's, sowie die Wohnungen aller niederländischen Beamten und Offiziere, einiger europäischer Kaufleute und aller malaiischen Großen und vornehmeren Araber. Die Chinesen dagegen, selbst die reicheren und angesehneren unter ihnen haben sich von jeher vorzugsweise auf dem rechten Ufer angebaut.

Die Zahl großartigerer monumentaler Gebäude zu Palembang ist sehr gering, kaum nennenswerth. Nur die folgenden verdienen vielleicht der Erwähnung. Das eine ist das gegenwärtige niederländische Fort, früher der befestigte Wohnsitz, mal. Kraton, des letzten Sultans des Reiches Palembang; das andere die Wohnung des Residenten und das dritte die Hauptmoschee.

Ersteres wurde von dem Sultan Muhammed Badoureddin, der von 1776—1804 regierte, unweit des Mousi und von diesem nur durch die unmittelbar neben ihm hinführende Hauptstraße getrennt, in den

achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts errichtet, und anstatt des früheren, von dem Flusse mehr entfernten Kraton's, zum Wohnsitze für sich und seine Nachkommen bestimmt. Fünfundzwanzig Fuß hohe und ungefähr zehn Fuß dicke Mauern von gebackenen Steinen schließen einen beträchtlichen viereckigen Platz ein, auf dem früher die Wohngebäude des Sultans und seiner zahlreichen Frauen, Vertrauten, Bedienten und Leibwächter; der Rathssaal; die Schatzkammern und viele andere Räumlichkeiten sich befanden.

Das an der Flußseite befindliche Hauptthor ist besonders für die Vertheidigung eingerichtet und erhebt sich thurmartig über die Ringmauer.

Den Raum innerhalb der letzteren nehmen jetzt Kasernen für 1000 bis 1200 Mann, die Wohnungen der meisten Offiziere, Magazine und andere für eine so beträchtliche Garnison nothwendige Gebäude ein. Auch sind jetzt in den vier Ecken dieses frühern Kraton's Bastionen errichtet und mit Stücken besetzt. Später, bei den Unruhen der Jahre 1849 und 1850, wurde dieses Fort, um dasselbe noch besser gegen Ueberfälle zu beschützen, außerhalb seiner Ringmauer, mit einem Graben und einer dichten, undurchdringlichen Hecke von Stachelbambus, einem vortrefflichen Hülfsmittel der indischen Befestigungskunst, umgeben. Die Wohnung des Residenten mit ihren Nebengebäuden liegt ostwärts von dem Forte, kaum hundert Schritte von demselben entfernt. Das Hauptgebäude aus Backsteinen, ist geräumig, enthält aber nur eine Etage und ruht auf zwanzig Fuß hohen Bogen und Pfeilern. Zu seinem Vorportale, von wo man eine schöne Aussicht auf den Fluß und den jenseit desselben liegenden Theil der Stadt hat, führt eine Doppeltreppe hinauf. Vor der Wohnung des Residenten bis zu der Hauptstraße und von ihr durch ein Gitter getrennt, breiten sich zierliche, wohlerhaltene Gartenanlagen aus. In ihrer Mitte ist der Flaggenstock, unter 5^0 59′ 26″ s. Br. und 104^0 45′ 6″ ö. v. Gr., aufgerichtet.

Die Moschee liegt nördlich von dem Forte auf einem geräumigen, den arabischen Namen „Atmeidan" führenden Platze. Sie ist eine der größten und schönsten in Niederländisch-Indien. Von drei Seiten, der nördlichen, südlichen und östlichen, führen Treppen zu eben so vielen Eingangsthoren in ihr Inneres. Diese Portale haben große, dreieckige, von einer doppelten Säulenreihe getragene Giebel. Die nach Westen, Mekka, gerichtete Seite des Gebäudes ist ohne Eingang und es erhebt sich daselbst, von der eigentlichen Moschee getrennt, ein siebenzig Fuß hohes, aus drei Etagen bestehendes Minaret. Jede dieser Etagen ist außen mit einer um sie herumführenden offenen Galerie versehen.

Das Hauptgebäude hat eine Breite von 86 bei einer Tiefe von 110 Fuß. Sein Inneres ist ebenfalls mit Säulen geschmückt, welche

zugleich das eigenthümlich geformte Dach tragen. Letzteres sieht nämlich aus als bestände es aus drei abgestumpften, auf einander gestellten Pyramiden von ungleichen Verhältnissen, so daß die zweite kürzer und schlanker als die erste ist, die dritte aber in derselben Weise geringere Maaße als die zweite zeigt. Der Fußboden in der Moschee ist mit Marmorplatten belegt. Sie wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts, unter der Regierung des schon erwähnten Sultans Muhammed Badouheddin, von einem holländischen Architekten erbaut. Als ich zuletzt in Palembang war, schien es mir, als ob sich an diesem ziemlich imponirenden und nicht unschönen Gebäude Spuren des Verfalles in Folge von Verwahrlosung und ungenügender Unterhaltung zeigten, welche ich mich nicht erinnerte früher daran wahrgenommen zu haben.

Alle Häuser in Palembang, deren Gesammtzahl sich auf 4500 beläuft, sind des morastigen Bodens wegen auf Pfählen erbaut, mit Ausnahme der sogenannten „Rakkits", einer sehr eigenthümlichen Art ganz auf dem Flusse ruhender, und obschon an dem Ufer festliegender, doch von den Wellen bewegt werdender Wohnungen. Die der reicheren und vornehmeren Malaien, Chinesen und Araber sind häufig sehr nett aus dicken Planken gezimmert, sorgfältig in einander gefügt, sowie in ihrem Innern mit Schnitzwerk und Vergoldung verziert. Die Dächer bestehen aus Schindeln. Die Mittelklasse wohnt in einfacheren und schmuckloseren Häusern aus Brettern, während der ärmste Theil der Bevölkerung sich mit solchen behilft an denen die Eckpfeiler aus Stämmen der Niboung-Palme bestehen, die Wände und das Dach aber aus den Blättern dieses Baumes bereitet sind. Unter dem Himmel der indischen Inseln genügt ein solches Haus, wenn es Schutz gegen Regen und Wind gewährt, dem Bedürfnisse vollkommen, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, da ich zu Sambas an der Westküste von Borneo Jahr und Tag in einem ähnlichen gelebt und mich wohlbefunden habe.

Ich habe der „Rakkits" erwähnt. Unter dieser Benennung versteht man zu Palembang schwimmende, auf einer nach Art eines Flosses zusammengefügten Unterlage von Bambusrohr, erbaute Häuser. Je nach der Größe und der davon abhängigen Schwere des Gebäudes, welches sie zu tragen bestimmt ist, besteht diese Unterlage aus zwei bis vier und selbst mehr Schichten der stärksten Bambusrohre. Dieselben sind so mit einander verbunden, daß jede obere Schicht sich mit der nächst unteren kreuzt. Das Bambusrohr besitzt aber durch die in seiner Höhlung befindlichen, mit Luft erfüllten Fächer, eine besondere Tragkraft auf dem Wasser.

Die Größe dieser Flösse und der auf ihnen erbauten Häuser ist sehr verschieden. Ich bin in einigen, Europäern zugehörenden gewesen, die Raum für eine ganze Familie boten und aus einem Salon mit

zwei Zimmern auf jeder Seite, einer hinteren nach dem Lande gerichteten und einer vorderen auf den Fluß sehenden, von ihm durch eine Balustrade getrennten Galerie bestanden. Sämmtliche Gemächer aber waren geräumig und sehr bequem, ja selbst mit Luxus ausgestattet und meublirt. Viele dieser Rakkit's sind aber bedeutend kleiner und ungleich einfacher eingerichtet. Es giebt selbst eine beträchtliche Anzahl solcher, wo auf einem nur wenige Quadratfuß großen Flosse sich einfache Hütten von Bambus oder den Stämmen und den Blättern der Niboungpalme befinden. Diese Rakkit's, bilden von dem Flusse aus, die vorderste oder erste Häuserreihe von Palembang. Die meisten von ihnen sieht man oberhalb des Fort, sowie unterhalb des großen Bazars, weil das Flußufer zwischen diesen beiden Gebäuden, sowie vor der Wohnung des Residenten frei bleiben muß und nicht bebaut werden darf.

Alle Rakkit's sind mittelst langer und starker, aus Rotang gedrehter Taue am Ufer an Pfählen befestigt. Von der Landseite führen zu ihnen lange aber schmale, aus einfachen Planken oder Balken bestehende Brücken, auf denen man sich häufig zwischen anderen, nächstliegenden Gebäuden förmlich durchwinden muß. Bricht in einem Rakkit Feuer aus, so lösen augenblicklich alle anderen, sich in seiner Nähe befindenden die Rotangtaue, um sich durch den schnellströmenden Fluß aus der gefährlichen Nachbarschaft wegführen zu lassen. Es soll selbst hin und wieder geschehen sein, daß bei nächtlicher Weile, wenn alle Bewohner eines Rakkit in festem Schlafe lagen, das Tau, welches letzteres am Ufer festhielt, entweder durch Zufall oder durch die Böswilligkeit Anderer gelöst wurde. Wie sehr erstaunten nicht in solchen Fällen die Bewohner, wenn sie am andern Morgen mit dem Rakkit mehrere Meilen den Strom hinabgetrieben waren und sich, anstatt an der gewohnten Stelle, in menschenleerer Einöde befanden.

Kleinere Rakkit's der einfachsten Art sind auch für die Bewohner des Innern der Residentschaft Palembang, namentlich ihres höher gelegenen Theiles, das meist gebräuchliche Fahrzeug für die Reise nach der Hauptstadt und man sieht sie, beladen mit den Erzeugnissen jener Gegenden, sehr häufig den Mousi herab treiben. In Palembang werden alsdann, zugleich mit seiner Ladung, auch die Bambusrohre des Flosses verkauft.

Ich bemerkte schon, daß die linke Hälfte von Palembang nicht ganz so niedrig gelegen sei als die rechte. Diesem Umstande und der Sorge, welche daselbst fortwährend auf den Unterhalt und die Erhöhung der Wege verwandt wird, verdankt man, daß sich auf dieser Seite des Flusses die Gelegenheit zu sehr angenehmen und selbst längeren Spaziergängen bietet. Auf solchen, zwischen Häusern und Gärten hindurchfüh-

renden, meistens von den herrlichsten Fruchtbäumen, wie Doukou's, Mangustan's, Dourian's u. a. m., an denen Palembang eine wunderbare, kaum glaubliche Fülle und Mannigfaltigkeit besitzt, überschatteten Wegen, gelangten wir bei unsern fast allabendlichen Wandelungen zu verschiedenen Punkten und Lokalitäten, welche, als Merkwürdigkeiten des Ortes, Herr de Kock die Freundlichkeit hatte mir zu zeigen und zu erklären.

Hierzu gehörte das Grab des Sultans Abdul Rachman, der von 1649—1694 regierte und dessen Andenken als das an einen weisen, gerechten und wohlwollenden Fürsten, noch bei der gegenwärtigen Bevölkerung fortlebt und in hohen Ehren gehalten wird. Dasselbe von dem Volke nach dem Orte wo es sich befindet, Tjindé Balang, gewöhnlich das von Sultan Tjindé Balang genannt, ist wohlunterhalten und besteht in einem nur wenig verzierten aber fest und stark aus gebrannten Steinen errichteten, mit einer einzigen Thür versehenen, viereckigen Gebäude. Auch sein Inneres ist durchaus schmucklos. Die Stelle in seiner Mitte, wo die Leiche des Fürsten einfach in der Erde ruht, ist mit einer Einrahmung von Eisenholz umgeben, während an dem Haupt- wie an dem Fußende sich aufrechtstehende, in arabischen Schriftzeichen den Namen, das Alter und die Regierungszeit des Verstorbenen anzeigende Leichensteine befinden.

Unweit dieses Grabes, an dem von Palembang nach der nördlichsten Mündung des Mousi, Banjou Assim, führenden Wege, befand sich zur Zeit meiner ersten Anwesenheit zu Palembang, die in mehr als einer Beziehung erwähnenswerthe, dem Araber Saïd Abubeker ben Oumar gehörende, von ihm errichtete und unter seiner Leitung wirkende Zuckerfabrik. Für den Bedarf derselben waren ausgebreitete Felder in der Nähe, von ihm mit Zuckerrohr bepflanzt worden. Diese großartige Fabrik war von ihrem sehr intelligenten Besitzer auf eine höchst sinnreiche und verständige Weise angelegt worden, wobei eigenes Nachdenken, mehr als frühere Erfahrung und Belehrung durch Andere ihn geleitet hatte. Die Maschine, deren sämmtliche Theile von ihm selbst aus Eisenholz verfertigt waren, arbeitete mit Wasser. Leider wurden die Intelligenz, der Fleiß und die Ausdauer dieses Mannes durch die Erfolge seiner Thätigkeit schlecht belohnt, da der Boden von Palembang für Anbau von Zuckerrohr wenig geeignet ist. Es schießt schnell und üppig in die Höhe, wird dickstämmig, ist aber zu wässerig und enthält wenig Süßigkeit.

Andere Spaziergänge führten uns zu den, nur noch aus wenigen Ueberresten der Ringmauer und des Hauptportales bestehenden, unter niedrigerem Gebüsche und einigen hochstämmigen Waringi's fast gänzlich verborgenen Ruinen des schon erwähnten Kraton's der Sultane von Pa-

lembang, Vorgängern von Muhammed Badouheddin, sowie nach einer ungefähr drei englische Meilen von dem Forte entfernten, Boukit Sigantang genannten, sich hügelartig über das flache, morastige Land in seiner Umgebung erhebenden Stelle hin. Auf diesem anmuthig gelegenen, mit einigen hochstämmigen Waldesriesen, vielen Fruchtbäumen und einer reichen Vegetation von niedrigeren Pflanzen geschmückten Platze befindet sich ein altes Grab, welches eine Volkslegende als das von Alexander dem Großen bezeichnet. Einer andern Ueberlieferung nach, soll ein Nachkomme des Macedoniers Beherrscher von Palembang gewesen sein, auf dem Boukit Sigantang gewohnt und daselbst sein Grab gefunden haben.

Daß dieses in Verehrung und gewissermaßen heilig gehaltene Grab, Mal. Kramat, die Gebeine weder von Alexander noch von einem seiner entfernteren Nachkommen in sich aufgenommen hat, bedarf keines Beweises. Ein ganzes Dorf und zahlreiche Priester bewachen dasselbe; häufig haben Wallfahrten, nicht nur von Einzelnen sondern von ganzen Schaaren gläubiger Muhammedaner dahin statt und es werden dort Opfer gebracht und Vereinigungen zu gemeinschaftlichem Gebete und andere Andachtsübungen, Mal. Sedekka, gehalten.

Wunderbar, beinahe unerklärlich ist mir immer vorgekommen, nicht so sehr, daß die Sage von Alexander dem Großen sich nach dieser Weltgegend hin verbreitet hat, sondern daß sie daselbst Jahrtausende fortbestehen und sich erhalten konnte. Jedes malaiische Fürstenhaus auf Sumatra wie auf Borneo und überall im indischen Archipel, wo Niederlassungen von Malaien sich befinden, leitet seinen Ursprung von Kindern ab, welche der macedonische Eroberer in den Ländern am Indus mit den Töchtern der dortigen Fürsten gezeugt haben soll. Seine halbmythische, legendenartige, noch mehr als die Mittheilungen des Talmud über ihn, mit Wundern und mährchenhaften Abenteuern ausgeschmückte Geschichte, bildet das Lieblingsbuch der Malaien und ist allgemein unter ihnen verbreitet. Ich selbst habe zu Palembang unter andern malaiischen Werken zwei nicht ganz mit einander übereinstimmende Handschriften des „Hikaijat Sulthân Iskander Djulkarnaïn" der „Geschichte Alexanders des Gehörnten" erstanden.

Auch der europäische Theil der Bevölkerung von Palembang macht nicht selten einen Ausflug nach dem Boukit Sigantang, um daselbst auf wirklich festem Grund und Boden, in anmuthiger Umgebung, unter dem erfrischenden Schatten der Bäume gesellig einen Tag zu verleben. Erwähnt sei noch, daß die letzteren in auffallender Weise von sehr zahlreichen, verschiedenen Arten angehörenden Eichhörnchen belebt werden. Diese Thiere, niemals verscheucht und verfolgt, sind beinahe zahm und fürchten die Anwesenheit von Menschen nicht, sondern kommen von den Bäumen

herunter um sich ihnen zu nähern, und von ihnen Früchte, Reis, Zucker u. s. w. zu empfangen, ähnlich wie solches bei den Affenkolonien zu Passeruang, Malang und an andern Orten auf Java stattfindet.

Einer der weiteren Spaziergänge ist auch der nach dem alten Palembang. Meistens aber macht man den Weg dorthin mit einer Bidar auf dem Flusse, um zu Fuß zurückzukehren. Auch dort und in seiner Nähe befinden sich viele, meistens sehr wohl erhaltene Gräber Palembang'scher Fürsten und Großen aus früherer Zeit. Mit Ausnahme des von Sultan Kamarueddin, der in 1716 starb und des einer Fürstin, der Ratou Senouhon, der Frau des Pangeran Sindang Kenaijang, welcher von 1616—1627 die Regierung zu Palembang wahrnahm, weiß man nicht mehr mit Sicherheit wem sie angehören. Das Grab der Ratou Senouhon ist in dem Kampong Sabokienkieng gelegen und wird, als das einer durch Verstand und Tugend ausgezeichneten Frau, welche durch die genannten Eigenschaften den größten Einfluß auf ihren Mann und durch diesen auf das Wohl des Landes ausübte, von der ganzen Bevölkerung von Palembang hoch verehrt. Noch jetzt bestehen daselbst mehrere Gewohnheitsrechte, Mal. Adat, welche auf ursprünglich von ihr erlassenen Verordnungen gegründet sind. Fortwährend besuchen zahlreiche Andächtige ihr Grab um daselbst zu beten und zu opfern.

Dasselbe weicht von dem oben beschriebenen des Sultans Abdul Rachman zu Tjindé Balang und den andern zahlreichen Fürstengräbern zu Palembang kama nur insofern ab, als es sich nicht in einem aus Backsteinen errichteten, sondern in einem aus Eisenholz gezimmerten Begräbnißhause befindet. Dieses hölzerne Gebäude sah, ungeachtet es fast schon dritthalb Jahrhunderte allen zerstörenden Einflüssen des indischen Klima bloßgestanden hatte, doch noch durchaus wohlerhalten aus und als ob es erst wenige Jahre alt wäre. Nur das Dach, gleichfalls aus Eisenholz, hätte, so erzählte mir Herr de Kock, im Laufe der Zeit zwei- bis dreimal leichter Ausbesserungen bedurft. Man sieht hieraus, daß das Holz der Sideroxylon-Arten seinen Namen „Eisenholz", Mal. Kajou Bessi, mit Recht führt, da es in der That so unvergänglich als Eisen, vielleicht selbst noch unvergänglicher als dieses ist.

Das Grab der Ratou Senouhon selbst zeigte nur darin eine Abweichung von denen der anderen Fürsten, daß an seinen vier Ecken ungefähr fünf Fuß hohe Säulen angebracht waren, an welchen ein durchsichtiger Vorhang von Flor ausgespannt war.

Bemerkenswerth erschien mir auch noch, daß in mehreren der Begräbnißhäuser, besonders in denen aus älterer Zeit, sich neben dem fürstlichen Grabe, wiewohl in einem gewissen Abstande von diesem, das Grab eines Arabers befand. Bei den früheren Sultanen bestand nämlich der Gebrauch, wenn zu Palembang ein im Rufe der Frömmigkeit und

Rechtgläubigkeit stehender Araber starb, seine Leiche in dem Begräbnißhause zu beerdigen, welches jeder Fürst schon zu seinen Lebzeiten für sich selbst errichten ließ. Hierzu gab der Gedanke, daß die Nähe der körperlichen Ueberreste von einem Landsmanne des Propheten, seinen eigenen eine sanftere Ruhe bereiten werde, die Veranlassung.

Zu Palembang lama wurde mir auch die „Batu Ampar" genannte Stelle gezeigt, wo die erste, zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts gegründete niederländische Faktorei zu Palembang, welche später von den Eingebornen verrätherisch überfallen und ausgemordet wurde, der Ueberlieferung nach gestanden haben soll.

Ungleich interessanter als der Besuch jener zahlreichen Gräber malaiischer Fürsten und Großen, deren ich nur erwähnt habe, weil sie mir als Merkwürdigkeiten des Ortes gezeigt wurden, war für mich die Besichtigung der oberhalb des Fortes, an dem Mousi gelegenen Werkstätte der großen, „Pantjallan's" genannten Fahrzeuge. Sie sind von eigenthümlicher aber vorzüglicher Arbeit und deßhalb im ganzen indischen Archipel berühmt.

Die Pantjallan's haben eine Länge von 60—75 bei einer Breite von 6—8 Fuß, sind vorn und hinten spitzzulaufend und bestehen, mit Ausnahme des Deckes, der Ueberdachung und inneren Einrichtung, aus einem einzigen Baumstamme. Sie haben einen Tiefgang von 12 bis 18 Zoll, überragen mit ihrem Borde die Wasserfläche nicht mehr als 2—3 Zoll und werden von 12—16 Ruderern auf jeder Seite pfeilschnell auf dem Flusse fortbewegt. Zum Bau dieser Fahrzeuge dienen hauptsächlich zwei in den höher gelegenen Theilen der Residentschaft wachsende, Kloutong und Agrawan genannte, sehr mächtige und hochstämmige Bäume. Der erstere, dem Geschlechte Artocarpus angehörend, dessen Holz braunroth, fast purpurfarben ist, gilt für diesen Zweck als der vorzüglichere.

Wenn ein solcher Baum gefällt ist, wird der Stamm an Ort und Stelle roh zugehauen, hierauf nach dem Mousi oder einem seiner Nebenflüsse geschleppt und auf einem Flosse von Bambus nach Palembang übergeführt. Auf der daselbst für den Bau der Pantjallan's eingerichteten, werftartigen, geräumigen Werkstätte wird alsdann der Stamm mit der größten Vorsicht und Sorgfalt außen weiter bearbeitet und inwendig ausgehöhlt, bis die Wand eine Dicke von nicht ganz vier Zoll erlangt hat. Hiernach füllt man die Höhlung mit Wasser, während an der Außenseite Feuer angemacht wird. Bei dieser Behandlung und der hiermit abwechselnden entgegengesetzten, wobei der Baumstamm umgekehrt und sein Inneres der Einwirkung des Feuers bloßgestellt wird, während man seine Außenseite mit Wasser begießt, entfernen sich die Seitenwände mehr und mehr von einander, indem zwischen ihnen an-

brachte Stützen und Querhölzer verhüten, daß die Wände sich wieder zusammenziehen. Diese Verrichtung muß unzählige Male wiederholt werden bis das Fahrzeug die erforderliche Breite von 6—8 Fuß erlangt hat. Nach jedesmaliger Behandlung mit dem Feuer und Wasser wird zugleich die Dicke des Holzes vermindert, bis dieselbe nur noch etwa $1^1/_2$ Zoll beträgt.

Wenn 25 bis 30 fleißige Arbeitsleute anhaltend an einem solchen Pantjallan beschäftigt sind, kann ihr unterer Theil, das eigentliche Boot, in drei bis vier Monaten fertig werden. Die feinere Arbeit an demselben, nämlich es zu glätten; mit dem Verdecke und dem auf diesem zu errichtenden, hausähnlichen, nicht selten aus mehreren Gemächern bestehenden Logis für die Reisenden mit diesen Fahrzeugen zu versehen; die innere Einrichtung hiervon; die Verzierung der Außenseite mit Schnitzwerk sowie der Anstrich und die theilweise Vergoldung erfordern noch 5—6 Monate Arbeit.

Die der Regierung gehörenden Pantjallan's, mit denen der Resident von Palembang seine Inspektionsreisen längs der Ufer des Mousi und seiner Nebenflüsse macht, sind Muster von bequemer und zugleich eleganter Einrichtung. Es befinden sich in ihnen ein hinteres Schlafgemach sowie ein vorderes Wohn-, Eß- und Empfangszimmer, in welchem 8—10 Personen, an einem in der Mitte stehenden Tische, bequem auf Stühlen Platz finden können. Ein zweites, etwas kleineres, für die Dienerschaft eingerichtetes, worin sich zugleich die Küche befindet, folgt dem ersteren unmittelbar nach. Diese Fahrzeuge können aber nur die Flüsse befahren wenn ihre Fläche ruhig ist und keine Stürme sie bewegen.

Die Bevölkerung der Hauptstadt Palembang beträgt etwas mehr als 46,000 Seelen und besteht aus ungefähr 42,000 Malaien, gegen 2200 Chinesen, gegen 1600 Araber, etwa 100 Europäern, die Garnison nicht mitgerechnet und fast ebenso vielen Fremdlingen aus dem indischen Archipel und den Nachbarländern des Continents.

Die Malaien zu Palembang sind aber nicht so rein und unvermischt geblieben wie ihre Landesgenossen in dem Innern und der westlichen Hälfte von Sumatra, sondern zeigen eine unverkennbare Beimengung von javanischen Volkselementen, sowohl in ihrer Sprache, wie in manchen Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen, namentlich in dem Ceremoniel, der Lebensweise, der Haus- und Hofhaltung ihrer Großen, welche an ähnliche, an den Fürstenhöfen zu Djokjakarta und Surakarta auf Java noch jetzt fortbestehende erinnern. So z. B. war der schon erwähnte Reichsverweser Pangeran Ferdana Mantri, den man, zur Zeit meiner ersten Anwesenheit zu Palembang, in gewissem Sinne noch als den Repräsentanten der höchsten Macht gegenüber der eingeborenen Bevölkerung ansehen konnte, wo er ging und stand, von einer Schaar,

freilich größtentheils schon ältlicher weiblicher Bedienten mit nackten Schultern, Armen und fast zu sehr entblößten Brüsten umgeben. Sie umstanden seinen Stuhl, wenn er Sonntags Abends bei dem Obersten de Kock zwischen den übrigen europäischen und asiatischen Gästen an dem Vingt-un-Tische saß, und reichten ihrem Gebieter, sobald er hiernach verlangte, aus reichen, goldenen Gefäßen die mundgerecht zubereiteten Siri- oder Betel-Blätter.

Die erste Veranlassung zu dieser Vermischung der malaiischen Sprache und Sitten, namentlich bei der höheren Volksklasse, mit javanischen Elementen gab die Eroberung von Palembang durch Ario Damar, einen Sohn von Anko Widjogo, dem letzten Beherrscher des mächtigen Hindureiches Modjopahit im östlichen Java, nicht lange vór dem im Jahre 1478 n. Chr., in Folge der gewaltsamen Einführung des Islam auf dieser Insel, stattfindenden Zusammensturze desselben. Im Jahre 1544 hatte aus dem muhammedanischen Reiche Demak auf Java eine neue Einwanderung von Palembang unter einem Häuptlinge Namens Geding Souro statt. Der Letztere wurde Beherrscher von Palembang und von ihm stammen die bis 1649 regierenden, damals noch nicht den Titel Sultan führenden Fürsten dieses Reiches ab.

Die malaiische Bevölkerung von Palembang ist im Ganzen genommen wohlgebaut und ziemlich kräftig von Körperwuchs. Beide Geschlechter, besonders aber die Frauen, zeigen bei einer gewissen Fülle der Formen die, ohne in Dickleibigkeit überzugehen, bei ihnen doch bemerkbarer hervortritt wie bei den meisten andern malaiischen Volksstämmen auf Sumatra, innerhalb des eigenthümlichen Racentypus, nicht selten sehr angenehme und selbst schöne Gesichtsbildungen. Besonders die Frauen, welche häufig sich zugleich durch die Hellfarbigkeit ihrer Haut auszeichnen, sind, ihrer körperlichen Schönheit sowohl als der Anmuth ihrer Haltung und ihres leichten gefälligen Wesens wegen, im ganzen indischen Archipel berühmt. Sie gelten dabei für intelligent und sind, obschon nicht viel sittlicher und kaum weniger sinnlich, doch im Allgemeinen sehr viel gutherziger als die Männer zu Palembang.

Den Letzteren schreibt man alle weniger guten Eigenschaften zu, welche man so oft als für den Nationalcharakter der Malaien bezeichnende, denselben specifisch bedingende hervorgehoben hat. Man hält sie für grausam, verrätherisch und unzuverlässig, rachsüchtig, sinnlichen Genüssen sehr ergeben und zugleich für träge und arbeitsscheu. Ihnen zugefügte Beleidigungen vergeben sie niemals. Wenn sie selbst nicht im Stande und in der Gelegenheit sind hierfür Rache zu nehmen, so vererbt sich die Beleidigung und die Verpflichtung der Rachenahme auf Kinder, Kindeskinder und alle Verwandten. Alle feindlichen Gefühle aber, von denen ihr Herz bewegt wird, verstehen sie mit großer Ge-

schicklichkeit in ihren Gesichtszügen unerkennbar zu machen. Dabei sind sie dem Mißbrauche des Opiumrauchens sehr ergeben und leidenschaftliche Freunde von Hahngefechten, bei welchen oft sehr große Summen für und gegen die streitenden Thiere verwettet werden.

Die furchtbar heftige, häufig einen Mord veranlassende Gemüthsaufregung, welche durch dieses hohe Wetten auf den Sieg des einen oder des anderen Hahnes bei ihren Besitzern erzeugt wird, ist Ursache davon, daß diese Gefechte für gewöhnlich verboten sind und nur bei besondern, festlichen Gelegenheiten unter dem Auge der Polizei zugelassen werden.

Um einen Maaßstab davon zu geben, wie herrschend und allgemein die Leidenschaft für Hahngefechte und die damit verbundenen Wetten bei allen Malaien ist, erwähne ich noch, daß ich i. J. 1862, auf der Reise, welche ich damals von Palembang nach Benkoulen durch einen beträchtlichen Theil des Innern von Sumatra machte, fast in einem jeden Hause Hähne fand, die eigens für den Kampf mit ihresgleichen genährt, gepflegt und erzogen wurden. In Palembang besteht auch noch der grausame Gebrauch den Hähnen, um den Streit zwischen ihnen blutiger und schneller entscheidend zu machen, an ihren natürlichen Sporen ein zweites Paar sauber aus Stahl gearbeiteter, schön polirter, zwei Zoll langer, sehr scharfer und spitziger, zu befestigen.

Von der Häufigkeit des Vorkommens von Mordthaten zu Palembang habe ich mich während meines ersten Aufenthaltes daselbst nur zu gut überzeugen können. Es geschah nämlich, zufolge meiner Reiseanzeichnungen, während der drei Monate, welche ich im Hause des Obersten de Kock zubrachte, nicht weniger als sechsmal, daß, wenn wir spät Abends beisammen saßen, noch die Anzeige von einem in dem einen oder andern Kampong verübten Morde gemacht wurde. Meistens erschien alsdann am andern Morgen in der Residentswohnung, so zahlreich wie möglich, die ganze Familie des Ermordeten, Männer, Frauen und Kinder bis zu dem Säugling an der Brust seiner Mutter, um von dem Residenten als dem Vergegenwärtiger der höchsten Macht, die strengste Bestrafung, ja die Tödtung des Mörders zu erflehen. Fast gleichzeitig aber und nicht weniger zahlreich stellte sich die Familie des inzwischen flüchtig gewordenen Mörders daselbst ein, um zu seiner Freisprechung alle nur denkbaren wahren und erdichteten Entschuldigungen vorzubringen.

Ich selbst bekenne offen, daß ich, in meinem persönlichen Verkehre sowohl mit den Malaien im Allgemeinen als mit den Bewohnern von Palembang im Besonderen, keine Gelegenheit gehabt habe, den Nationalcharakter dieses Volksstammes so ungünstig zu beurtheilen wie man von jeher gewohnt gewesen ist ihn zu schildern. Wohl ist wahr, sie sind selbstbewußter, unabhängiger und freier gesinnt, ertragen daher die Herr-

schaft der Europäer über sie nicht mit derselben Geduld und demselben Gleichmuthe wie andere Stämme auf den indischen Inseln, besonders aber wie die Javaner. Sie besitzen auch viel weniger Anlage und Neigung zum Landbau, wie namentlich die Letzteren und sind aus diesem Grunde der niederländischen Regierung von geringerem Nutzen und liefern ihr viel weniger Vortheile wie die Bewohner Java's. Würde man den moralischen Werth beider Volksstämme durchaus unpartheiisch wägen, so dürfte vielleicht der der Malaien sogar der schwerere sein.

Auch Oberst de Kock, der den Charakter der Malaien aus dem Grunde kannte, hielt Alle keineswegs für so durchaus treulos und verrätherisch als man sie gewöhnlich schildert. Er vertraute ihnen selbst unter scheinbar sehr bedenklichen Umständen. Ein Beispiel hiervon habe ich selbst erlebt. Eines Abends, schon gegen Mitternacht, als einige andere Herren mit dem Obersten und mir noch an dem Whisttische saßen, stürzten ein Paar Bedienten in das Zimmer mit der Meldung, daß im Fort Brand sei. Wir flogen auf die vordere Galerie des Hauses, wo wir Gluth und Flammen eines großen Feuers sich aus dem Kraton erheben sahen. Die andern Gäste eilten so schnell sie konnten fort und Herr de Kock, nachdem er sich in Hast die Uniform umgeworfen, nach dem Fort. Im Weggehen rief er mir zu: „Doktor, bringen Sie meine Frau und Kinder nach dem Hause des Ferdana Mantri!" Solches geschah auch von mir sogleich.

Es brannte nur eine aus Holz errichtete Kaserne ab und das Feuer wurde gelöscht ohne weiteren Schaden anzurichten. Daß der Oberste, was auch geschehen möchte, sein theuerstes Besitzthum nirgends für sicherer bewahrt hielt als in dem Hause des malaiischen Häuptlings, bewies wie sehr er demselben vertraute und vertrauen konnte. Denn, obschon es wenig wahrscheinlich war, daß die eingeborene Bevölkerung die durch den Brand im Fort verursachte Verwirrung zu einem Angriffe auf dasselbe benutzen werde, so lag solches doch keineswegs außerhalb aller Möglichkeit, zumal mit Hinblick auf den Umstand, daß die Niederlassung der Niederländer zu Palembang, seit ihrem ersten Entstehen, schon zweimal ausgemordet worden ist. Eben derselbe Pangeran Ferdana Mantri aber wurde, wie ich schon oben mittheilte, durch den Nachfolger von Herrn de Kock wegen unzuverlässiger und verrätherischer Gesinnung gegen die Regierung in Untersuchung gezogen und obschon ihm nichts bewiesen wurde, aus seinem Vaterlande verbannt.

Die malaiische Bevölkerung von Palembang bekennt sich ohne Ausnahme zum Islam und beobachtet alle Gebote und Vorschriften dieser Religion, zum mindesten äußerlich, mit großer Genauigkeit. Die große Moschee auf dem Atmeidan ist alle Freitag stark besucht und zwar von den Reicheren und Solchen, die vorzugsweise andächtig erscheinen wol-

len, in weißer Kleidung. Auch sieht man an allen für besonders heilig und verehrungswürdig gehaltenen Oertern, wie bei den oben erwähnten Gräbern u. s. w., stets Viele beten und opfern. Ebenso pilgert jährlich eine beträchtliche Anzahl von Palembangern nach Mekka zum Grabe des Propheten, um sich von dort den bei ihren Landsleuten in Ansehen und Achtung stehenden Titel eines Hadji zu holen.

Die Zahl der muhammedanischen Priester zu Palembang ist sehr groß, viel zu groß für die Zahl der Bewohner dieser Stadt. Einige Kwartiere sind ausschließlich von ihnen bewohnt. Die meisten derselben leben auf Kosten der Bevölkerung und zwar hauptsächlich der ärmeren und niederen Klasse, auf welche sie, außer dem materiellen Schaden den dieselbe von ihnen hat, auch in geistiger und moralischer Beziehung nachtheilig einwirken. Sie zwingen die Bevölkerung zu einer strengen und sorgfältigen aber bloß äußerlichen und in leeren Formen bestehenden Beobachtung aller in dem Koran enthaltenen religiösen Vorschriften, ohne im mindesten zugleich auch auf ihre Gesinnung einzuwirken. Der größte Nachtheil aber geschieht dadurch, daß die meisten dieser Priester den fanatischen Haß gegen das Christenthum, von dem sie selbst beseelt sind, auch ihren Anhängern mitzutheilen und dieselben hierdurch für die christlich-europäische Gesinnung, Bildung und Sittlichkeit durchaus unzugänglich zu machen verstehen.

Der Ueberlieferung nach war Ario Damar, jener schon genannte Prinz aus dem javanischen Fürstenhause von Modjopahit, der Eroberer von Palembang in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts, der erste welcher sich daselbst zum Islam bekannte. Er wurde von einem Araber, Namens Rachman, vom Hinduismus, der Religion seiner Väter, zu jener des arabischen Propheten bekehrt.

Ein anderer ähnlicher aber noch größerer Uebelstand, als die große Anzahl der muhammedanischen Geistlichkeit zu Palembang, auf den ich von Herrn de Kock, als auf einen Wurm, der an dem materiellen Wohle der Bevölkerung dieser Stadt nage, wiederholentlich aufmerksam gemacht wurde, ist der überaus zahlreiche Adel. Derselbe besteht aus zwei wesentlich von einander verschiedenen Klassen. Die erste, welche man als den hohen oder fürstlichen Familien-Adel bezeichnen könnte, umfaßt unter dem malaiischen Collectivnamen „Prijai" alle Nachkommen und Verwandten der früheren Sultane. Zur Zeit, wo diese noch herrschten, hatten die Prijai's, selbst die dem regierenden Fürsten schon ferner stehenden, an ihm einen Anhalt, bezogen größere oder kleinere Apanagen, genossen Ansehen, Einfluß und erfreuten sich, freilich nicht selten zum großen Nachtheile des gemeinen Mannes, einer Menge materieller Vortheile und Begünstigungen. Die Absetzung des letzten Sultans Mahmud Badoureddin i. J. 1821 aber, wo die niederländische Regie-

rung an die Stelle desselben trat, mußte, wie sich nicht anders erwarten ließ, im höchsten Grade nachtheilig auf alle Lebensverhältnisse der Prijai's einwirken. Nur wenigen von ihnen wurde von der niederländisch-indischen Regierung eine mäßige, sich nicht auf ihre Nachkommen vererbende Pension zuerkannt. Sie verarmen deshalb immer mehr und mehr, sind durchaus ohne Einfluß und genießen kein einziges faktisches Vorrecht vor jedem andern Malaien. Dessen ungeachtet aber sind sie, im Bewußtsein ihrer vornehmen Abstammung, sehr anmaßend und, was das schlimmste ist, zu stolz um zu arbeiten, nicht aber um, wie sehr von der Regierung hiergegen auch gewacht wird, die Verehrung, welche ihnen als Abstammlingen ihrer früheren Herrscher von der Masse der Bevölkerung noch gezollt wird, nach Kräften auszubeuten und, so weit es nur möglich ist, auf Unkosten derselben zu leben.

Die Klasse der Prijai's umfaßt vielleicht Tausend und mehr Mitglieder, da die Sultane gewohnt waren eine Menge von Frauen in ihren Harems zu halten, von denen sie stets eine zahlreiche Nachkommenschaft hatten. Obgleich dieser Theil der Bevölkerung der vornehmste ist, so ist derselbe doch zugleich der meist entsittlichte und treten vielleicht nirgends wie bei ihm, alle den Malaien zugeschriebenen schlechten Eigenschaften des Charakters so lebhaft hervor. Ungeachtet ihrer stets zunehmenden Armuth treibt ihr Stolz sie an noch immer, wenigstens nach außen, mit einem gewissen Prunke aufzutreten, wie um so größere Entbehrungen sie hierfür in ihrem Hause auch erdulden und zu welchen schlechten und entehrenden Mitteln sie, bei ihrer großen Trägheit und Arbeitsscheu, deßhalb auch ihre Zuflucht nehmen müssen. Man erzählte mir, daß Vielen selbst das ehrlose Mittel der Prostitution ihrer schönen Frauen und Töchter mit Europäern und reichen Chinesen nicht zu schlecht erschiene.

Einige Wenige machen hiervon eine rühmliche Ausnahme. Viele jener ebenso schön als sorgfältig aus Elfenbein, Holz, Bambus und Fischzähnen geschnitzten Gegenstände; die aus Holz, nach Art der chinesischen und japanischen, gedrehten und mit Lack überzogenen Tassen; die prächtigen reich mit Gold durchwebten seidenen Sarongs u. s. w., welche mir zu Palembang zu Kauf angeboten wurden, stammten, wie ich hörte, aus den Häusern einiger vornehmeren Prijai's und waren theils von ihnen, theils von ihren Frauen verfertigt. Einige von ihnen sind selbst, freilich im Geheimen, Gold- und Waffenschmiede, oder beschäftigen sich mit der Vervielfältigung malaiischer und arabischer Handschriften.

Die zweite Klasse der Palembang'schen Noblesse, die der Mantri's, könnte man als eine Art erblichen Brief- oder Beamten-Adels bezeichnen. Der Name Mantri schließt eine Anzahl anderer, wie Toumongong, Demang, Krango, Mas Agous, Kiaij Agous in sich, Kiaij Mas, mit

welchen Titeln die früheren Sultane Personen aus dem Volke hervorhoben, deren Dienste als Beamte sie nöthig hatten. Diese Mantri's waren Spione und dienten als solche der geheimen, argwöhnischen Polizei des Sultans; seine Geheimschreiber; Kassenbeamte; Aufseher über die Magazine von Reis und Zinn sowie die Verwalter der Ländereien des Sultans und der vornehmeren Prijai's. Ihr Einfluß auf die Bevölkerung und das Ansehen in welchem sie standen, war aber niemals bedeutend genug um mit denen der letztgenannten verglichen werden zu können. Gerade aus diesem Grunde gereichen sie jetzt, wo sie gleichfalls zunehmender Verarmung und Bedeutungslosigkeit anheim gefallen sind, der Bevölkerung viel weniger zum Nachtheile.

Während der Herrschaft der Sultane bestand zwischen beiden Klassen des Adels eine so scharfe Abscheidung, daß selbst Ehebündnisse zwischen ihnen nur ausnahmsweise und allein mit Zustimmung des Fürsten stattfinden durften. Heirathete in solchen Fällen, was hin und wieder geschah, ein angesehener Mantri selbst eine Tochter des Sultans von einer Nebenfrau, so wurden die Kinder aus dieser Ehe nur Mantri's, gleichwie auch diejenigen, welche ein Prijai mit der Tochter eines Mantri erzeugte, nicht den Rang ihres Vaters erhielten.

Uebrigens hat die Klasse der Mantri's, was Intelligenz, Thätigkeit und Geschäftstüchtigkeit betrifft, von jeher viel höher als die der Prijai's gestanden. Aus diesem Grunde wählt die niederländische Regierung alle Diejenigen, welche zu inländischen Beamten in der Residentschaft Palembang herangebildet werden sollen, vorzugsweise aus ihnen.

Für die Bevölkerung von Palembang im Allgemeinen ist es ein Glück, daß die niederländische Regierung durch ihre Einwirkung auf das Ganze, ohne zu diesem Zwecke besonderer Maßregeln zu bedürfen, die erwähnten Standesverschiedenheiten in dieser Residentschaft, besonders aber in der Hauptstadt, mehr und mehr nivellirt. Nach wenigen Generationen wird selbst von den Prijai's kaum noch die Rede sein. Das Ansehen, in welchem sie jetzt noch bei der Mehrzahl des Volkes stehen und hiermit ihr schädlicher Einfluß auf letzteres, wird von Jahr zu Jahr geringer werden und endlich zu ihrem völligen Aufgehen in dasselbe führen. Sie selbst aber werden zu ihrem eigenen Wohle, durch Noth und Armuth gezwungen, sich mehr und mehr der Arbeit und Thätigkeit zuwenden müssen.

Zu der großen, sie selbst am meisten entehrenden Freiheit, welche, wie bemerkt, manche der Prijai's, mit Verleugnung aller orientalischen Sitte und selbst des gerade bei den Malaien in einem so sehr hohen Grade bestehenden Gefühles der Eifersucht, ihren Frauen und Töchtern verstatten, oder letztere sich selbst erlauben, wenn sie, bis zur Unkenntlichkeit verhüllt, bei eintretender Nacht mit leichten Djoukons vor ein-

zelnen Rakits von Europäern und Chinesen still halten, um deren Besitzern einen Besuch zu bringen, bildet der Zwang, dem die Frauen der vornehmen Palembanger äußerlich unterworfen sind, einen auffallenden Gegensatz.

Der Blick keines fremden Mannes darf auf sie fallen und sie müssen, selbst wenn sie in dem eigenen Hause sich aus einem Gemache in das andere begeben, das Gesicht unter einem Schleier verbergen.

So oft Frau de Kock, welche mit den vornehmen Malaünnen eben so gut umzugehen verstand als der Oberst mit ihren Männern, auch von ihnen in hohem Grade geliebt und verehrt wurde, einen Besuch von den Frauen des Reichsverwesers oder anderer Großen empfing, mußten jedesmal alle zufällig in der vorderen Veranda anwesenden Herren, wenn jene Damen eintraten, um sich nach dem Zimmer der Baronin zu begeben, ihnen auf Ersuchen von Herrn de Kock den Rücken zukehren. Nur allein der letztere hatte, in seiner hohen Stellung, das Vorrecht diese Damen, ohne daß sie jedoch auch ihm gegenüber sich entschleiert hätten, bei ihrem Eintritte in sein Haus zu empfangen und nach den innern Gemächern zu geleiten. Durch die Anwesenheit so vieler Araber zu Palembang und den Einfluß den sie schon seit Jahrhunderten auf die Sitten des Landes, namentlich auf die strenge, äußerliche Befolgung der Vorschriften des Koran ausgeübt haben, dürfte auch der erwähnte, sich bei den Fürsten und Großen auf Java nicht wiederfindende Gebrauch hervorgerufen sein.

Die Chinesen zu Palembang sind, wie alle diesem Volke Angehörigen auf den indischen Inseln, entweder aus dem Reiche der Mitte dorthin eingewandert oder daselbst aus Verbindungen mit Töchtern des Landes geboren. Unter den Letzteren, Paranakan's genannt, findet man die angesehenern, gebildeteren und auch die reicheren. Wie überall im indischen Archipel ist der Gelderwerb das Ziel ihres Strebens und bildet für sie gewissermaßen den Hauptzweck des Lebens. So lange es für sie noch zu erwerben gilt, sind sie außerordentlich thätig und nach allen Richtungen hin betriebsam; besonders mit Beziehung auf die Geschäfte des Handels, wozu sie eine besondere, man könnte fast sagen spezifische Anlage und zugleich auch die meiste Neigung besitzen. Ich kenne zu Batavia und Sourabaja Chinesen, die mit einem geliehenen Kapitale von zwei bis drei Gulden einen Kleinhandel der allerunbedeutendsten Art begannen und jetzt, nach ungefähr dreißigjähriger Thätigkeit, Hunderttausende, vielleicht selbst Millionen besitzen. Der Umstand, daß sie trotz der ihrem Volke so besonders eigenen Neigung zum Sinnengenusse, namentlich der Schwelgerei, so lange sie arm sind, auf eine sehr sparsame und einfache, kaum für ihre Existenz ausreichende Weise zu leben verstehen und vor der kleinsten Ausgabe, welche nicht das allernothwendigste

betrifft, zurückbeben, erleichtert ihnen den Gelderwerb ganz besonders. Auch sind sie in Betreff des letzteren wenig gewissenhaft, was ihnen in ihren Beziehungen zu den eingeborenen Volkstämmen, zumal sie dieselben an Intelligenz wie an Thätigkeit so sehr übertreffen, nicht wenig zu statten kommt.

Was ich hier über die chinesischen Ansiedler auf den indischen Inseln im Allgemeinen gesagt habe, ist auch bei denen zu Palembang der Fall. Viele von ihnen haben sich von den kleinsten und unbedeutendsten Anfängen zur Wohlhabenheit, ja zum Reichthume hinaufgearbeitet; besitzen Ländereien, Häuser und Schiffe; treiben bedeutende Handelsgeschäfte und erfreuen sich zugleich des Genusses der Güter, für welche entweder sie selbst oder ihre Väter, in einer früheren Periode ihres Lebens, so hart gearbeitet und so viel sich entsagt haben. Des Kapitäns der Chinesen zu Palembang und der von ihm gegebenen, von allen Europäern und malaiischen Vornehmen so gern besuchten Feste habe ich schon erwähnt.

Die chinesische Ansiedlung in Palembang besteht, in zunehmender Ausdehnung, daselbst hauptsächlich seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, nachdem i. J. 1710 auf der Insel Banka, welche damals dem Sultan von Palembang gehörte, die reichen Zinnlager entdeckt wurden. Einzelne Chinesen waren schon früher zu Palembang ansässig. Diese lockten ihre Landsleute für die Gewinnung des Zinnes nach jener Insel. Von ihnen aber begaben sich diejenigen, welche etwas Vermögen erworben hatten, meistens nach Palembang, wo einträglichere Handelsgeschäfte zu machen waren als auf Banka. Seit jener Zeit ward Palembang alljährlich von einer Anzahl chinesischer Djonken und Wankang's besucht.

Bekannt waren, wenigstens der nördliche Theil von Sumatra; die jetzige Residentschaft Lampong'sche Distrikten und die Ostküste dieser Insel, namentlich Palembang, den Chinesen schon zu Anfange des zehnten Jahrhunderts unter den Namen San fou t'si, San fou tjai, Sam bo tjai und San fou oder San fou kouë. Der Name Sumatra — Sou moun thâ lâ, Japanisch-Chinesisch Sou mo da ra — ist erst in neuerer Zeit bei den Chinesen, wenigstens auf ihren Karten und in ihren historischen Werken, in Gebrauch gekommen.

Was die Araber zu Palembang betrifft, so wurde mir gesagt, daß sie erst seit zweihundert Jahren daselbst ansässig wären. Diese Angabe erscheint mir aber nicht wahrscheinlich, da dieselben, als sie nach der Stiftung des Islam mit so vieler Machtentfaltung über die Grenzen ihres Vaterlandes in die Welt hinausgetreten waren, schon während des ersten Jahrhunderts nach Muhammed mit ihren Schiffen alle indischen Meere befuhren, ja selbst bis zu den fernliegenden chinesischen Hafenörtern drangen, sowohl eines einträglichen Handels wegen

als zugleich um allenthalben, wo sich die Gelegenheit hierzu bieten möchte, die Saat des Islam auszustreuen.

Dafür, daß sie schon sehr früh auch nach Sumatra gekommen sind, sprechen unter andern die in der Tausend und einen Nacht vorkommenden Erzählungen Sindbad's des Seemannes. Diese reizenden, kaum mehr als halb-mährchenhaften Reiseabenteuer enthalten großentheils als Kern und Grundlage die Mittheilungen jener älteren arabischen Seefahrer von dem, was sie bei ihren Reisen im indischen Archipel gesehen und erlebt hatten. Eine Menge der in ihnen vorkommenden Einzelheiten bezieht sich aber auf die allerdeutlichste und unverkennbarste Weise auf Sumatra. Schon im Jahre 944 theilt auch Masoûdi nähere Nachrichten von dieser Insel mit, die damals Fantsoûr genannt wurde.

Auch wurde schon frühzeitig der Islam auf Sumatra eingeführt und verbreitet. In Atschin, dem nördlichsten Theile dieser Insel, geschah solches im Jahre 1205, unter dem Sultan Paduka Sri Sulthan Johon Shah. Als der arabische Sheikh Ibn Batutah i. J. 1340 nach der von ihm, pars pro toto, Soumathra und Samathra genannten, jetzt nicht mehr nachweisbaren Stadt gelangte, fand er daselbst in dem Fürsten El Malik el Tâhir Djamal Ouddin, einen sich treu zu der streng-gläubigen Secte der Sjafeï bekennenden Glaubensgenossen. Daß die Araber aber, und mit ihnen der Islam, frühzeitig den Weg nach Palembang, einem schon in älterer Zeit reichen und wichtigen Handelsplatze, gefunden haben und dort in wachsender Anzahl ansässig geworden sind, geht aus dem Umstande hervor, daß der javanische Eroberer von Palembang, Ario Damar, daselbst von dem Araber Rachman vom Hinduismus zu der Lehre von Muhammed bekehrt wurde.

Die heutigen diesem Volke angehörigen Bewohner Palembang's sind, gleich den Chinesen daselbst, theils selbst eingewandert theils in dieser Stadt und zwar meistens von arabischen Müttern geboren, so daß ihr Blut ziemlich unvermischt geblieben ist. Selten wählt ein Araber eine Eingeborene zu seiner rechtmäßigen Frau, wenn sie nicht die Tochter eines Fürsten oder Großen ist und er durch diese Ehe zu Einfluß, Ansehen und Vortheilen gelangen kann. Kein malaiischer Fürst aber sieht die Ehe seiner Tochter mit einem reichen Araber, besonders weil die letzteren sich im Auslande meistens einen höheren Rang als sie in ihrer Heimath bekleiden und den Titel eines Sheikh beilegen, als eine unebenbürtige an.

Wie die Chinesen sind auch die Araber ganz vortreffliche Kauf- und Handelsleute, so daß die Entscheidung, wer von ihnen hierin den andern übertrifft, keine ganz leichte ist. Auch sie sind, was das Erwerben und das Zusammenhalten des Erworbenen betrifft, im höchsten Grade geschickt und gewandt. Dabei befolgen sie, selbst nachdem sie reich ge-

worden sind, eine sehr einfache und sparsame Lebensweise, so daß vielfach der Geiz zu ihren nationalen Charakterfehlern gerechnet wird. Zu dieser Meinung trägt vielleicht hauptsächlich der Umstand bei, daß auch die reicheren und vornehmeren Araber, selbst solche, welche in den Empfangssälen der hohen niederländischen Beamten, zumal bei festlichen Gelegenheiten, fast immer zu erscheinen pflegen, doch selbst niemals Feste auch für Europäer veranstalten. Ueberhaupt hält von den gebildeteren asiatischen Völkern, welche auf den indischen Inseln vertreten sind, keines in seiner Lebensweise so fest an den Sitten und Gewohnheiten seiner Heimath, sondert sich auch im innern, häuslichen Leben in gleichem Maße von den übrigen ab, wie das arabische.

Die in Palembang lebenden Araber sind meistens Kaufleute und Schiffsrheder oder ernähren sich von dem Ertrage ausgestreckter Gärten und Ländereien. Handwerker finden sich unter ihnen nicht. Der von einem Araber, in einem größeren Maßstabe, höchst sinnreich und zugleich praktisch angelegten Zuckerfabrik wurde schon gedacht. Alle sind strenggläubige Muhammedaner und befolgen die Vorschriften des Islam, wenigstens äußerlich, mit der größten Genauigkeit. Aus diesem Grunde stehen sie bei der malaiischen Bevölkerung in hohem Ansehen und üben auf alle religiösen Angelegenheiten den größten Einfluß aus. Dieser Einfluß würde, wie man für gewiß halten darf, leicht auch ein politischer werden, wenn die Regierung nicht stets mit der größten Sorgfalt hiergegen wachte.

Zu welcher Zeit der gegenwärtige Ort Palembang entstanden ist, und ob derselbe immer die Hauptstadt des gleichnamigen Reiches war; ob letzteres von der Hauptstadt oder diese von dem Reiche den Namen erhalten hat, sind jetzt sehr schwer zu beantwortende Fragen. Das heutige alte Palembang, Palembang lama, soll von dem schon genannten javanischen Eroberer, dem Ario Damar, einem Sohne des letzten Beherrschers des Hindu-Reiches Modjopahit auf Java, einige Jahre vor dem Umsturze desselben, unmittelbar an der Mündung des Mousi erbaut worden sein. Man darf aber für gewiß halten, daß schon in einer sehr viel älteren Zeit, unweit der Mündung dieses Flusses eine blühende, ansehnliche und volkreiche Handelsstadt gelegen hat, welche schon vor dem Jahre Eintausend unserer Zeitrechnung den Arabern, Persern, Chinesen und andern asiatischen Völkern bekannt war und nicht selten von Schiffen derselben besucht wurde.

Die älteste Geschichte Palembang's und seiner Könige, deren Abstammung, wie die der meisten übrigen malaiischen Fürsten im indischen Archipel, auf Alexander den Großen zurückgeführt wird, ist von einem undurchdringlichen, mythischen Dunkel umgeben. Die einzelnen, in den mehr legendenartigen als geschichtlichen Ueberlieferungen aus dieser Periode vorkommenden Namen von Regenten, lassen keine Kritik zu und

können nicht auf irgend eine Weise historisch festgestellt werden. Selbst aus der zunächst auf Ario Damar folgenden Zeit ist wenig Näheres bekannt.

Das die Geschichte von Palembang umgebende Dunkel klärt sich erst mit dem Jahre 1544 auf, wo von Demak auf Java eine Einwanderung javanischer Großen unter Geding Souro nach Palembang stattfand. Geding Souro wurde Herrscher über dieses Reich und regierte 22 Jahre, bis 1566, über dasselbe. Ihm folgten, meistens unter dem Titel von Pangeran, sieben, in rechter Linie von ihm abstammende Fürsten bis zum Jahre 1649. Mit Pangeran Sindang Xadja starb diese Regentenlinie aus und eine neue kam mit Abdul Rachman, der zuerst den Titel eines Sultans annahm, zur Herrschaft. Er regierte 45 Jahre bis 1695 und ihm folgten, aus seinem Stamme, noch neun andere Sultane bis 1823, wo Palembang dem niederländisch-indischen Reiche als Provinz einverleibt und zu einem integrirenden Theile desselben gemacht wurde.

Auf die Geschichte der drei letzten Sultane werde ich zurückkommen. Der Name Palembang kommt, meines Wissens, in europäischen Schriften zuerst in dem Reiseberichte des portugiesischen Seefahrers Diego Pacheco vor. Sein Landsmann Alvaro Talesso war 1506 zuerst nach Sumatra gekommen. Ihm folgte drei Jahre später Diego Lopez Sequeira und stiftete zu Pedir, Paseh und Aru an der Nordost-Küste portugiesische Handelsniederlassungen. Im Jahre 1511 eroberte Alfonso Albuquerque, von dort aus, die zu jener Zeit in voller Blüthe stehende, reiche Handelsstadt Malakka auf der malaiischen Halbinsel. Von dieser Stadt aus umfuhr Diego Pacheco, im Jahre 1520, längs Atschin und ihrer Westküste die ganze Insel Sumatra, um längs ihrer Ostküste nach dem Ausgangspunkte zurückzukehren. Er spricht bei dieser Gelegenheit von einer Straße, die er Polimban nennt.

Man hat geglaubt, Pacheco habe unter diesem Namen die Sunda-Straße zwischen Sumatra und Java verstanden. Viel wahrscheinlicher, fast gewiß aber ist, daß hiermit nicht letztgenannter Meeresweg, sondern jener zwischen der Insel Banka und dem mittleren Theile der Ostküste von Sumatra von ihm gemeint wurde. Banka bildete damals einen Theil des Reiches Palembang und zwar einen wenig wesentlichen, weil die Zinnlagen auf dieser Insel zu jener Zeit noch nicht entdeckt waren. Dieser Umstand erklärt mir, weßhalb die heutige Banka-Straße zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, Palembang- corrumpirt Polimban-Straße genannt werden konnte.

Die Holländer errichteten, nicht lange nachdem sie im indischen Archipel festen Fuß gefaßt hatten und noch vor der Gründung von Batavia, schon im Jahre 1618, zu Palembang und zwar an dem linken Ufer des Mousi, an der obenerwähnten, von mir besuchten, Batu Ampat genannten Stelle, eine Handelsfaktorei und suchten die Ausfuhr der

Erzeugnisse dieses Reiches, welche den meisten Gewinn gaben, wie namentlich des Pfeffers, zu einem Monopole für sich zu machen. Diese Faktorei wurde aber im Jahre 1662 von der malaiischen Bevölkerung verrätherisch überfallen, wobei der größte Theil ihrer Bewohner ermordet wurde und der übrig bleibende sich nur mit Mühe auf die anwesenden holländischen Schiffe retten und mit diesen entfliehen konnte.

Im Jahre 1664, während Joan Maatsuiker Generalgouverneur war, wurde für diese an den Niederländern ausgeübte, verrätherische Gewaltthat von ihren Landsleuten Rache an Palembang genommen. Eine Flotte von 25 Schiffen, unter dem Admiral van der Laan, segelte den Mousi hinauf, vernichtete die auf der Insel Kombarou und ihr gegenüber, an der Mündung des kleinen Flusses Pladjou, gelegenen malaiischen Batterien sowie andere Vertheidigungswerke und ließ alsdann in der Mitte zwischen beiden Hälften der Hauptstadt ihre Anker fallen. Palembang wurde von den holländischen Schiffen beschossen und größtentheils in Asche gelegt.

Der Sultan und die Reichsgroßen flehten nun den holländischen Befehlshaber die Stadt nicht ganz zu vernichten. Sie bewiesen oder trachteten zu beweisen, daß der Ueberfall der niederländischen Faktorei gegen ihr Wissen, in Folge eines plötzlichen Volksauflaufes geschehen sei, gelobten alle hieran Betheiligten der strengsten Bestrafung zu unterziehen und stellten zugleich, wenn die Niederländer keine fernere Rache nehmen und, nach wie vor, als Freunde zu Palembang bleiben wollten, ihnen eine Menge wichtiger Handelsvortheile in Aussicht.

Es kam zu einem Friedensschlusse zwischen Palembang und den Niederländern. Die Letzteren legten in einem größeren Maßstabe, als die frühere gewesen war, eine neue Handelsfaktorei, aber an einer andern Stelle und zwar auf dem rechten Flußufer an. Der Sultan Abdul Rachman empfing die Investitur von dem Generalgouverneur Maatsuiker und schloß mit der indischen Regierung einen Vertrag, der den Niederländern das Monopol des Handels mit dem Reiche Palembang gewährte, ihnen aber keinen unmittelbaren Einfluß auf die Regierung und die politischen Verhältnisse desselben einräumte.

Dieser erste schriftliche Handelstractat zwischen Palembang und den Niederländern hat faktisch, wiewohl mit gelegentlichen Zusätzen und Veränderungen, bis zum Jahre 1811 fortbestanden und Geltung gehabt.

In den letzten Regierungsjahren des Sultans Kamaroueddin, der von 1706—1716 regierte, war das Reich Palembang der Schauplatz langwieriger innerer Unruhen und Verwicklungen welche endlich in einen Bürgerkrieg zwischen zwei Kronprätendenten ausarteten. Die Niederländer sahen sich deßhalb genöthigt, zur Stiftung der Ruhe, zuletzt mit gewaffneter Hand ihren Einfluß geltend zu machen. In Folge dessen gelangte

einer der Prätendenten, Djaja Karama, unter dem Namen von Sultan Mahmud Badoureddin, 1716—1751, auf den Thron.

Schon im ersten Regierungsjahre dieses Fürsten wurden die unter seinem Vorgänger i. J. 1710 auf der Insel Banka entdeckten Zinnlager in Betrieb genommen. Der Handelsvertrag mit den Niederländern wurde in so fern erweitert, als ein großer Theil dieses Metalles, 11,000 Pikul's, ihnen für einen geringen Preis geliefert werden mußte.

Aber auch der andere, übrig bleibende Theil durfte ebensowenig als das Erzeugniß der Pfefferpflanze, für deren Cultur während der Regierung von Badoureddin die meiste Sorge getragen wurde, an andere handelstreibende Nationen als die Holländer verkauft werden. Der genannte Fürst erwarb große Reichthümer, erbaute die von mir beschriebene Moschee und auch den alten Kraton, der 1821, in dem Kriege mit den Niederländern, zerstört wurde und dessen Ruinen ich gleichfalls schon erwähnt habe.

Auf ihn folgte, 1751—1775, Sultan Achmet Nadjamoueddin. Unter diesem Fürsten wurde der Contract mit der niederländisch-ost-indischen Compagnie erneuert und auf eine für sie sehr vortheilhafte Weise erweitert. Der Sultan verpflichtete sich hierdurch den Holländern jährlich 20,000 Pikul's Pfeffer gegen 3 Realen 3 Soukon's und 30,000 Pikul's Zinn, den Pikul gegen 10 Realen zu liefern.

Achmet Nadjamoueddin entsagte zu Gunsten seines Sohnes, der als Sultan Muhammed Bahaoueddin von 1776—1804 den Thron besaß. Unter ihm wurde ein neuer Kraton, das jetzige niederländische Fort, erbaut, während der frühere, von Mahmud Badoureddin erbaute, seinem ältesten Sohne, dem Pangeran Ratou zur Wohnung angewiesen wurde. Unter ihm verminderte sich der in früheren Jahren bis auf 70,000 Pikul's und mehr im Jahre gestiegene Ertrag der Zinnminen auf Banka mehr und mehr. Hierzu kam noch, daß eine beträchtliche Anzahl mit Zinn beladener Prauwen in der Bankastraße in die Hände malaiischer Seeräuber fiel.

Im Jahre 1791 erlitt, unter dem Generalgouverneur Alting, der Handelstractat zwischen den Niederländern und dem Sultan von Palembang eine Veränderung. Es wurde nämlich bestimmt, daß, wenn der Letztere den Ersteren mehr als 30,000 Pikul's Zinn und 20,000 Pikul's Pfeffer liefere, er für jeden Pikul über diese Zahl einen Real mehr erhalten solle, wogegen er, seinerseits, sich verpflichtete, für jeden Pikul weniger, der Compagnie einen Real als Schadenvergütung zu entrichten.

Nachfolger des letztgenannten Sultans war Mahmud Badoureddin' unter welchem Palembang seine Selbstständigkeit verlieren und eine Provinz des niederländisch-indischen Reiches werden sollte. Die Veranlassung

hierzu gab die Ermordung der Holländer zu Palembang i. J. 1811, wenn nicht auf ausdrücklichen Befehl, doch unter Zulassung von Mahmud Badoureddin. Dieses blutige Ereigniß ist von einer so haarsträubenden, jedes menschliche Gefühl empörenden Art, daß nur die Greuelthaten, welche in Britisch-Indien, bei dem Aufstande der Seapoy's i. J. 1857, an den Engländern zu Meerut, Cawnpore, Delhi und so vielen anderen Orten verübt wurden, als Gegenstücke dazu erscheinen. Zugleich sieht man hieraus, wie trügerisch und unzuverlässig der Boden ist, auf welchem die europäischen Machthaber in Indien wandeln. Unter einer dünnen Erddecke, welche jeden Augenblick unter ihren Füßen einbrechen kann, lauern daselbst fortwährend Tod und Verderben.

Ich will diesen tragischen Vorfall hier in der Kürze erzählen, wie er mir aus den Mittheilungen des Baron de Kock, des Pangeran Sherif Ali, der als Jüngling diese blutigen Scenen miterlebt hatte und aus dem Rapporte des englischen Kolonels Robert Rollo Gillespie, von dem 12. Mai 1812, an Sir Thomas Stamford Raffles, damaligen englischen Lieutenant-Gouverneur von Java, bekannt geworden ist.

Nach der Einverleibung von Holland in das französische Kaiserreich durch Napoleon, waren Java und die übrigen niederländischen Kolonien im indischen Archipel gleichfalls Theile davon geworden. Die Engländer rüsteten deßhalb in Bengalen eine Expedition gegen die genannte Insel aus, nicht sowohl um selbst sie in Besitz zu nehmen als um sie dem französischen Scepter zu entziehen. Bei den Direktoren der englisch-ost-indischen Compagnie bestand sogar die Absicht Java, von dessen überschwenglichem Reichthume und kaum zu schätzendem Werthe als Colonie man zu jener Zeit in England keine Idee hatte, sobald alle europäischen Vertheidigungsmittel daselbst zerstört wären, den einheimischen Fürsten zum unbeschränkten Eigenthume zu übergeben und hierauf die Insel wieder zu verlassen.

Nur die Einsicht und menschenfreundliche Gesinnung von Lord Minto, dem damaligen Generalgouverneur des brittischen Indiens, ließen diesen Plan, wovon die Ermordung aller auf Java zurückgebliebenen Europäer wahrscheinlich die Folge gewesen wäre, nicht zur Ausführung gelangen. Er selbst begleitete die erwähnte Expedition i. J. 1811 nach Java und richtete, als der General J. W. Janssens, der kurz vorher von dem Kaiser als Generalgouverneur dorthin gesandt war, diese Insel mit den von ihr abhängigen anderen Kolonien zu Samarang, in der Capitulation vom 18. September des genannten Jahres, übergeben hatte, daselbst eigenmächtig, unter der Oberherrlichkeit der Regierung von englisch Indien, eine neue Verwaltung ein, an deren Spitze Thomas Stamford Raffles als Lieutenant-Gouverneur gestellt wurde.

Die befestigte Handelsfaktorei der Niederländer zu Palembang war

eine Dependenz von Java und fiel, durch das Recht der Eroberung dieser Insel, den Engländern zu. Aber noch bevor sie dieses Recht zur Geltung bringen und die Faktorei von den Holländern übernehmen konnten, hatte der Sultan von Palembang sich der Letzteren auf die grausamste und verrätherischste Weise zu erledigen gewußt.

Mahmud Badoureddin, grausam und despotisch von Sinnesart, zugleich aber thatkräftig und nicht ohne Scharfsinn, zeigte seinem ältesten Sohne, dem Pangeran Ratou, gegenüber stets die allergrößte Schwäche. In diesem Letzteren aber erreichten alle schlechten Eigenschaften, welche man so oft als bezeichnend für den nationalen Charakter der Malaien im Allgemeinen angeführt hat, nämlich Wollust, Falschheit und Grausamkeit, ihren Gipfelpunkt. Keine Frau und kein Mädchen, auf welche sein Auge fiel oder von deren Schönheit er hörte, war davor sicher das Opfer seiner Lust zu werden. Widersetzten sich ihre Männer oder Väter, so wurden sie entweder heimlich oder auch ganz offenbar ermordet. Mitunter zwang er Männer bei der Entehrung ihrer Frauen gegenwärtig zu sein und machte sich auch ein Vergnügen daraus, wenn er in der Umgegend von Palembang zwischen Gärten und Feldern herumschwärmte, den Ersten den Besten, der ihm entgegenkam, ohne allen Grund mit der Lanze zu durchstoßen.

Alle Klagen bei dem Sultan über dieses, jedes Maß überschreitende schlechte Betragen seines Sohnes, sie mochten von den vornehmsten Reichsgroßen oder dem holländischen Residenten kommen, fanden bei Mahmud Badoureddin nicht nur kein Gehör, sondern erbitterten ihn sogar in hohem Grade gegen die Ankläger. Dieses letztere fand namentlich mit Beziehung auf den Residenten Woerman statt, welcher den Sultan wiederholt auf die Missethaten seines Sohnes und zugleich darauf aufmerksam gemacht hatte, daß die bei der Bevölkerung bestehende und stets zunehmende Erbitterung hierüber, wahrscheinlich früher oder später die Veranlassung zu einem Aufstande geben würde. Während hierdurch das Verhältniß zwischen dem Sultan und dem Chef der niederländischen Handelsfaktorei immer gespannter und unfreundlicher ward, entwickelte sich bei dem Pangeran Ratou, dem die Ermahnungen und Vorstellungen, die seinetwegen seinem Vater von dem Residenten Woerman gemacht wurden, kein Geheimniß blieben, ein außerordentlicher Haß und die glühendste Rachsucht gegen den Letzteren. Hierzu kam noch daß Beide, Vater und Sohn, fanatische Anhänger des Islam und schon aus diesem Grunde innerliche Feinde der Holländer waren. Der Gedanke, sich ihrer auf irgend eine Weise zu entledigen, erstand, wie man glaubt, zuerst bei dem Pangeran Ratou. Es wurde diesem aber nicht schwer, auch seinen Vater hierfür geneigt zu machen. Bloß hinsichtlich der Ausführung dieses Planes bestand bei Beiden eine Meinungsverschiedenheit.

Der Sultan nämlich zog dem nächtlichen Ueberfalle der Faktorei, bei welchem diese verbrannt und alle Niederländer ermordet werden sollten, wofür sein Sohn stimmte, eine Handelsweise vor, welche zwar nicht weniger verrätherisch und noch grausamer war, aber, wie er glaubte, weniger Aufsehen machen und eher zu verheimlichen sein würde. Mahmud Badoroueddin sah in der Vertilgung der Holländer zugleich ein Mittel, sich die Gemüther der fanatisch muhammedanischen, wegen seiner strafbaren Schwäche und unverantwortlichen Nachsicht für den Pangeran Ratou, erbitterten Bevölkerung von Palembang wiederzugewinnen und dieselbe von einem Aufstande gegen ihn selbst abzuhalten.

Während der Sultan auf eine günstige Gelegenheit wartete um dieses Vorhaben zur Ausführung zu bringen, erreichte die Nachricht von dem, was sich auf Java zugetragen hatte, nämlich die Landung der Engländer, die Uebergabe dieser Insel durch den Generalgouverneur Janssens an Sir Samuel Achmuty sowie die Einsetzung einer englischen Regierung, Palembang. Der Sultan glaubte hiervon für seine Pläne Vortheil ziehen zu können und hielt den günstigen Augenblick ihrer Verwirklichung jetzt für gekommen. Er wähnte selbst daß die Engländer, in ihrer Eigenschaft als Feinde der Holländer, alles, was er gegen diese unternähme, nicht nur gutheißen, sondern ihm hierfür selbst ihre Gunst und Freundschaft schenken würden. Vielleicht hoffte er sogar wieder zu völliger Unabhängigkeit gelangen zu können, oder doch, wenn auch die Engländer auf das Schließen eines Handelstractates mit ihm andringen möchten, daß dieser für ihn günstiger als der frühere mit den Holländern sein würde.

Die holländische Faktorei, Mal. Lodjie Blanda, war nach ihrer Zerstörung i. J. 1662 nicht dort, wo sie früher gestanden hatte, auf dem linken Ufer des Mousi an der erwähnten, Batou Ampat genannten Stelle, sondern auf seinem rechten, in der Nähe des kleinen Flusses Soungei Auwer, wieder errichtet worden. Der Raum, den sie daselbst einnahm, wurde später mit einem chinesischen Tempel, einem kleinen Bazar und einer Anzahl größtentheils chinesischer Häuser bebaut. Auch diesen Ort habe ich besucht. Von Ueberbleibseln jener Faktorei ist jetzt keine Spur mehr zu finden.

Dem Chef der Faktorei, zugleich Residenten bei Mahmud Badoureddin, Woerman, einem einsichtsvollen, mit allen Verhältnissen zu Palembang wohlvertrauten Manne von besonnener aber entschlossener Sinnesart, konnte die zunehmende Gefahr der Lage, in welcher er und die übrigen Niederländer daselbst sich befanden, kein Geheimniß bleiben. Der Haß den Beide, sowohl der Sultan als, in noch höherem Grade, der Pangeran Ratou ihnen zutrugen und bei dem fanatischeren Theile der Bevölkerung gegen sie, als Ungläubige, anzuschüren sich beeiferten,

war dem Residenten zu gut bekannt, als daß er von dieser Seite nicht auf das Allerschlimmste gefaßt gewesen wäre.

Woerman hätte sich mit seinen Untergebenen vielleicht noch zu rechter Zeit durch die Flucht retten können. Er beschloß aber den ihm anvertrauten Posten bis zu dem Augenblicke, wo er mit den Engländern hinsichtlich der Uebergabe der Faktorei an sie, eine ehrenvolle Capitulation schließen könne, nicht zu verlassen und allen, ihm von dem Sultan und der Bevölkerung von Palembang drohenden Gefahren, muthig die Stirn zu bieten. Die Faktorei war, wie schon bemerkt wurde, befestigt und, wenn auch nicht gegen eine regelrechte Belagerung, doch gegen einen Handstreich stark genug.

Der Resident ließ deßhalb die Wachsamkeit innerhalb der Faktorei verdoppeln und alles in Bereitschaft bringen um im Falle, daß dieselbe von den Malaien plötzlich und unerwartet überfallen werden möchte, Gewalt mit Gewalt abwehren zu können. Die Zahl der Niederländer und der zu ihnen Gehörenden betrug zwischen 110 und 120. Sie bestand aus den Beamten der Faktorei mit ihren Frauen, Kindern und Bedienten, sowie 70—80, hauptsächlich javanischen Soldaten unter ihren europäischen Offizieren. Alle Beamten, Offiziere und Soldaten theilten die Gesinnung des Chefs der Faktorei und waren, gleich ihm, entschlossen sich gegen Angriffe von Seiten des Sultans bis auf den letzten Mann zu vertheidigen.

Aller persönliche Verkehr zwischen dem Sultan und dem Residenten hörte auf und, was zwischen Beiden zu verhandeln war, wurde von dritten Personen besorgt, wozu von holländischer Seite meistens vornehme Chinesen gewählt wurden. Wiederholt ließ der Sultan Herrn Woermann ersuchen und auffordern ihn in seinem Kraton zu besuchen. Der Letztere wies diese Einladungen aber stets von der Hand, weil er die Ueberzeugung haben konnte daß bei einem solchen Besuche sein Leben gefährdet sein würde. Auch die übrigen Niederländer wagten nicht mehr die Faktorei zu verlassen und selbst nicht ihre unweit derselben befindlichen Gärten und Ländereien zu besuchen.

Da geschah es, daß der Pangeran Ratou eines Nachts, mit seinen Begleitern in das sehr nahe an der Faktorei gelegene Haus eines Chinesen einbrach, dessen schöne Frau die Begierde nach ihrem Besitze bei ihm erweckt hatte. Er verlangte selbst, der Chinese solle bei der Schändung seiner Frau zugegen sein und wollte ihn durch sein Gefolge hierzu zwingen. Der Chinese aber schrie so laut daß eine Patrouille javanischer Soldaten aus der Faktorei ihm zu Hülfe kam. Bei ihrer Ankunft flüchtete der Pangeran Ratou mit seinen Begleitern in seine, sich in der Nähe befindende Bidar und stieß vom Ufer ab, bevor er noch von den Soldaten erkannt werden konnte. Er machte sich diesen

aber selbst bekannt, indem er, als sein Nachen sich einige Ellen von dem Ufer entfernt hatte, anhalten ließ und der Patrouille zurief: „Ihr kennt nicht die Macht und den Einfluß Desjenigen, an welchen Ihr Euch jetzt so verwegener Weise vergriffen habt. Wisset zu Eurem Schrecken, ich selbst bin es, der Pangeran Ratou und vernehmt von mir zu gleicher Zeit, daß Ihr Alle binnen drei Tagen ermordet sein werdet. Eure Wohnungen werden der Schauplatz so großer Verwüstung sein, daß fortan nur noch die Vögel ihre Nester darin bauen können."

Als der Resident am andern Morgen dem Sultan von diesem nächtlichen Vorfalle Mittheilung machen ließ, ward dieser sehr erzürnt und aufgebracht. Nicht der Pangeran Ratou, so war seine Antwort, hätte sich der Gewaltthat gegen den Chinesen schuldig gemacht, sondern dieselbe wäre von einigen javanischen Soldaten aus der Faktorei begangen. Sein Sohn habe die ganze Nacht den Dalam, das Innere seiner Wohnung im Kraton, nicht verlassen.

Einige Tage später, des Morgens, erschien Pangeran Muhammed, ein Araber und naher Verwandter von Mahmud Badoureddin, in der Faktorei, um im Namen des Letzteren, den Residenten zu ersuchen, sich nach dem Kraton zu begeben, weil der Sultan mit ihm über sehr wichtige Angelegenheiten sprechen müsse. Herr Woerman gab dieser Einladung keine Folge. Pangeran Muhammed war noch in der Faktorei, als ein zweiter Bote von dem Sultan ankam um die Einladung zu wiederholen. Es war dieser ein zum Islam übergetretener Chinese, der Demang Osman, ein Mann dem die Holländer ihr Vertrauen schenkten. Er erklärte dem Residenten, er könne sich ohne alle Gefahr zum Sultan begeben; dieser sei keineswegs böse gegen ihn gesinnt und denke nicht daran ihm Uebles zuzufügen.

Resident Woerman weigerte sich auch jetzt noch die Faktorei zu verlassen. Als aber der zweite Resident und der Garnisons-Kommandant ihm vorstellten, ob es vielleicht nicht verständiger wäre wenn er der Einladung des Sultans Folge leistete; daß ein längeres Weigern seinerseits denselben nur noch mehr erzürnen werde; daß es nicht denkbar sei daß Mahmud Badoureddin sich an ihn vergreifen sollte; daß sie selbst bereit wären ihn nach dem Kraton zu begleiten, so beschloß er endlich, bloß um nicht feige zu erscheinen, sich zu dem Sultan zu begeben und stieg zu diesem Zwecke, begleitet von dem zweiten Residenten, dem Kommandanten sowie einigen andern Offizieren und Beamten, in die bereitliegende Pantjallan.

Während Pangerang Muhammed und Demang Osman sich bei dem Residenten befanden um ihn zu dem Besuche des Sultans zu überreden, hatte ihr außergewöhnlich zahlreiches Gefolge, begünstigt durch

die Unvorsichtigkeit der Schildwachten, welche auf die Staatsprauw des Sultans, die aufgeputzten Ruderer in derselben und was auf dem Flusse vorfiel, mehr Acht gaben als auf dasjenige, was sich in ihrer unmittelbaren Nähe ereignete, sich nacheinander allmählig in die Faktorei einzuschleichen gewußt. Zugleich sammelte sich, gleichfalls von den Schildwachten unbemerkt, außerhalb derselben eine große Volksmenge an.

Der Resident und die ihn begleitenden Niederländer befanden sich kaum in der von dem Sultan geschickten Staatsprauw, als man sie plötzlich und ganz unerwarteter Weise überfiel, ihnen das Seitengewehr entriß, sie ihrer Oberkleider beraubte und ihnen die Hände auf dem Rücken festband. Diese Gewaltthat war zugleich das Zeichen für den Ueberfall der Faktorei. Von allen Seiten überstieg das aufgereizte Volk die Mauern um sich mit denen, welche bereits früher eingedrungen waren und auch jetzt noch durch die Hauptpforte eindrangen, zu vereinigen. Die Ueberrumpelung war so wohl vorbereitet und gelangte mit einer solchen Geschicklichkeit zur Ausführung, daß die Besatzung gefangen und gebunden war, ehe sie sich von dem Schrecken und der Ueberraschung über das, was geschah, erholen und zu den Waffen greifen konnte. Wie die Garnison und alle zu der Faktorei gehörenden Europäer und Javaner, wurden auch ihre Frauen und Kinder auf die roheste Weise mit Stricken gebunden.

Inzwischen hatte sich eine Menge kleinerer Prauwen dem Ufer genähert. Der Resident Woerman und die anderen Herren wurden aus dem Staatsfahrzeuge des Sultans in eine derselben geworfen, während man die anderen mit den übrigen Holländern, den javanischen Soldaten, den Frauen und Kindern füllte. Hierauf fuhren sämmtliche Prauwen den Fluß hinunter bis zu seiner Mündung, dem Dorfe Sounsang gegenüber. Hier fand ein Schauspiel von so haarsträubender Grausamkeit statt, wie man sich kaum vorstellen kann. Der Pangeran Ratou sowie einige Prinzen und Reichsgroßen hatten auf die Ankunft der Gefangenen an der Mündung des Mousi schon gewartet um an der Ermordung der Holländer persönlich Theil nehmen zu können. Die Letzteren wurden auf die schmerzlichste Weise langsam zu Tode gemartert, während man die Javaner mittelst durchlöcherter Fahrzeuge im Flusse ertränkte. Eine holländische Frau, Namens Scheffer, erwürgte ihre beiden, in zartem Alter sich befindenden Kinder, um sie einem schmerzlicheren Tode zu entziehen und warf ihre Leichen in den Fluß, bevor sie selbst, nachdem sie noch andere schauderhafte Mißhandlungen erfahren mußte, unter den Krissen ihrer Mörder fiel.

Die Leichen der Ermordeten wurden, wie mir der Pangeran Sjarif Ali erzählte, in den Mousi geworfen, trieben aber, zum Entsetzen der Bewohner des Dorfes Sounsang, bis zu ihrer gänzlichen Auflösung je

nachdem es Ebbe oder Fluth war, bald den Fluß hinunter bald ihn wieder hinauf.

Einer der holländischen Soldaten, van der Wiel genannt, wurde, von zahlreichen Krisstichen verwundet, gleich den übrigen in den Fluß geworfen. Er war aber noch nicht todt, ward von den Wellen an das Ufer gespült und kam hier wieder zum Bewußtsein. Van der Wiel unterhielt, seit längerer Zeit, ein Liebesverhältniß mit einer außerhalb der Faktorei wohnenden Malaiin und hatte mit ihr mehrere Kinder erzeugt. Sein Herz trieb ihn an, sich, trotz aller hiermit für ihn verbundenen Gefahr, nach dem Schicksale derselben zu erkundigen. Ungeachtet seiner vielen Wunden und wie mühsam es ihm auch ward, schleppte er sich, indem er nur bei Nacht wanderte, sich des Tages aber in dem Walde verbarg und sein Gesicht wie seinen Körper mit Schlamm bedeckte um unkenntlich zu sein, langsam bis nach Palembang zu dem Hause jener Frau. Die Malaiin empfing ihn liebevoll, versteckte ihn im Walde an einer abgelegenen Stelle und brachte ihm allnächtlich Nahrungsmittel. So vergingen einige Wochen, die Wunden von van der Wiel waren fast schon geheilt, als durch eine Unvorsichtigkeit seiner Pflegerin das Geheimniß verrathen wurde und dem Sultan zu Ohren gelangte. Der Holländer wurde wieder ergriffen und, nachdem man zuerst stundenlang geschmolzenes Wachs tropfenweise auf seine kaum verharschten Wunden hatte fallen lassen, langsam mit Krisstichen um das Leben gebracht. Seine Kinder aber und ihre malaiische Mutter wurden in dem Flusse ertränkt.

Bei dem Ueberfalle der Faktorei hatten sich, während der dadurch entstandenen Verwirrung, mehrere Frauen und unter diesen die hochschwangere Gattin des Residenten Woerman sowie auch ein Soldat, Willem van de Wetering Buys, zu verbergen gewußt, so daß sie erst später, als jene schaudererregenden Scenen an der Mündung des Mousi schon stattgefunden hatten, entdeckt und gefangen genommen wurden. Der letztere, Sohn einer javanischen Mutter, hatte eine sehr dunkle Hautfarbe. Dieser Umstand trug vielleicht dazu bei, daß der Sultan ihm das Leben schenkte, nachdem er gezwungen worden war zum Islam überzutreten. Van de Wetering Buys wurde hierauf als Unterweiser der Jugend auf einem dem Sultan gehörenden Dousson angestellt. Er wurde nach dem Sturze des Letzteren wieder Christ und blieb als Bürger zu Palembang wohnen. Er war 1847 noch am Leben und ich habe das über ihn Mitgetheilte aus seinem eigenen Munde vernommen.

Das Loos der Frauen war ein ungleich traurigeres. Nach Erduldung der schimpflichsten Mißhandlungen, welche ihrem Geschlechte zugefügt werden können, zwang man sie gleichfalls zum Islam überzutreten und hernach, als Sclavinnen der niedrigsten Art, in dem Kraton des

Sultans, bei der schlechtesten, häufig nicht einmal zureichenden Nahrung, die schwerste und zugleich schmutzigste Arbeit zu verrichten. Die Vorsehung fügte es aber daß die Leiden dieser Frauen, wie schwer und fast unerträglich sie auch sein mochten, doch ein baldiges Ende erreichen sollten.

Die Kunde dieser Greuelthaten erregte zu Batavia die größte Bestürzung. Mahmud Badoureddin hatte anfangs, in dem Wahne daß die Ermordung der Holländer den Engländern entweder nicht bekannt werden, oder, wäre solches auch nicht der Fall, für sie, als Feinden der Ersteren, keinen Gegenstand näherer Untersuchung und Nachforschung bilden würde, der englischen Regierung zu Batavia die Mittheilung gemacht, daß die Holländer, schon vor der Uebergabe Java's an Sir Samuel Achmuty, auf ihr eigenes Wünschen und Ansuchen, mit ihm gehörenden Schiffen nach Java zurückgeschickt wären.

Sowohl um den Sultan für die Ermordung der Niederländer zu bestrafen; als auch weil derselbe unter dem Vorgeben er sei ein völlig unabhängiger Fürst und werde seine unbeschränkte Souveraenität gegen jede Macht auf Erden zu bewahren wissen, die Uebertragung des früheren Tractates zwischen ihm und den Holländern auf die Engländer geweigert und auch gegen die, von dem Gouverneur Raffles an ihn abgesandte Commission eine beleidigende Geringschätzung an den Tag gelegt hatte, wurde von der englischen Regierung auf Java eine Expedition nach Palembang gegen ihn beschlossen.

Weil damals aber schon, unter dem Herrschen des Nordwestmonsuns, auf Java und der südlichen Hälfte von Sumatra die Regenzeit eingetreten war, so konnte diese, aus 12 Kriegsschiffen und einer beträchtlichen Truppenzahl bestehende, mit allen Kriegsbedürfnissen reichlich ausgestattete Expedition erst im März des folgenden Jahres, 1812, Batavia verlassen. Den Oberbefehl über die Flotte hatte Kapitain Owen, Kommandant des Linienschiffes Phönix; den über die Landungstruppen der Kolonel, spätere General Sir Robert Rollo Gillespie von der Armee in Bengalen, ein sehr ausgezeichneter Offizier und zugleich ein Mann von großer persönlicher Tapferkeit und einem seltenen Muthe.

Erst am 15. April kam die Flotte an der Mündung des Mousi an, theils weil sie mit ungünstigem Winde zu kämpfen gehabt hatte, theils weil sie genöthigt gewesen war sich auf der Insel Nangka mit einem neuen Vorrathe von Trinkwasser zu versehen. Auch hatte sie vor dem, erst vor einem Jahre von den Engländern auf Banka gegründeten und nach Lord Minto, dem damaligen Generalgouverneur des brittischen Indiens, genannten Orte Minto, dem gegenwärtigen Müntok, einen mehrtägigen Aufenthalt machen müssen, um daselbst Kriegs- und andere Vorräthe auszuschiffen.

Am 22. April des Morgens erreichte die Floite die kleine Insel

Borang. Hier waren auf Befehl des Sultans, um die weitere Fahrt den Strom aufwärts für die englischen Kriegsschiffe unmöglich zu machen, Palliſadirungen angelegt, Batterieen errichtet und mit Kanonen bewaffnete Schiffe vor Anker gelegt.

Schon an den vorhergehenden Tagen hatten Abgeſandte von Sultan Mahmud Badoureddin ſich wiederholt zu dem Oberbefehlshaber der Expedition begeben um, unter verſchiedenen Vorwänden, denſelben von der Fortſetzung ſeiner Fahrt ſtromaufwärts abzuhalten, ihn dagegen aber einzuladen ſich mit einem kleinen Gefolge nach der Hauptſtadt zu begeben. Die Bevölkerung der letzteren ſei auf die Ankunft und den Empfang von ſo vielen Schiffen und Truppen nicht vorbereitet, wodurch vielleicht Verwicklungen und Auftritte unangenehmer Art zwiſchen ihr und den Engländern erzeugt werden könnten. Der Sultan ſelbſt ſei über ihre Ankunft in hohem Maße erfreut und würde die höheren Befehlshaber, welche er bäte ihn zu beſuchen, mit allen Ehren und Auszeichnungen empfangen. Die Botſchafter des Sultans mit ähnlichen Aufträgen und Vorſtellungen erſchienen um ſo häufiger, je mehr die engliſchen Schiffe ſich der Inſel Borang näherten. Ihre Sendung blieb jedoch ohne allen Erfolg.

Als die Expedition ſich der Abſperrung des Mouſi und den erwähnten, an dieſer Stelle angelegten Vertheidigungswerken gegenüber befand, erließ Kolonel Gilleſpie an den Befehlshaber hiervon die Aufforderung, alle, die Fahrt weiter aufwärts verhindernden Vertheidigungswerke augenblicklich hinwegräumen zu laſſen, widrigenfalls er zu einem Angriffe auf dieſelben übergehen werde. Die auf der Inſel Borang befindlichen Batterieen waren mit mehr als hundert Stücken beſetzt und würden den Engländern, wenn ſie, dem Willen und den Befehlen von Mahmud Badoureddin gemäß, anhaltend und energiſch vertheidigt worden wären, zugleich mit der Abſperrung des Fahrwaſſers, einen großen, vielleicht unüberwindlichen Widerſtand geboten haben.

Die Beſatzung dieſer Werke verließ dieſelben jedoch heimlicher Weiſe, noch bevor die Engländer einen ernſtlichen Angriff auf ſie unternommen hatten. Die Letzteren konnten ſich der Batterien mit ihren zahlreichen Geſchützen bemächtigen, ohne hierbei den geringſten Widerſtand zu finden. Hierfür fiel ihnen aber ſelbſt die Mühe der Hinwegräumung der Palliſadirungen, wodurch der Fluß abgeſperrt war, zu Theil. Mit dieſer Beſchäftigung gingen ihnen ein Paar Tage verloren.

Im Laufe des 25. April meldeten ſich bei Kolonel Gilleſpie zwei vornehme Araber aus Palembang, von denen der eine die Nachricht brachte, Mahmud Badoureddin habe auf die Kunde, daß ſeine Truppen aus den Feſtungswerken auf der Inſel Borang feige entflohen wären, die Hauptſtadt verlaſſen und ſich mit ſeinen Weibern und Schätzen nach ei-

ner entlegenen und wenig zugänglichen Gegend im Innern des Reiches zurückgezogen. Der andere, Pangerang Sjarif Abubeker, aber berichtete daß nach der Flucht des Sultans, sowohl im Innern des Kratons als auch in verschiedenen Stadttheilen, die größte Zügellosigkeit und Verwirrung herrsche. Plünderung, Mord und Brandstiftung wären bereits in vollem Gange. Das Schrecklichste stehe aber noch bevor, weil die Anhänger von Mahmud Badoureddin übereingekommen wären, in der kommenden Nacht alle Chinesen und anderen reicheren Fremdlinge zu ermorden, zu berauben und alsdann mit der Beute ihrem entflohenen Gebieter zu folgen. Der Araber ersuchte deßhalb den Kolonel Gillespie auf die eindringlichste Weise, damit durch seine Gegenwart einem so schrecklichen Blutbade vorgebeugt werde, sich so schnell wie möglich, am liebsten augenblicklich, nach der Hauptstadt zu begeben.

Pangeran Sjarif Abubeker war der Vater meines Freundes Sjarif Ali. Dem Letzteren aber verdanke ich viele Mittheilungen über die Ereignisse während jener, für Palembang so verhängnißvollen Zeit, denen er als Jüngling selbst beigewohnt hatte.

Oberst Gillespie, von dem ich schon bemerkte daß er sich durch einen hohen Grad persönlichen Muthes ausgezeichnet habe, sprang auf das Ansuchen des Pangeran Sjarif Abubeker, ohne sich lange zu bedenken, in die Bidar desselben, wohin ihm der Araber, ein englischer Offizier, sowie ein als Dolmetscher dienender Spanier folgten. Zwei Schaloupen des Kriegsschiffes Phönix, mit fünf Offizieren und siebenzehn Soldaten, schlossen sich der Bidar an, während einige andere, mit einer größeren Truppenmacht bemannte Ruderfahrzeuge den Befehl erhielten, sich gleichfalls augenblicklich mit größter Eile nach Palembang zu begeben.

Die malaiische Bidar, worin sich Oberst Gillespie befand, gewann sehr bald einen Vorsprung vor den ihr folgenden Booten und hatte diese schon seit längerer Zeit weit hinter sich gelassen, als sie gegen acht Uhr Abends an dem Landungsplatze zu Palembang anlegte. Die Nacht war stürmisch und dunkel, so daß der Schauplatz wildester Verwirrung, welcher sich den Blicken der Ankömmlinge darbot, nur von mehreren, in Flammen stehenden Häusern zu beiden Seiten des Flusses sowie von den Fackeln der bewaffneten, in den Straßen und auf allen Plätzen durcheinander wogenden Menschenmenge, seine Beleuchtung erhielt. Von allen Seiten aber erschollen wildes Lärmen, Angstschreie und Rufen nach Hilfe.

Auch der Platz, wo die Bidar anhielt, war dicht mit bewaffnetem Volke besetzt.

Kolonel Gillespie ließ sich hierdurch nicht davon abhalten mit seinen drei Begleitern, dem Kapitain Meares, dem Spanier Villneruhi und dem Pangeran Sjarif Abubeker, an das Ufer zu treten. In die-

ſem Augenblicke kamen zu ſeinem Glücke auch die beiden Schaloupen des Linienſchiffes Phönix mit den fünf Offizieren und ſiebenzehn Soldaten, welche ihm unmittelbar gefolgt aber etwas zurückgeblieben waren, daſelbſt an.

Mit dieſer geringen, kaum nennenswerthen Anzahl Soldaten und den wenigen Matroſen von den beiden Schaloupen, theilte Gillespie die am Mouſi verſammelte Volksmenge und begab ſich, geführt von Sjarif Abubeker, mit größter Eile nach dem Kraton von Mahmud Badoureddin. Das hohe, thurmartige Hauptthor dieſes umfangreichen, eine Menge von Gebäuden ſowie verſchiedene Gärten und Plätze in ſich ſchließenden, von mehreren Tauſenden bewohnten, feſtungsartigen Palaſtes ſtand offen. Aber die Menge der Malaien, welche fortwährend theils in den Kraton hineinſtrömten, theils denſelben wieder verließen und durch welche die Engländer ſich mit Gewalt einen Weg bahnen mußten, machte den Eintritt in das Innere des Palaſtes für ſie eben ſo gefährlich als mühſam.

Kolonel Gillespie ſelbſt entging bei dieſer Gelegenheit nur durch einen beſonderen, glücklichen Zufall dem Tode. Ein unmittelbar neben ihm gehender Malaie hatte nämlich ſchon den Arm mit dem Kris gegen ihn erhoben, und war im Begriff die Waffe in ſeine Bruſt zu ſtoßen, als ein Blitzſtrahl den dunklen Nachthimmel plötzlich für einen Augenblick erhellte. In dieſem Momente fiel der Blick des Kolonels auf den neben ihm gehenden Malaien. Er erkannte die ihm von dieſem drohende Gefahr, ſchlug ihm, mit raſcher Geiſtesgegenwart, die Waffe aus der Hand, hielt ihn feſt und übergab ihn ſeinen Begleitern, denen er ſpäter, im Gedränge, aber wieder entſchlüpfte.

Das Innere des Kratons bot einen Anblick des Entſetzens dar. Allenthalben lagen Leichen und an vielen Stellen glitten die Füße der Engländer buchſtäblich im Blute der Erſchlagenen aus. Was von Hausgeräthe und andern Gegenſtänden nur einigen Werth beſaß, war ſchon längſt geraubt und weggetragen worden; aber fortwährend lockte die Hoffnung, daß auch für ſie noch die eine oder andere Beute zu erjagen ſein werde, neue Scharen von Malaien in den Kraton. Während deſſen rollte der Donner, durchzuckten Blitze die Luft und gewann die an verſchiedenen Stellen zugleich angelegte Feuersbrunſt, trotz eines anhaltenden heftigen Sturzregens, fortwährend an Ausbreitung und näherte ſich mehr und mehr dem Kraton. Ein Haus nach dem andern, von den Flammen ergriffen, ſtürzte krachend zuſammen, wobei die Bambusſtäbe der Wände und Dächer, im Verbrennen, ein eigenthümliches, lautes, an den Schall von Infanteriefeuer erinnerndes Geräuſch verurſachten.

Die Lage, worin Kolonel Gillespie ſich mit den Seinen befand, war nach allen Seiten hin ſo gefährlich, wie ſich kaum eine andere denken läßt. Deſſenungeachtet aber verließen ihn weder ſein Muth noch ſeine

Besonnenheit und Thatkraft. Mit den wenigen ihm zur Seite stehenden Offizieren, Soldaten und Matrosen, deren Gesammtzahl noch nicht dreißig betrug, wußte er die nach Raub und Mord verlangenden Banden aus dem Kraton zu vertreiben, besetzte er die Thore desselben und verlieh einer beträchtlichen Anzahl von Frauen, Kindern und andern Schutzbedürftigen Hilfe und Beschirmung.

Gegen Mitternacht traf eine Verstärkung von ungefähr sechszig Mann ein. Ihr folgte aber schon am nächsten Morgen ein so beträchtlicher Theil der brittischen Heeresmacht, daß Kolonel Gillespie von jetzt an vollkommen Herr über die Sachlage zu Palembang war.

Mit fünf Offizieren, siebenzehn Soldaten und einigen wenigen Matrosen hatte dieser tapfere und unerschrockene Offizier sich also, ohne selbst einen einzigen Mann zu verlieren, zum Meister von dem befestigten Kraton sowie von der Hauptstadt und mit dieser von dem Reiche Palembang gemacht. Der Kraton allein war mit 143 Stücken bewaffnet. Die Landung von Kolonel Gillespie zu Palembang an jenem Abende und sein Eindringen in den Kraton aber gehören zu den allergefährlichsten, kühnsten und zugleich erfolgreichsten Waffenthaten, welche die indische Kriegsgeschichte aufgezeichnet hat.

Nach der Einnahme Palembang's wurde Mahmud Badoureddin von den Engländern des Thrones verlustig erklärt und sein Bruder Nadjamoueddin zum Beherrscher des Reiches Palembang ernannt. Hierfür mußte er die Insel Banka an die englisch-ost-indische Compagnie abtreten. Achmed Nadjamoueddin war wenig zum Herrschen geschickt, ohne alle Thatkraft, schwach und träge. Hierdurch aber trat zu Palembang sehr bald ein an Anarchie grenzender Zustand ein, in Folge dessen die englische Regierung auf Java sich schon im folgenden Jahre veranlaßt sah, Mahmud Badoureddin aus seiner freiwilligen Verbannung zurückzurufen und ihn, in Stelle seines Bruders Achmed Nadjamoueddin, wieder zum Sultan zu ernennen. Der Letztere bezog hierauf den alten Kraton. Im nächsten Jahre, 1814, wurde durch die englische Regierung wieder ein Umtausch in der Machtstellung beider Brüder veranlaßt, indem sie Mahmud Badoureddin zum zweiten Male des Thrones entsetzte, seinen Bruder Achmed Nadjamoueddin dagegen, wie wenig er hierfür auch geeignet war, auf's neue mit der höchsten Würde bekleidete. Der Erste mußte nun den alten Kraton und Letzterer, anstatt seines älteren Bruders, wieder den neuen Kraton bewohnen.

Achmed Nadjamoueddin hatte noch die Macht in Händen, als nach dem Umsturze der Herrschaft von Napoleon, bei der neuen Regelung aller europäischen Staatsverhältnisse, in Folge des zu London am 13. August 1814 zwischen England und dem Königreiche der vereinigten Niederlande geschlossenen Tractates, letztgenannte Macht wieder in den

Besitz aller früher an Holland gehörenden Kolonieen in Ost-Indien gelangte. Die thatsächliche Zurückgabe derselben an die Niederländer verzögerte sich aber noch bis zum 19. August 1816, an welchem Tage zu Batavia zuerst wieder die roth-weiß-blaue Flagge wehete.

Die außerhalb Java's gelegenen Provinzen des neuen niederländisch-indischen Inselreiches, wo die englische Regierung zu Batavia, während ihres fünfjährigen Bestehens, niemals einen festen Fuß gefaßt und um welche sie sich nur in so fern bekümmert hatte, als es die allgemeineren Verhältnisse derselben betraf, erforderten eine genaue, in alle Einzelnheiten tretende Erforschung und hierauf sich gründende Neugestaltung ihrer inneren Zustände. Zu diesem Zwecke wurde im Jahre 1817 der Präsident des Finanzrathes, Mr. H. W. Muntinghe, ein sehr ausgezeichneter, mit allen indischen Angelegenheiten gründlich vertrauter Mann, der schon vor 1811 die wichtigsten Staatsämter bekleidet hatte und während der Herrschaft der Engländer auf Java, Mitglied des Rathes von Indien gewesen war, zum Regierungscommissair für Banka und Palembang ernannt.

Der Bericht von Herrn Muntinghe über die Zustände zu Palembang fiel so sehr zum Nachtheile des Sultans Achmed Nadjamoeddin aus, daß eine Veränderung in der Regierungsweise dieses Reiches für nothwendig gehalten wurde. Die Ausführung hiervon wurde dem genannten Commissair der Regierung übertragen und fand, 1818, in der Weise statt, daß die Regierung über den größten Theil des Reiches Achmed Nadjamoeddin entzogen und auf seinen älteren Bruder, den früheren Sultan Mahmud Badoureddin, übertragen wurde. Der Letztere erhielt den Titel von Sulthân touwa d. h. erster oder ältester Fürst; sein Bruder den von Sulthân mouda d. h. jüngerer Fürst. Achmed Nadjamoeddin wurden nur einige wenige Distrikte zur Bestreitung der Kosten seiner Hof- und Haushaltung gelassen. Der Tractat vom 23. Juni 1818, wodurch dieses Verhältniß festgestellt wurde, sicherte der niederländischen Regierung zugleich alle Hoheitsrechte über die westlicheren, inneren, namentlich über die an der Grenze von Benkoulen gelegenen Provinzen des Reiches Palembang zu. Benkoulen, an der Westseite des Barissangebirges sich längs der See ausbreitend, gehörte damals noch den Engländern und bildete unter Sir Thomas Stamford Raffles, dem früheren Lieutenant-Gouverneur von Java, ein besonderes Gouvernement.

Es dauerte aber nicht lange und der Regierungscommissair Muntinghe hatte Palembang noch nicht verlassen, als Sultan Achmed Nadjamoeddin in den Verdacht kam, es mit der niederländischen Regierung nicht aufrichtig zu meinen und gegen dieselbe, mit den Engländern zu Benkoulen, verrätherische Pläne zu schmieden. Er hatte die Unvorsich-

tigkeit begangen, eine, von Soldaten begleitete Gesandtschaft von Sir Stamford Raffles an ihn, in seinem Kraton zu empfangen und zu beherbergen. Mahmud Badoureddin, begierig nach der Alleinherrschaft und seinem Bruder den geringen Antheil am Reiche, welchen derselbe besaß, mißgönnend, hatte selbst, wie man schon damals glaubte, durch allerlei unter der Hand und auf listige Weise verbreitete Gerüchte dazu beigetragen, daß das Betragen von Achmed Nadjamoneddin Herrn Muntinghe gefährlicher erschien als es in der That war. In Folge hiervon wurde derselbe im November 1818 mit seinen Söhnen und vertrautesten Freunden gefangen genommen, nach Java gebracht und zu Tjanjor in den Preanger-Regentschaften internirt.

Jetzt war Mahmud Badoureddin wieder Alleinherrscher von Palembang. Wie sehr derselbe auch, dem Scheine nach, sich den Holländern unterworfen hatte und in welchem Maße er ihnen gegenüber auch Ergebenheit, Treue und Freundschaft zu heucheln verstand, so war er doch stets im Herzen ihr erbittertster und unversöhnlichster Feind geblieben. Sein einziges Bestreben war auf die Vertreibung der Niederländer aus seinem Reiche gerichtet. Für diesen Zweck knüpfte er selbst die Unterhandlungen mit dem englischen Gouverneur von Benkoulen an, deren sein Bruder, auf sein Zuthun, verdächtig geworden war und bereitete, mit großer Vorsicht und Klugheit, im Geheimen Alles für einen Aufstand gegen die Holländer vor. Vielleicht hoffte er noch einmal, wie 1811, seinen Haß und seine Wuth gegen dieselben in ihrem Blute abkühlen zu können.

Der Gouvernements-Commissair Muntinghe war noch in Palembang, wiewohl nicht in der Hauptstadt, anwesend. Er hatte sich nach den Hochlanden, an die Grenze von Benkoulen, welche von den Engländern überschritten worden war begeben. Seine Vorstellungen über die Unrechtmäßigkeit hiervon, blieben nicht ohne Erfolg und die Verwicklung zwischen beiden Theilen wurde auf eine freundliche Weise geschlichtet, bevor sie noch einen ernstlichen Charakter angenommen hatte. Als Muntinghe hierauf, im Mai 1819, nach der Hauptstadt zurückkehrte, wurden ihm die feindlichen Pläne des Sultans gegen die Holländer verrathen. Er rief Mahmud Badoureddin zur Verantwortung und verlangte zugleich daß ihm, als Unterpfänder für das contractmäßige Betragen des Letzteren, einige vornehme Häuptlinge überliefert würden.

Diesen Augenblick hielt der Sultan für geeignet, die Maske fallen zu lassen und als offener Feind gegen die Niederländer aufzutreten. Ganz unerwartet geschah am 12. Mai seinerseits ein Angriff auf die in einem wenig verstärkten Kampemente sich befindende, ungefähr 500 Mann zählende holländische Besatzung. Ungeachtet der Anfall mit einer sehr bedeutenden Uebermacht geschah, so gelang er doch nicht und die Ma-

laien mußten sich, nach einem großen Verluste an Menschenleben, in den befestigten Kraton des Sultans zurückziehen.

Hierauf legten sich die beiden, zu Palembang anwesenden Corvetten Pollux und Eintracht vor den Kraton und fingen ihn zu beschießen an. Das Geschütz derselben war aber nicht mächtig genug und die Ammunition nicht zureichend um die Ringmauer des Palastes wesentlich zu beschädigen. Auch der Versuch, durch das Hauptthor in denselben einzudringen, mißlang.

Inzwischen war von allen Seiten eine so sehr bedeutende Uebermacht bewaffneter Malaien zusammengeströmt, daß die Niederländer gezwungen waren sich auf ihre Schiffe zu begeben und Palembang zu verlassen. Sie zogen sich nach der Insel Banka zurück.

Als die Kunde der verrätherischen Handelsweise Mahmud Badoureddin's nach Java gelangte, wurde von der indischen Regierung, an deren Spitze sich damals Baron van der Capellen befand, augenblicklich der Befehl zur Ausrüstung einer hinlänglich starken Expedition gegen jenen treulosen Fürsten erlassen. Zum Befehlshaber derselben wurde der Contreadmiral Wolterbeek ernannt.

Die Expedition verließ den 22. August 1819 die Rhede von Batavia. Sie hatte zugleich die Aufgabe, bevor sie den Mousi hinaufschiffte, bei Müntok auf Banka anzulegen, um auch auf dieser Insel die Rechte der niederländischen Regierung zu vertheidigen. Mahmud Badoureddin war nämlich an der Wiedererlangung dieser zinnreichen, von seinem Bruder Achmed Nadjamoeddin i. J. 1812 an die Engländer abgetretenen und von ihnen an die Niederländer übergegangenen Insel, außerordentlich viel gelegen. Er hatte deßhalb eine sehr beträchtliche Menge Palembanger nach Banka gesandt, mit dem Befehle, sich daselbst niederzulassen, befestigte Orte anzulegen und den Holländern den Besitz dieser Insel auf alle mögliche Weise streitig zu machen.

Erst nachdem man die Palembanger von Banka vertrieben und ihre befestigten Oerter, von denen Banka Kotta, gegenüber der Mündung des Mousi, der wichtigste war, eingenommen und vernichtet hatte, ging die Expedition unter Segel nach Palembang.

Aber schon der Anfang war ein unglücklicher, da die Schiffe, unter welchen sich eine Fregatte ersten Ranges, die Wilhelmine, befand, die Zeit vom 4. September bis zum 10. October nöthig hatten, bloß um über die oben näher erwähnten, vor der Sounsang-Mündung sich befindenden Moraſtbänke, in den Mousi zu gelangen. Auch die Fahrt stromaufwärts war mit vieler Mühe verbunden.

Am 20. October befand sich die Expedition vor der Insel Kombarou und ähnlichen Vertheidigungswerken, wie sie Kolonel Gillespie 1812 auf der Insel Borang angetroffen hatte, gegenüber. Die Vertheidigung

hiervon aber war eine ganz andere, kräftigere und nachhaltigere als die der letztgenannten gegen die Engländer. Denn als die Holländer an den folgenden Tagen Angriffe auf jene Werke unternahmen, sahen sie sich einem vernichtenden Kreuzfeuer von den ebenso zweckmäßig angelegten als wohlbedienten Batterieen der Palembanger bloßgestellt. Hierdurch erlitten sie einen nicht unerheblichen Verlust an Verwundeten und Todten, unter welchen sich mehrere Offiziere befanden; während zugleich zwei der Schiffe, die Fregatte Wilhelmine und die Corvette Eintracht, schwer beschädigt wurden.

Der Gesundheitszustand der Truppen und Schiffsbemannung hatte, durch den langen Aufenthalt an der Mündung des Mousi, sowie durch die anstrengende Arbeit bei der Hineinfahrt in denselben, schon sehr gelitten und zwar um so mehr, als die Regenzeit bereits eingetreten war. In Folge hiervon glaubte man, daß dieselben nicht mehr kräftig genug wären, um, unter dem Feuer der feindlichen Batterieen, die Palliſadirungen und andere ähnliche, den Strom an dieser Stelle absperrende Werke mit der nöthigen Eile hinwegräumen und somit den Schiffen die weitere Fahrt nach Palembang möglich machen zu können. Man sah deßhalb von allen weiteren Angriffen auf diese Werke ab, kehrte am 30. October nach der Sounsang-Mündung zurück und beschränkte sich auf die Blockade hiervon.

Die indische Regierung hatte, nach dem Mißlingen der letzterwähnten Unternehmung, zuerst den Plan gehabt, schon im folgenden Jahre eine zweite Expedition nach Palembang gegen Mahmud Badoureddin abzusenden. Die Vorbereitungen hierfür waren im März 1820 auch schon in vollem Gange, als sich die Frage aufdrängte, ob es nicht zweckmäßiger sein dürfte, wenn mit dieser zweiten Expedition bis zum nächsten Jahre gewartet würde. Veranlassung hierzu gab theils der Umstand, daß, in Abweichung von dem gewöhnlichen Eintreten der Monsuns, das ganze Jahr 1820 hindurch anhaltend die schwersten Regen fielen und von einer trockenen Jahreszeit nicht die Rede war; theils aber auch die schon damals zwischen den betreffenden Regierungen in Europa eingeleitete Unterhandlung über den Umtausch der englischen Besitzungen im indischen Archipel gegen die niederländischen auf dem indischen Festlande. Man hoffte und erwartete nämlich zu Batavia, daß diese Unterhandlung, welche die Uebergabe von Benkoulen an die Niederländer in sich begriff, noch im Jahre 1820 zum Abschlusse kommen würde.

Mit Recht nämlich meinte man, daß die beabsichtigte neue Expedition gegen Palembang einen viel sichereren, schnelleren und vollkommneren Erfolg haben würde, wenn der Anfall gleichzeitig sowohl von Westen wie von Osten her stattfinden könnte. Wenn von Benkoulen aus eine Landarmee in die westlichen, höher gelegenen, zugleich aber auch frucht-

barsten, ergiebigsten und am besten bevölkerten Provinzen des Reiches einrückte, während die Flotte den Mousi hinaufführe, die Vertheidigungswerke auf der Insel Kombarou und an der Mündung des Pladjou zerstöre, hiernach aber die Hauptstadt, nach Umständen, bloß blockire oder in Brand schösse, so würde Mahmud Badoureddin ohne Zweifel sich sehr bald völlig hilflos und zur Uebergabe seines Reiches wie seiner Person an die niederländische Regierung gezwungen sehen.

Die erwähnten, damals zwischen England und den vereinigten Niederlanden schwebenden Unterhandlungen gelangten aber nicht so bald, wie die Regierung zu Batavia, mit Hinblick auf die beabsichtigte zweite Expedition gegen Palembang, es hoffte, schon im laufenden Jahre, sondern erst einige Jahre später, in dem Tractate zwischen beiden Mächten vom 17. März 1824, zum Abschlusse. Länger als bis zum Jahre 1821, durfte die Expedition aber in keinem Falle aufgeschoben werden.

Alle Vorbereitungen für dieselbe waren mit um so mehr Sorge und in einem um so größeren Maßstabe getroffen worden, als Niemand sich verschweigen konnte, daß das Gelingen dieser Unternehmung für Holland eine Sache von der höchsten und unbedingtesten politischen Nothwendigkeit sei. Die Ereignisse des Jahres 1819, wo zweimal eine niederländische Kriegsmacht den Mousi unverrichteter Sache verlassen mußte, durften sich in keinem Falle zum dritten Male wiederholen.

Die Flotte, theils aus Schiffen der niederländischen und der indischen Marine, theils aus einer beträchtlichen Anzahl gemietheter Transportschiffe bestehend und mit allem erforderlichen Kriegsmateriale und andern Vorräthen reich versehen, lag schon in den ersten Tagen des Monat Mai segelbereit auf der Rhede von Batavia. Eine zahlreiche, aus den tapfersten und kriegstüchtigsten Offizieren und Mannschaften des indischen Heeres bestehende Landungs-Armee wurde mit den Transportfahrzeugen eingeschifft. Zum Oberbefehlshaber über die ganze Expedition war General de Kock, der Vater meines Gastherrn zu Palembang, ernannt worden.

Die Schiffe verließen am 9. Mai die Rhede von Batavia, ihren Bug gegen Norden richtend. Aber schon in der ersten Nacht wurde die Unternehmung von einem Unfalle getroffen. Mehrere der Transportschiffe wurden nämlich bei fast gänzlicher Windstille, in der Nähe der zu Anfange dieser Mittheilungen erwähnten „tausend Inseln" durch die starke Strömung auf Untiefen getrieben. Zwei von diesen, mit Landungstruppen bemannten Schiffen waren so fest auf den Grund gelaufen, daß sie aufgegeben und verlassen werden mußten. Bevor die aus zwei Compagnieen Infanterie bestehenden Soldaten die nächste Insel erreichen konnten, waren sie, bis zum Unterleibe im Wasser, während einiger Stunden der vollen Einwirkung der Sonne bloßgestellt. Sie

wurden auf andere Schiffe vertheilt; es ſtarben aber von ihnen in den beiden nächſtfolgenden Tagen nicht weniger als ſechszig an der Cholera.

Ich bemerke beiläufig, daß dieſe Krankheit in den erſten Monaten des Jahres 1821 mit beſonderer Heftigkeit auf Java aufgetreten war. Sie hat auf dieſer Inſel wahrſcheinlich ſchon in älteſter Zeit beſtanden, wie denn auch Bontius, der erſte Schriftſteller über die mediciniſchen und naturhiſtoriſchen Verhältniſſe auf Java, welcher, bald nach der Gründung von Batavia, daſelbſt Arzt war, ihrer ſchon gedenkt. Fälle von Cholera kamen aber ſo äußerſt ſelten und immer nur ſo einzeln vor, daß ſie kaum noch zu den auf Java endemiſch herrſchenden Krankheiten gezählt wurde. Namentlich während der letzten fünfzig Jahre hatte ſie faſt gar keine Opfer mehr gefordert. Wie ich erwähnte, zeichnete ſich das Jahr 1820, auf Java durch eine merkwürdige, in ähnlichem Maße nie zuvor beobachtete Unregelmäßigkeit der Witterungsverhältniſſe aus. Selbſt während der Monate, die in gewöhnlichen Jahren die trocknen ſind, fielen anhaltend die ſchwerſten Sturzregen. Es iſt nicht durchaus unmöglich, daß dieſe meteorologiſche Anomalie eine von den Urſachen des Auftretens der Cholera auf Java im folgenden Jahre geweſen iſt. Die erſten Erkrankungen fanden vom 22. bis 30. April zu Samarang, Japar und Batavia ſtatt. In wenigen Ländern aber hat eine Cholera-epidemie ſo viel Menſchenleben hinweggerafft als die des Jahres 1821 auf Java.

Als die Cholera ſich zu Batavia gezeigt hatte, war der General-Gouverneur van der Capellen zuerſt zweifelhaft geweſen, ob es wohl gerathen ſei unter ſolchen Umſtänden die nach Palembang beſtimmte Expedition Fortgang haben zu laſſen. Die hohe, politiſche Nothwendigkeit einer baldigen Beſtrafung von Mahmud Badoureddin wegen ſeiner wiederholten Treuloſigkeit gegen die niederländiſch-indiſche Regierung, hatte aber alle anderen Bedenken bei ihm überwogen.

Am 13. Mai kam die Flotte auf der Rhede von Müntok an; ging den 16. des Morgens wieder unter Segel und ließ am Abende deſſelben Tages vor den Bänken an der Mündung des Soumſang die Anker fallen. Hier hatten kurz vorher die genaueſten Aufnahmen und Tiefmeſſungen ſtattgefunden, auch war das Fahrwaſſer durch Tonnen kenntbar gemacht worden, ſo daß alle Schiffe, die Fregatten und Corvetten nicht ausgenommen, in kürzeſter Zeit und ohne alle Mühe über die Bänke in den Mouſi hineingelangen konnten. Die Schiffe unter Admiral Wolterbeek hatten im Jahre 1819 hierzu mehr als einen Monat gebraucht.

Die Fahrt der Flotte den Mouſi aufwärts fand, theils aus Vorſicht und weil General de Kock noch von Java Verſtärkungen erwarten mußte, theils aber auch weil die große Anzahl der Schiffe ſolches mit ſich

brachte, nur sehr langsam statt. Am 8. Juni befand man sich vor der mehr erwähnten Insel Borang, wo von den, im Jahre 1812 daselbst angelegten Batterieen keine Spur mehr und von den Pallisadirungen nur noch einige wenige Pfähle angetroffen wurden. Am 13. ließ die Flotte in geringer Entfernung von der Insel Kombarou und der Mündung des Pladjou die Anker fallen.

Die Vertheidigungswerke, welche der Contreadmiral Wolkerbeek an dieser Stelle im Jahre 1819 angetroffen hatte, ohne im Stande zu sein sie zu nehmen, waren seitdem noch bedeutend ausgebreitet und verstärkt worden. Die Batterieen waren mit zahlreichen, wohlgerichteten und gut bedienten Stücken besetzt, während man das Fahrwasser durch eine sehr dichte Reihe von Pallisaden abgesperrt hatte. Außerdem war der Mousi in der Nähe dieser Werke in seiner ganzen Breite mit bewaffneten Prauwen bedeckt, welche, um die holländischen Schiffe zu vernichten oder doch wenigstens zu beunruhigen, fortwährend Brander den Fluß hinabtreiben ließen.

Am 16. und 17. Juni wurde die Flotte noch durch eine, erst vor wenigen Tagen aus Holland zu Batavia angekommene Kriegsfregatte, sowie durch einige mit Mundvorrath beladene Kauffarteischiffe verstärkt.

Drei Tage später, am 20., fand der erste Angriff auf die befestigten Werke der Malaien statt. Aber mit welchem Heldenmuthe auch die Holländer, alle, Offiziere wie Gemeine, die Soldaten der Landmacht wie die Matrosen der Kriegsschiffe, auf gleiche Weise von des Morgens drei Uhr bis zum Nachmittage stritten, so gelang es ihnen doch nicht, sowohl die Batterieen an der Mündung des Pladjou und auf der Insel Kombarou zum Schweigen zu bringen, als auch eine Oeffnung in der, den Mousi absperrenden Pallisadirung darzustellen. Auch die Malaien zeigten die größte Tapferkeit und gaben keinen Fußbreit Raum. Endlich, nach fast zwölfstündigem, ununterbrochenem Kampfe unter der glühenden, ihre Strahlen senkrecht auf sie herabsendenden Sonne, mußten sich die Niederländer, mit einem Verluste von 46 Todten, worunter mehrere Offiziere und 96, größtentheils schwer Verwundeten, nach ihren Schiffen zurückziehen. Der Verlust der Maleien an diesem blutigen Tage war ein noch viel größerer.

Am 24. Juni, gleichfalls in früher Morgenstunde, fand ein zweiter Sturm auf die Batterieen der Palembanger statt. Der Angriff und die Vertheidigung geschahen mit derselben Tapferkeit wie das erste Mal, aber an diesem Tage war das Glück den Holländern günstiger. Wie tapfer die malaiischen Besatzungen der Batterieen auf Kombarou und an der Mündung des Pladjou sich auch vertheidigten, so vermochten sie doch nicht den Niederländern, welche, ohne sich durch das Feuer ihrer Geschütze davon abhalten zu lassen, mit dem Säbel und dem Ba-

jonette auf sie eindrangen, im Handgemenge einen langen erfolgreichen Widerstand zu bieten. Aber erst als Alles für sie verloren und ihre Tapferkeit von keinem Nutzen mehr war, suchten sie sich durch die Flucht zu retten. Gegen Mittag hatten die Holländer den vollkommensten Sieg errungen und ihre Flagge wehte auf allen malaiischen Batterieen und Verschanzungen. Ihr Verlust an diesem Tage bestand in 33 Todten und 133, theilweise sehr schwer Verwundeten.

Die Geschütze der Malaien waren kaum zum Schweigen gebracht als die Hinwegräumung des Pfahlwerkes, wodurch man die Fahrt weiter aufwärts selbst für kleinere Fahrzeuge, geschweige denn für größere europäische Kriegsschiffe, gänzlich unmöglich gemacht hatte, ihren Anfang nahm. Mit dieser äußerst beschwerlichen und ermüdenden Arbeit wurde man erst am folgenden Tage fertig. Den 26. Juni legte die Flotte die noch fehlende kurze Strecke bis zur Hauptstadt zurück, wo die größeren Kriegsschiffe dem Kraton gegenüber, indem sie ihre Breitseiten, dem letzteren zuwandten, die Anker fallen ließen. Alle kleineren Fahrzeuge begaben sich aber theils noch weiter auf dem Mousi nach oben, theils aber nach einigen Nebenflüssen desselben, um hierdurch Mahmud Badoureddin die Möglichkeit einer Flucht zu nehmen.

General de Kock ließ noch denselben Tag dem Sultan einen Brief zukommen, worin er ihn aufforderte, sich der Gnade der niederländisch-indischen Regierung zu übergeben. Allein hierdurch könne er selbst dem Tode, seine Hauptstadt aber der Vernichtung entgehen. Darauf ließ Mahmud Badoureddin durch einen vornehmen Malaien mündlich erwiedern, daß er sich unterwerfen und die Regierung an seinen Bruder Achmed Nadjamoueddin abtreten wolle, wenn man ihm verstatten würde, in Palembang wohnen zu bleiben. Dem holländischen Oberbefehlshaber aber war durch seine Regierung ausdrücklich vorgeschrieben, dem treulosen Fürsten keine anderen Zugeständnisse zu machen, als daß, bei Uebergabe seiner Person, sein Leben geschont werden würde. Er müsse aber nach Batavia gesandt werden, damit der Generalgouverneur hinsichtlich seines weiteren Looses beschließen könne. Diese Mittheilung ließ General de Kock dem Sultan durch den ihm von Letzterem zugeschickten malaiischen Botschafter machen. Zugleich wurde das Geschütz der Kriegsschiffe auf den Kraton gerichtet und Alles für eine Beschießung desselben vorbereitet.

Wiewohl der Kraton mit mehr als siebenzig Stücken schweren Geschützes bewaffnet war, und, bei einer Vertheidigung, wie sie in den verschanzten Batterieen am Pladjou und auf der Insel Kombaron stattgefunden, den Niederländern einen keineswegs zu verachtenden Widerstand hätte bieten können, so ließ Mahmud Badoureddin es doch nicht auf ein neues Gefecht ankommen. Er sandte einen seiner Brüder, den Pan-

geran Adipatti mouda, an General de Kock, um diesem mitzutheilen, daß er sich, unter den ihm gestellten Bedingungen, der niederländischen Regierung unterwerfe. Als letzte Gunst erbäte er sich allein noch zwei Tage im Kraton bleiben zu dürfen, damit er, so wie die Frauen und Kinder, welche ihn nach Java begleiten würden, alle Vorbereitungen für diese Reise treffen könnten. Hierin willigte General de Kock unter der Bedingung, daß der Kraton auf der Stelle entwaffnet würde, was auch geschah.

Mahmud Badourredin trachtete aber seine Abreise von Palembang noch einige Tage zu verzögern. In Folge hiervon fand seine Einschiffung nach Java erst am 3. Juli statt. Die Holländer hatten aber schon am ersten dieses Monats den Kraton besetzt. Mahmud Badoureddin wurde nach seiner Ankunft auf Java zuerst in der, am nördlichen Eingange in die Straße Madura, mitten in der See gelegenen, Fort Erbprinz oder auch Fort Oranien genannten Festung, während einiger Monate in Gefangenschaft gehalten; hierauf aber, unter dem Genusse einer, wenn auch nicht für einen fürstlichen Hofstaat doch für eine anständige Haushaltung mehr als ausreichenden Pension, auf der Insel Ternate, einer der Molukken, internirt. Daselbst ist er auch gestorben. Bei einem Hinblicke auf die durch ihn veranlaßte, unmenschliche Ermordung der Holländer zu Palembang im Jahre 1811, sowie der Erwägung seines späteren treulosen nnd verrätherischen Handelns gegen die niederländisch-indische Regierung, kann man die letztere wahrlich nicht eines harten und grausamen Verfahrens gegen diesen Fürsten anklagen. Mit größerem Rechte dürfte sie der Vorwurf treffen, viel zu schonend und langmüthig gegen ihn gewesen zu sein, und nicht schon im Jahre 1816, für die Ermordung ihrer Landsgenossen, eine blutige Rache genommen zu haben.

Schon bevor die Expedition unter General de Kock noch Batavia verließ, hatte die niederländisch-indische Regierung einen Beschluß darüber genommen, auf welche Weise, nach der eventuellen Eroberung von Palembang und der Absetzung und Gefangennahme von Mahmud Badoureddin, die Verhältnisse seines früheren Reiches geregelt werden sollten. Als das Zweckmäßigste erschien es daselbst die Würde des Sultans, wie wohl mit sehr beschränkter Macht und einem beträchtlich verminderten Einkommen, erblich in der Familie des entthronten Fürsten fortbestehen zu lassen.

Ich habe schon erwähnt, daß der Bruder des Letzteren, Achmed Nadjamoueddin, wegen des Verdachtes mit dem englischen Gouverneur von Benkoulen in Unterhandlungen gegen die niederländische Regierung getreten zu sein, im Jahre 1818 nach Java gebracht und daselbst zu Tjanjor internirt wurde. Des Verrathes wirklich überführt war er

nicht geworden. Auf ihn lenkte sich die Aufmerksamkeit der indischen Regierung wieder, als sie, bei der gedachten Gelegenheit, die Regelung der politischen Verhältnisse zu Palembang berathschlagte.

Achmed Nadjamoueddin wurde eingeladen in einer, am 18. April 1821 zu Buitenzorg stattfindenden, außergewöhnlichen Sitzung des Rathes von Indien zu erscheinen. Man machte ihn zuerst auf seine Vergehungen gegen die indische Regierung aufmerksam, worauf er seine Schuld eingestand, Abbitte that und Vergebung erhielt. Alsdann wurde von der indischen Regierung mit ihm eine neue Uebereinkunft geschlossen und die Akte hierüber sowohl ihm als seinem ältesten Sohne, Hussein Dhiaoueddin, zur Unterzeichnung und Beeidigung vorgelegt. Die wesentlichsten Punkte dieser Uebereinkunft waren die folgenden:

Sein Stamm solle in die Regierung von Palembang wieder eingesetzt werden, dieses Reich aber nur als Lehen von der niederländischen Regierung erhalten. Achmed Nadjamoueddin verpflichte sich, während sein Sohn Hussein Dhiaoueddin als Sultan den Thron besteige, mit dem Titel von Sousouhunnan, dem javanischen Worte für Kaiser, fortan zu Palembang in stiller Zurückgezogenheit zu leben und sich aller und jeder Einmischung in die Staatsangelegenheiten zu enthalten. Alle Einfuhr- und Ausfuhr-Zölle sowie verschiedene andere Abgaben fielen der indischen Regierung zu und würden für ihre Rechnung erhoben werden. Die von dem Sultan für seine eigene Rechnung von der Bevölkerung zu erhebenden Abgaben würden von der indischen Regierung näher festgesetzt werden um sie so wenig drückend wie möglich zu machen. Die Aufsicht über den inländischen Gerichtshof zu Palembang solle, zur Erreichung einer schnellen und gerechten Justiz, dem niederländischen Residenten daselbst übertragen werden. Der Sultan verpflichte sich mit der größten Strenge gegen den Sclavenhandel und Menschenraub, besonders an den Grenzen und auf dem Gebiete von Benkoulen, zu wachen.

Achmed Nadjamoueddin und sein Sohn Hussein Dhiaoueddin begleiteten die Expedition nach Palembang. Der Letztere wurde, als Mahmud Badoureddin nach Java eingeschifft war, von dem General de Kock Namens der indischen Regierung als Sultan eingesetzt. Er wußte sich aber eben so wenig die Freundschaft der Niederländer zu erhalten, wie die Zuneigung der Bevölkerung zu erwerben. Nachdem verschiedene Versuche, die Zustände zu Palembang durch eine Veränderung in dem Traktate vom 18. April 1821 zu verbessern, keinen bleibenden Erfolg gehabt hatten, ging die Regierung im Jahre 1823 endlich dazu über, Palembang dem niederländisch-indischen Reiche als Provinz einzuverleiben. Der alte Fürstenstamm wurde für ewige Zeiten seiner Rechte und Ansprüche auf das Reich Palembang verlustig erklärt, der letzte Sultan, Hussein Dhiaoueddin aber auf der Insel Banda internirt. Auch

sein Vater, Achmed Nadjamoueddin, wurde gezwungen Palembang zu verlassen und starb nicht lange nachher zu Batavia.

Seitdem wurde Palembang eine Reihe von Jahren nach Art einer Residentschaft auf Java verwaltet, indem zwischen dem Residenten, welcher Chef der ganzen Civiladministration wie zugleich auch Vergegenwärtiger der höchsten Macht ist und der Bevölkerung, als vermittelnde Person, mit dem Titel von Reichsverweser, holländisch Ryksbestierder, sich ein sehr vornehmer eingeborener Beamter befand, dessen Stellung und Amtsverrichtungen durchaus dem eines javanischen Regenten entsprachen. Der letzte dieser Reichsverweser war der Pangeran Ferdana Mantri, welchen ich 1847 zu Palembang kennen lernte.

Ich bemerkte bereits, daß auch er, und zwar unter dem Nachfolger von Baron de Kock, dem Residenten Steinmetz, als i. J. 1849 die Bevölkerung mehrerer Distrikte im oberen Stromgebiete des Mousi sich auf sehr ernstliche Weise empört hatte, in den Verdacht kam, es nicht aufrichtig mit der niederländischen Regierung zu meinen und in Folge dessen von Palembang entfernt und zu Krawang auf Java interniert wurde. Die Stelle eines Reichsverwesers blieb vorläufig unbesetzt und wurde im Jahre 1852, bei der neuen Regelung der Verhältnisse in Palembang nach Beendigung des Krieges, zu welchem der erwähnte Aufstand der inneren Distrikte die Veranlassung gegeben hatte, für immer aufgehoben.

In dem letztgenannten Jahre wurde eine neue, von der früheren wesentlich verschiedene Verwaltungsweise in der Residentschaft Palembang eingeführt. Man bildete nämlich in derselben vier Hauptabtheilungen, von welchen eine jede wieder mehrere Unterabtheilungen umfaßt, mit niederländischen Beamten an ihrer Spitze.

Die erste unmittelbar unter dem Residenten stehende Hauptabtheilung, umfaßt den Hauptplatz sowie die Unterabtheilungen, holl. Divisien, Iliran und Banjou assim; Komering ilir; Ogan ilir; Mousi ilir und Lamatan ilir; und wird durch die untere Hälfte des Stromgebietes des Mousi gebildet. Die obere Hälfte desselben bildet die zweite, die Unterabtheilungen Tebing-Tinggi Mousi Oulou; Kikim; Ampat Lawang; Redjangan Lebong und Lebong umfassende, durch das Boukit Barissan Gebirge von Benkoulen getrennte Hauptabtheilung. Sie steht unter einem zu Tebing-Tinggi wohnenden Assistent-Residenten. Die dritte Hauptabtheilung enthält die Divisionen Ogan Oulou; Komering Oulou und Enim sowie die Landschaften Semendo; Kisam und Makakan. Sie umfaßt das zwischen dem Ogan und dem Lamatan, Nebenflüssen des Mousi auf dessen rechter Seite, gelegene Land. Das Stromgebiet des Rawas, eines linken Nebenflusses des Mousi, bildet die vierte den nordwestlichsten Theil der Residentschaft einnehmende Hauptabtheilung. Als fünfte Hauptab-

theilung, wiewohl bloß in administrativer Hinsicht, wird zu Palembang auch noch das Reich Jambi gezählt, weil in Folge des im Jahre 1858 zwischen dem Beherrscher jenes Reiches und der niederländischen Regierung geschlossenen Traktates, die letztere, und zwar durch den Residenten von Palembang, die Oberaufsicht über dasselbe ausübt. Ich erwähnte dieses Umstandes schon zu Anfange dieser Blätter.

Mit Ausnahme der ersten und zweiten Abtheilung stehen allen übrigen, sowie auch sämmtlichen Unterabtheilungen, niederländische Beamten mit dem Titel und Range von Controleurs der ersten, zweiten und dritten Klasse vor. Die Stellung derselben ist im Allgemeinen keine sehr angenehme, häufig eine gefährliche, und erfordert einen hohen Grad von Besonnenheit und Umsicht, Geschicktheit im Umgange mit der Bevölkerung sowie, unter Umständen, Entschlossenheit und Muth. Hierdurch aber werden gerade in diesen Controleursstellen tüchtige Beamte gebildet wie die Verhältnisse in Indien, namentlich aber auf Sumatra sie erfordern.

Fast immer ist der Hauptort einer jeden Abtheilung, wo der betreffende Controleur seinen Sitz hat, von dem nächstgelegenen so weit entfernt, daß die Reise dorthin mehrere Tage, nicht selten eine Woche und selbst länger dauert. Kein Controleur aber darf sich so lange von seinem Posten entfernen. Gegenseitige Besuche der Amtsgenossen finden deßhalb kaum jemals statt. Die Meisten von ihnen sind unverheirathet, da sie schon, bei ihrem ersten Eintritte in den Dienst, als überzählige Beamten, dem Residenten von Palembang zur Disposition zugeschickt wurden und also noch nicht in der Lage waren eine ebenbürtige Lebensgenossin zu finden, wozu die Gelegenheit sich auf Sumatra nur äußerst selten bietet. Sie leben daher allein in Mitten einer treulosen, unzuverlässigen und verrätherischen Bevölkerung und würden, vielleicht in Jahr und Tag, nicht das Gesicht eines Europäers erblicken, wenn die Einförmigkeit ihrer Lebensweise nicht von Zeit zu Zeit, wiewohl im Allgemeinen doch auch nur sehr selten, durch den Besuch des einen oder andern Inspekteurs unterbrochen würde.

Ich selbst habe, bei meiner Reise durch die Residentschaft Palembang nach Benkoulen im Jahre 1862, bei einer Anzahl Controleurs mich der meist entgegenkommenden Gastfreiheit zu erfreuen und zahlreich Gelegenheit gehabt, sie in ihrer vielseitigen und keineswegs leichten Amtsführung kennen zu lernen. Viele von ihnen waren kaum schon in das erste Mannesalter getreten, erfüllten dessenungeachtet aber alle Pflichten ihrer Stellung mit der größten Gewissenhaftigkeit und ebenso vielem Eifer als ruhiger Besonnenheit. Einer von ihnen, Herr H. van Amstel, bei welchem ich zu Bungamas, dem Hauptorte der zu der Assistent-Residentschaft Tebing-Tinggi gehörenden Unterabtheilung Kikim ein Paar

Tage zugebracht habe, wurde erst vor wenigen Monaten zu Benkoulen, wo er inzwischen Assistent-Resident geworden war, grausam ermordet.

Bei der geringen Anzahl militärischer Posten in der Residentschaft Palembang und ihrer weiten Entfernung von einander, ist die Regierung zu der sehr verständigen Maßregel übergegangen, an dem Wohnsitze eines jeden Controleurs eine, nach den Umständen 50—80 betragende Zahl bewaffneter Mannschaften, welche man halb als Soldaten, halb als Polizeidiener betrachten kann, in Garnison zu legen. Diese Einrichtung ist einer ähnlichen, schon längst auf Java bestehenden nachgebildet. Auch auf Sumatra führen diese aus Eingeborenen des indischen Archipels, wiewohl nur zum Theil aus Malaien und hauptsächlich aus Javanern, Maduresen und andern Ausländern bestehenden Truppen den javanischen Namen Pratjourit's.

Sie haben eine Art von Uniform, sind mit Gewehren bewaffnet und werden von eingeborenen Unteroffizieren, welche früher der Armee angehörten, eingeübt und befehligt. Selbst an den Orten, wo größere oder kleinere Garnisonen sich befinden, stehen sie nicht unter dem Befehle des Militair-Kommandanten sondern ausschließlich unter dem des höchsten Civilbeamten daselbst. Sie dienen theils zum persönlichen Schutze des Letzteren, theils zur Aufrechthaltung der Ruhe in den betreffenden Distrikten, so wie um die Befehle der Regierung, im Falle die Bevölkerung sich dagegen widerspenstig zeigen möchte, zur Ausführung zu bringen. Ihre Kasernen liegen stets in unmittelbarer Nähe der Controleurswohnungen, und sind dort, wo besondere Umstände hierzu nöthigen, zugleich mit den letzteren mehr oder weniger gegen Angriffe von außen geschützt.

So zum Beispiel waren die Wohnung des Controleurs mit allen Nebengebäuden und die Pratjouritskaserne zu Muara Blitie in der Abtheilung Tebing-Tinggi, und an einigen andern Orten, mit einer dichten Pallisadirung oder Stockade von dreißig bis vierzig Fuß hohen Bambusrohren umgeben. Man sagte mir diese Maßregel bezwecke nicht sowohl gegen einen verrätherischen Anfall der Bevölkerung, wie gegen die Tiger zu schützen, von welchen es in diesen Distrikten wimmelt. In Muara Blitie zumal war dieses Letztere der Fall.

Ich verlebte daselbst einige Tage unter dem gastfreien Dache des Controleurs du Cloux, der mit einer Tochter meines Freundes Daniel Fisher zu Palembang verheirathet war. Einmal hatte ich, mit dem Schreiben officieller und anderer Briefe beschäftigt, fast den ganzen Tag in meinem Zimmer zugebracht, als ich, bald nach Sonnenuntergang, noch das Bedürfniß nach einem kurzen Spaziergange im Freien fühlte. Es war ein herrlicher Abend, gerade Vollmond und fast so hell wie am Tage. Das Haus des Controleurs lag auf einer weiten, von Ge-

hölz und Gesträuch gänzlich entblößten Fläche, auf welcher sich nur hin und wieder ein einzelner Baum erhob. Mich des schönen hellen Himmels und der kühlen, erquickenden Luft erfreuend, war ich kaum ein Paar Hundert Schritte gewandelt als Herr du Cloux, begleitet von vier Pratjourit's mit geladenen Gewehren, auf mich zueilte. Er stellte mir das sehr Gefährliche eines Spazierganges um diese Tageszeit vor und bat mich nach seinem Hause zurückzukehren. Herr du Cloux, ein kräftiger, muthiger und keineswegs ängstlicher oder furchtsamer Mann, hatte, der Tiger wegen, nicht gewagt sich ohne bewaffnete Begleiter, so weit wie ich gegangen war, von seiner Wohnung zu entfernen. Daß diese Besorgniß nicht ungegründet gewesen war, bewies mein Gastherr mir am andern Morgen durch eine Menge Spuren jener Thiere in fast unmittelbarer Nähe von der Palliſadirung.

In Folge der erwähnten, neuen Eintheilung in kleinere Distrikte; der hiermit verbundenen Anstellung einer größeren Anzahl von niederländischen, unmittelbaren Einfluß auf die eingeborene Bevölkerung ausübenden Beamten; des Umstandes, daß man den Letzteren die Pratjourit's zuertheilte; der Vergrößerung der Garnisonen zu Palembang, Lahat und Tebing-Tinggi so wie der Anlegung verschiedener neuer militairischer Posten, ist seit 1852 im Ganzen und Großen die Ruhe in der Residentschaft Palembang ungestört gewesen. Zwar haben in den Jahren 1854, 1857 und 1858 in den am Abhange des Barissangebirges, an der Grenze von Benkoulen gelegenen westlichsten Provinzen aufrührerische Bewegungen unter der Bevölkerung stattgefunden, welche 1859 die Einverleibung der bis dahin von der niederländischen Regierung unabhängigen Distrikte Ampat-Poutoulai und Ampat-Lawang sowie im folgenden Jahre die des Distriktes Redjang in die Residentschaft Palembang nach sich zogen, aber diese Aufstände waren nur örtlich, von weniger Bedeutung und wurden in kurzer Zeit ohne viele Mühe wieder unterdrückt.

Diese Ruhe während einer so langen Zeit, ist der ganzen Residentschaft, namentlich aber auch der Hauptstadt Palembang in zunehmendem Grade zu Gute gekommen und hat auf alle Verhältnisse den günstigsten Einfluß ausgeübt. In der Hauptstadt nahm die Bevölkerung sowie der allgemeine Wohlstand in demselben Maße zu, als alle Zustände daselbst besser geordnet, sicherer und fester wurden. Ich glaube nicht, daß selbst die eingeborene Bevölkerung dieses Ortes, mit Ausnahme allein der oben erwähnten, eine Art von hohem Geschlechts- oder Familien-Adel bildenden Prijai's, sowie der sich noch am Leben befindenden Glieder des letzten Fürstenhauses, auf welche, der Natur der Sache gemäß, die neue Ordnung der Verhältnisse nur nachtheilig einwirken konnte, jetzt noch die Herrschaft ihrer frühern Sultane zurückwünschen sollte.

Handel und Schifffahrt stehen zu Palembang in zunehmender Blüthe. Die letztere beschäftigt gegen dreißig, hauptsächlich Arabern aber auch einzelnen Chinesen zugehörende Barkschiffe, Brigs und Schoner sowie eine sehr viel größere Anzahl inländischer Fahrzeuge. Die Zahl der aus allen Theilen des indischen Archipels und von dem nächstgelegenen Festlande jährlich zu Palembang ankommenden Fahrzeuge beträgt gegen 800, unter denen sich einige Wangkang's und Djonken aus China befinden. Da die Hauptstadt in keiner sehr beträchtlichen Entfernung von der Mündung des Mousi gelegen ist, eines Stromes der mit seinen zahlreichen Nebenflüssen zu beiden Seiten, gleich einer Lebensader die Residentschaft Palembang, in ihrer ganzen Ausbreitung von Westen nach Osten durchzieht, so gelangen alle, für die Ausfuhr bestimmten Erzeugnisse dieses wunderbar reichen Landes, selbst die seiner abgelegensten und entferntesten Gegenden, ohne viele Mühe nach diesem Orte.

Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Pfeffer; Baumwolle; Rotang; Getah Percha; Benzoe sowie einigen andern Harzen; Sappan-Holz; Drachenblut; Kampher und Kampheröl von Dryobalanops Camphora, wiewohl in keiner großen Menge; verschiedenen Gewürzen; Elfenbein und Goldstaub. Unter den Einfuhrartikeln aus Europa nehmen weiße und gefärbte Baumwollenstoffe die erste und wichtigste Stelle ein.

Auch die industrielle Betriebsamkeit und die theils handwerksmäßige, theils mehr künstlerische Thätigkeit erheben sich bei der eingeborenen Bevölkerung der Hauptstadt seit jener Zeit mehr und mehr. Ich habe schon ihrer Schnitzwerke aus Holz und Elfenbein; ihrer Goldarbeiten; ihrer schön gewebten, reich mit Gold durchwirkten Kleiderstoffe erwähnt. Ihrer besonderen Geschicklichkeit in dem Bauen der Pantjallan's und Bidar's wurde gleichfalls schon gedacht. Am meisten aber mußte ich immer die Kunstfertigkeit der Waffenschmiede zu Palembang bewundern. Ich habe aus ihren Händen hervorgegangene Krisse und Lanzenspitzen von großer, fast unübertreffbarer Schönheit und Vollendung gesehen. Sie verstehen die geschlängelten, doppelschneidigen Klingen der ersteren auf eine eigenthümliche Weise zu damasciren, und ihnen eine sehr beträchtliche Härte sowie, längs der Schneide, eine schöne und dauerhafte Politur zu geben. Auch andere zu Palembang aus Eisen verfertigte Geräthschaften sind von besonderer Schönheit und Güte.

Was ich bis jetzt über Palembang gesagt habe, betraf hauptsächlich den Hauptort. Ich gehe hiernach zu einigen näheren Mittheilungen über die Residentschaft gleichen Namens über. Dieselbe umfaßt einen Flächenraum von 1340 geographischen Quadratmeilen und grenzt nördlich an das Reich Jambi; südlich an die Residentschaft der Lampongschen Distrikte; östlich an die Bankastraße, während ihre westliche, sie von der Assistent-Residentschaft Benkoulen trennende Grenze von dem

Kamme des Barissan-Gebirges gebildet wird. Ich erwähnte schon oben, gleich zu Anfange dieser Mittheilungen, daß die Insel Sumatra in ihrer ganzen Länge von ihrer nördlichen Spitze, dem Cap Atschin bis zur Sunda-Straße, aber ungleich näher dem westlichen als dem östlichen Meeresufer von der genannten Gebirgskette durchzogen werde.

Die höchsten Gipfel der Letzteren erheben sich von 6000 bis 9000 und mehr Fuß über das Meer. Von diesen Gipfelpunkten erwähne ich hier nur des, nach der trigonometrischen Messung von Melvill van Carnbee 9655 Fuß hohen, von den Portugiesen Ophir genannten, ungefähr $4^1/_2$ geographischen Meilen von dem Meere, unter 0^0 4′ 30″ nördl. Br. und 100^0 1′ östl. Länge von Gr. gelegenen Berges. Das Boukit-Barissan-Gebirge nähert sich stellenweise dem Meere fast unmittelbar, und auch dort, wo es von demselben weiter nach dem Innern zurücktritt, beträgt die Entfernung zwischen beiden doch nur wenige geographische Meilen. Sein nördlicher wie sein südlicher Theil bestehen wesentlich nur aus einer einfachen Kette. In der Mitte der Insel aber, zwischen 3^0 nördlicher und 2^0 30′ südlicher Breite, verlaufen neben dem Hauptzuge und sowohl mit ihm als mit einander parallel, verschiedene andere längere und kürzere Züge. Dieselben stehen durch andere, in querer Richtung sich erstreckende Bergrücken mit einander in Verbindung, so daß hier ein förmliches Gebirgsland mit engeren und weiteren Thälern, Bergflächen u. s. w. gebildet wird. Aber auch die Ausdehnung dieses Hochlandes in die Länge ist viel beträchtlicher als die in die Breite. Dasselbe bildet theils den wichtigsten und größten Theil des gegenwärtigen niederländischen „Gouvernements der Westküste von Sumatra", theils gehört es zu dem Gebiete der bis jetzt unabhängig gebliebenen Batta's. Der jetzt den Niederländern unterworfene Theil dieses Hochlandes formte in einer älteren Zeit den Mittelpunkt des mächtigen, sich über mehr als ein Drittheil von Sumatra erstreckenden Reiches Manang Kabau, der Heimathsstätte der Malaien im engeren Sinne.

An der Bildung des Barissan-Gebirges nehmen hauptsächlich Granit, Syenit, Gneis, Glimmerschiefer und rother Sandstein Antheil. Der Umstand, daß diese Gebirgsgesteine auf dem benachbarten Java nicht vorkommen, zeigt schon die große Verschiedenheit an, welche in geologischer Beziehung zwischen beiden Inseln besteht. Ein anderer, sehr wesentlicher Unterschied zwischen ihnen wird dadurch begründet, daß sich das vulkanische Element auf Sumatra lange nicht in dem Maße als auf Java geltend macht.

Denn während sich auf letzterer Insel, von ihrem westlichen bis zu ihrem östlichen Ende, eine größere Anzahl sowohl thätiger als augenblicklich ruhender Vulkane erhebt als irgend wo anders auf der Erde in einer gleichen, verhältnißmäßig beschränkten Raumausdehnung, ist die Zahl derjel-

ben auf Sumatra, bei mehr als dreimaliger Größe, eine sehr viel geringere. Von den Bergen dieser Insel sind nämlich bis jetzt nur die folgenden als Vulkane bekannt. Der Merapi, 9234 Fuß hoch, in der zu der Residentschaft Padang gehörenden Landschaft Tanah Datar; der 6650 Fuß hohe Sidoua toua in der Residentschaft Aijer Bangis unter 0^0 46′ nördl. Br. und 99^0 18′ östl. Länge von Greenw. gelegen; der 6000 Fuß hohe Berapi, unter 1^0 30′ südl. Br. und 101′ 26″ östl. Länge in der Landschaft Indrapoura; der Serit Berapi 5000 Fuß hoch, gleichfalls in der Landschaft Aijer Bangis; der 4500 Fuß hohe Kaba im westlichen Theile der Residentschaft Palembang und endlich der gegen 10,000 Fuß hohe, unter 3^0 57′ südl. Br. und 103^0 28′ östl. Länge ebenfalls in letztgenannter Residentschaft, in der Landschaft Passumah Lebar sich erhebende Dempo. Derselbe ist von allen Vulkanen auf Sumatra der am meisten östlich und zugleich am meisten südlich gelegene. Mit Ausnahme seiner und des Kaba liegen alle Vulkane auf dieser Insel in großer Nähe des Erdgleichers. Sie erheben sich am Fuße und zwischen den parallelen Ketten des hauptsächlich granitischen Boukit-Barissan. Das Auftreten von Trachyt, Basalt, Dolerit, Angitporphyr und andern größeren Massengesteinen kündigt ihre Nähe an.

Das Barissan-Gebirge bildet zugleich die Wasserscheidung auf dieser Insel. Bei seiner geringen Entfernung von ihrer Westküste sind die Flüsse daselbst von geringer Bedeutung und als solche kaum nennenswerth. Die meisten von ihnen sind schon in geringer Entfernung von ihrer Mündung nicht mehr befahrbar. Nur der Fluß von Singkel, welcher sich ungefähr unter 2^0 15′ nördl. Br. in die See ergießt, macht hiervon eine Ausnahme, da sich in dieser Gegend das Gebirge etwas weiter von dem Meere zurückzieht.

Der Contrast, den die westliche Küste von Sumatra zu seiner schon beschriebenen östlichen bildet, ist sehr auffallend und groß, eben in Folge des Umstandes, daß alles westlich vom Barissan-Gebirge gelegene Land eine so wenig beträchtliche Breite besitzt. Da das Gebirge, wenn man längs der Westküste hinfährt, stets im Gesichte bleibt und stellenweise sogar unmittelbar an das Meer zu treten scheint, so bietet dieselbe mannigfaltige, wechselnde Bilder von malerischer und selbst romantischer Schönheit. Sie besitzt zugleich eine Reihe mehr oder weniger geschützter Häfen und Ankerplätze, von denen die unter 1^0 30′ gelegene Bai von Tappanoli geräumig, tief und geschützt genug ist, um einer Kriegsflotte, gleich der englischen, einen sicheren Aufenthalt zu gewähren.

Die Residentschaft Palembang umfaßt das ganze Stromgebiet des Mousi der auf dem Gunong Oulou Mousi, einem Berge des Boukit-Barissan von mittlerer Höhe, entspringt. Die hauptsächlichsten Nebflüsse desselben sind an seiner rechten Seite der Kikim; der Lamatan

den sich der Jnim ergießt; der Ogan; der Babatan; der Komering; der Padang u. s. w. Links aber nimmt der Mousi den durch die Vereinigung dreier kleinerer Flüsse, des Klingi, Kati und Bliti, gebildeten Klingi; den Lakitan und den Rawas in sich auf, nachdem sich in den letzteren der Roupit ergossen. Alle genannten Nebenflüsse des Mousi haben noch zahlreiche kleinere Verzweigungen von denen viele durch Verbindungsarme oder natürliche, hier und dort künstlich erweiterte Kanäle, sogenannte Trousson's, zusammen hängen. Die überwiegende Mehrzahl der Ortschaften ist an den Ufern, sowohl des Mousi als seiner Nebenflüsse gelegen. Die Hauptörter sind meistens alle an denjenigen Stellen erbaut, wo kleinere Flüsse zusammentreten oder in den Mousi einmünden. Der malaiische Name einer Flußmündung ist Muara. Dieses Wort mit dem Namen des kleineren, in einen größeren sich ergießenden Flusses verbunden, giebt dem betreffenden Orte den Namen wie z. B. die Wörter Muara Klingi; Muara Rupit; Muara Rawas; Muara Bliti nicht nur die Einmündungsstelle des Klingi und des Rawas in den Mousi und die des Bliti in den Klingi sondern auch die daselbst gelegenen Ortschaften bezeichnen. Die Gemeinschaft zwischen den letzteren findet hauptsächlich längs dieser zahlreichen Wasserwege statt. Landwege bestehen kaum irgend wo anders als in den höher gelegenen Gegenden, mehr in der Nähe des Barissan-Gebirges, wo die Flüsse zu untief, zu reißend oder zu sehr mit Klippen erfüllt sind um den Gebrauch selbst von kleineren Fahrzeugen zu verstatten.

Aehnlich aber, wie die Residentschaft Palembang das ganze Stromgebiet des Mousi umfaßt, werden die Reiche Jambi, Jndragiri und Siak von den Gebieten der gleichnamigen Flüsse gebildet. Jhre Bodenverhältnisse stimmen deßhalb mit denen in Palembang durchaus überein. Auch mit den kleineren, nördlich von Siak gelegenen Staaten Assahan, Deli und anderen ist solches der Fall, bis die gegen Norden stets zunehmende Verschmälerung der Jnsel die Flüsse unbedeutender werden und das Gebirge näher an die Küste treten läßt, wodurch dieser Theil der östlichen Hälfte von Sumatra seiner westlichen ähnlicher wird.

Die Erhebung des Bodens von dem östlichen Meeresufer nach dem Barissan-Gebirge ist nur eine sehr langsame und kann als eine wellenförmige bezeichnet werden. Bei meiner Reise von Palembang nach Benkoulen wurde mir die Zunahme der Höhe meines Standpunktes über dem Meeresspiegel am meisten durch das Verhältniß deutlich, in welchem die Ufer der vielen Flüsse sich, bei mittlerem Wasserstande in ihnen, über dieselben erhoben. Die Gleichförmigkeit dieses allmählich höher werdenden Flachlandes wird nur am oberen Theile des schon erwähnten Rawas, eines Nebenflusses des Mousi, durch eine ungefähr zehn geographische Meilen lange, von N. nach S.-O. streichende, Boukit Amba-

lou genannte Hügelkette unterbrochen. Aehnliche, aber niedrigere und kürzere Bodenerhebungen finden sich auch an beiden Ufern des Babatan, welcher sich mit dem Ogan verbindet und durch diesen in den Mousi, an der rechten Seite desselben ergießt.

Im Ganzen und Großen besteht der Boden aus einem röthlichen, mit einer sehr mächtigen Humusdecke überzogenen Thone. Felsenmassen sieht man nur hin und wieder, hauptsächlich an dem oberen Theile der Flüsse und im Allgemeinen nicht eher zu Tage treten, als bis man sich am Fuße des Barissan-Gebirges befindet.

Ich erwähnte so eben, daß die Ufer der Flüsse an Höhe zunähmen je weiter man sich landeinwärts von dem östlichen Meeresstrande entferne. Aber auch die Breite ihrer Betten vergrößert sich meistens in demselben Maße. Gewöhnlich, namentlich aber während der trocknen Jahreszeit, erscheinen diese Flußbetten viel zu geräumig für die in ihnen sich nach unten fortbewegende Wassermenge. Ganz anders aber stellt sich dieses Verhältniß während des Herrschens der westlichen Winde, der nassen Jahreszeit, dar, besonders wenn im benachbarten Gebirge sich heftige, nicht selten ein Paar Tage ohne Unterbrechung anhaltende Sturzregen ergießen. Es füllen sich nämlich diese Flußbetten alsdann sehr plötzlich mit einer gewaltigen, pfeilschnell und unter donnerndem Geräusche abwärts rollenden, Alles mit sich fortreißenden, nicht selten die Ufer weithin überschreitenden Wassermasse. Diese, im Malaiischen Banjer genannte, Erscheinung zeigt sich in ihrer ganzen Größe und Gewaltsamsamkeit nur in dem oberen Verlaufe eines Flusses, während sie an seinem unteren Theile als einfache, geräuschlose Ueberschwemmung auftritt. Ich selbst habe im Jahre 1862, auf meiner Reise von Palembang nach Benkoulen einen besonders merkwürdigen Fall eines solchen Banjer erlebt.

Ich hatte die Nacht von dem 10. auf den 11. Februar des genannten Jahres in einem, ein Paar Tausend Schritte von dem Lamatan, einem der schon erwähnten Nebenflüsse des Mousi, entfernten, auf einer kleinen Anhöhe stehenden, sogenannten Gardou zugebracht. Gardou's aber sind eigenthümliche, einigermaßen den javanischen Passangrahan's entsprechende, für die nächtliche Beherbergung von europäischen Reisenden, namentlich Militairpersonen, bestimmte Einrichtungen. Die niederländische Regierung hatte nämlich kurz vorher eine militairische Etappenstraße von Palembang über Lahat und Tebing Tinggi nach Benkoulen anlegen lassen. Diese Straße nimmt aber erst bei dem Orte Lorok, wo der Boden fester zu werden beginnt, ihren Anfang. Lorok liegt an dem Mousi eine Tagereise oberhalb der Hauptstadt und man muß diesen ersten Abschnitt der Reise auch jetzt noch auf dem Flusse zurücklegen.

Als ich, noch vor Sonnenaufgang, erwachte und mich von meinem

Lager erheben wollte, vernahm ich ein eigenthümliches, dumpfes aber sehr starkes, aus der Ferne ertönendes Brausen, wovon ich mir die Ursache augenblicklich nicht erklären konnte. Ich rief meine javanischen Bedienten und erfuhr von ihnen, daß ein Banjer in dem nicht sehr entfernten Lamatan eingetreten sei und diesen Fluß über seine Ufer habe austreten lassen. Hieran hatte ich, bei meinem Erwachen, nicht gedacht, obgleich diese Erscheinung und das damit verbundene Geräusch keineswegs neu für mich waren, da ich, während meines Aufenthaltes zu Kedongkebo im südlichen Java, in dem Flusse Bogowonto, an welchem letztgenannter Ort gelegen ist, häufig genug Banjer's beobachtet hatte.

In allen diesen Gardou's befindet sich, unter einem Häuptlinge, stets eine Anzahl malaiischer Wachtleute, welche von den nächstgelegenen Kampong's, in einer von der Regierung festgesetzten Anzahl und Reihenfolge, gestellt werden müssen. Sie sind für die persönliche Sicherheit der daselbst übernachtenden Reisenden verantwortlich und zugleich verpflichtet dieselben, für bestimmte Preise, mit den ersten und nothwendigsten Nahrungsmitteln zu versehen. Auch muß der Häuptling ihnen die, für die Fortsetzung ihrer Reise erforderlichen Träger besorgen. Ich bemerke hierbei noch, daß diese Gardou's fast immer in einer beträchtlichen Entfernung von den Kampong's errichtet sind um hierdurch alle Reibungen und Conflikte zwischen den, hauptsächlich aus Militairpersonen bestehenden Reisenden und der so sehr reizbaren und leicht zu erzürnenden eingeborenen Bevölkerung so viel wie möglich zu verhüten.

Der in dem Gardou anwesende Häuptling versicherte mich, als ich bald nach sechs Uhr meine Reise fortsetzen wollte, daß solches unmöglich sei. Der Lamatan habe das Land zu beiden Seiten, auf ganz ungewöhnliche Weise, meilenweit überschwemmt. Die Höhe des Flusses wachse noch immer und das ausgetretene Gewässer nähere sich dem Gardou mehr und mehr. Unter diesen Umständen könne ich, nach Muara Jnim, dem Hauptorte der Unterabtheilung Lamatan Jlir, wo ich die nächstkommende Nacht zubringen wollte, nur mit einer Bidar gelangen. Er habe schon Leute ausgesandt um mir ein solches Fahrzeug zu besorgen; aber es möchten vielleicht noch ein Paar Stunden darüber hingehen bis dasselbe ankommen werde und ich meine Reise fortsetzen könne. In den am Flusse gelegenen Kampong's stehe das Wasser schon seit einigen Stunden mehrere Fuß hoch und steige noch fortwährend.

Der Westmonsun, die periodische Regenzeit, war damals noch nicht vorüber und es hatte auch an den letztvergangenen Tagen, allenthalben, wo ich mich befand, geregnet, obschon keineswegs heftig und anhaltend. Weiter oben aber, mehr in der Nähe des Barissan-Gebirges, hatte, wie ich später erfuhr, am vorigen Tage und während der letzten Nacht, ein

ohne Unterbrechung beinahe zwanzig Stunden anhaltender, sehr heftiger Sturzregen stattgefunden.

Als ich aus dem Gardou in das Freie trat, konnte ich mich davon überzeugen, daß der malaiische Häuptling die Wahrheit gesprochen hatte, als er mir berichtete, wie die Ueberschwemmung sich mehr und mehr ausbreite und dem Gardou nähere. Ich habe schon bemerkt, daß der letztere sich auf einer hügelartigen Bodenerhebung befand. Da die Umgebung dieses Hügels, in einem nicht unbeträchtlichen Umkreise, von Waldwuchs entblößt war, so stellte derselbe sich wie eine, aus einem Landsee emporragende Insel dar, deren Umfang sich aber zusehends verkleinerte. Gegen neun Uhr, wo ich mit der inzwischen angekommenen Bidar den Gardou verließ, stand von dieser Bodenerhebung nur ihr am höchsten gelegener Theil, auf welchem die Gebäude errichtet waren, nicht unter Wasser.

Die Fahrt in einem Nachen auf dem überflutheten Lande, über Felder, Gärten, Hecken und Zäune, in gerader Linie zwischen Häusern und Bäumen hindurch, von einem Kampong zum andern, hatte für mich den Reiz der Neuheit und Eigenthümlichkeit. Meilenweit nach allen Seiten hin stand das Land unter Wasser, dessen Tiefe an verschiedenen, niedriger gelegenen Stellen gewiß zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß betrug. Die auf Pfählen ruhenden malaiischen Häuser ragten nur mit ihrer oberen Hälfte, alle nicht sehr hohen Bäume kaum noch mit einem Theile ihrer Stämme, alle Sträucher und niedrigeren Gebüsche nur mit ihren höchsten Spitzen aus der Fluth hervor. Sehr häufig aber trieben der, von acht geübten Ruderern mit großer Schnelligkeit fortbewegten, Bidar entwurzelte Baumstämme, ganze Pisangpflanzen u. s. w., sowie eine Menge der verschiedenartigsten Erdthiere aus den niedrigeren Klassen, wie Käfer, Arachniden und unter diesen namentlich die große, auf Java und Sumatra nicht seltene Mygale-Art, Scorpione, Arten von Scolopendra, Glomeris, Julus u. a. m. entgegen. Nicht selten sah ich auch in der Nähe der Bidar kleinere Landeidechsen mit dem ihnen ungewohnten feindlichen Elemente kämpfen, während ein großer, dem Anscheine nach gegen zwölf Fuß langer Python mit Leichtigkeit an uns vorbei schwamm. Von Säugethieren sah ich nur eine ertrunkene Hauskatze auf dem Wasser treiben.

Zu den, mir für jene Reise durch die Residentschaften Palembang und Benkoulen gestellten Aufgaben, gehörte auch, mich durch eigene Anschauung von dem Zustande der Kuhpockeneinimpfung daselbst zu überzeugen. Zu diesem Zwecke wurde ich, in einem jeden Distrikte, von dem für denselben angestellten inländischen Vaccinateur begleitet und lag mir, zur Erlangung der Gewißheit, daß dieser Letztere sein Amt mit der geforderten Sorgfalt und dem nöthigen Pflichteifer erfüllte, in den ver-

schiedenen Kampong's, durch welche mich mein Weg führte, die Inspektion aller Kinder und jüngeren Personen bis zu einem gewissen Lebensalter ob.

Auch in den zwischen dem erwähnten Gardou und Muara Jnim gelegenen Kampong's mußte ich diese Inspektion halten. Die Zeit meines Eintreffens daselbst war den betreffenden Ortsvorstehern so genau wie möglich mitgetheilt und ihnen zugleich der Befehl geworden die ganze Jugend schon vorher zu versammeln.

Die Inspektion fand stets in dem, in einem jeden Kampong anwesenden, „Rouma bitjara" genannten Gebäude statt, worin die Dorfbewohner, zum Zwecke allgemeiner Besprechungen und Verhandlungen, zusammen zu kommen pflegen. Auch diese Gebäude ruhen auf zwölf bis sechszehn Fuß hohen Pfählen. An jenem Vormittage fuhr ich mit meiner Bidar bis vor die Thüren dieser Versammlungshäuser und trat aus dem Fahrzeuge in ihr Jnneres, ohne daß ich nöthig gehabt hätte mich hierzu der Treppe zu bedienen. Jn den meisten von ihnen stand das Wasser zwei bis drei Fuß hoch und selbst noch höher. Jn letzterem schwamm, plätscherte und watete eine Menge von Kindern, jeden Alters, nackt wie Gott sie erschaffen hatte, lustig umher. Mehrere Frauen aber, mit kleineren Kindern und Säuglingen auf den Armen, standen bis über die Mitte ihres Leibes in dem Wasser. Viele andere Kinder kamen erst, als sie meine Bidar vor der Rouma bitjara halten sahen, von allen Seiten herbei geschwommen. Auch ich und meine malaiischen Begleiter standen bei diesen Jnspektionen, welche übrigens von mir mit aller Sorgfalt und durchaus in der vorgeschriebenen Weise gehalten wurden, gleich allen Uebrigen bis zur Hälfte des Leibes im Wasser.

Von Gefahr war bei dieser Wasserfahrt, so lange wir uns auf dem überflutheten Lande befanden, nicht die Rede. Sie trat erst ein, als wir, gegen vier Uhr Nachmittags, in der Nähe von Muara Jnim, um zu diesem Orte hin zu gelangen, uns auf das rechte Ufer des genannten Flusses begeben mußten. Wir waren bis dahin auf seinem linken gefahren. Der Lamatan hatte, in dem Zustande höchster Anschwellung, worin er damals sich befand, eine Breite von 12—1500 Fuß und theilte, mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles, brausend und rauschend die durch sein Uebertreten entstandene, unabsehbare aber ruhige Wasserfläche. Als der Augenblick gekommen war, wo die Bidar, welche nur von mäßiger Größe und ungewöhnlich schmal war, zugleich aber eine für sie fast zu beträchtliche Anzahl von Personen zu tragen hatte, in Folge dessen ihre Wände kaum noch anderthalb Zoll aus dem Wasser hervorragten, uns nach dem entgegengesetzten Ufer hinüberbringen sollte, ersuchte der malaiische Bootsführer mich und meine javanischen Bedienten uns so ruhig wie möglich zu verhalten und jede Bewegung zu ver-

meiden, wodurch ein Schwanken des Fahrzeuges nach der einen oder andern Seite, wie gering auch, verursacht werden könnte. Hiernach schlugen die acht Ruderer ihre kurzen und breiten, schaufelförmigen Ruder in das Wasser und bedienten sich ihrer mit so vieler Kraft und Geschicklichkeit, daß die Bidar sich mit einer Schnelligkeit fortbewegte, welche ich fast für unmöglich gehalten hätte. Durch diese Schnelligkeit gerade wurde die Gewalt des Stromes, wie furchtbar sie auch war, überwunden und zwar in dem Maße, daß wir so gut wie gar nicht abgetrieben wurden, und auf das rechte Ufer an einer Stelle gelangten, die derjenigen, wo wir das linke verlassen hatten, fast gerade gegenüber lag.

Auch die Amtswohnung des Controleurs zu Muara Jnim, eines Herrn van der Moor, der die Freundlichkeit gehabt hatte mich für die Zeit meines Aufenthaltes daselbst zu sich einzuladen, war auf Pfählen errichtet. Vor derselben lag ein geräumiger, mit einem hohen Geländer umgebener Garten. Als wir über ihn hinfuhren sah ich von allen Sträuchern und Blumen nur eine einzige, an der Spitze eines ungewöhnlich hohen Stockes sich befindende Rose aus dem Wasser hervorragen. Die Bidar wurde an der Balustrade der vorderen Veranda der Controleurswohnung befestigt. Auch in ihr stand in allen Zimmern das Wasser ein Paar Fuß hoch.

Aber schon ein Paar Stunden später fing der Lamatan an zu sinken und die aus ihm übergetretenen Gewässer flossen mit zunehmender Geschwindigkeit wieder ab. Am nächsten Morgen waren von der Ueberschwemmung des vorigen Tages kaum noch andere Spuren als eine große Menge von Schlamm allenthalben sowie hier und da, an niedrigeren Stellen, einzelne Pfützen zu erblicken. Der Lamatan war wieder zu seinem gewöhnlichen Wasserstande zurückgekehrt. Die Höhe seines Ufers betrug unweit der Wohnung des Controleurs, wo eine Treppe zu dem Flusse hinunter führte, 45 Fuß. An den Häusern und Bäumen aber konnte man, in dem an ihnen abgesetzten Schlamme, deutlich erkennen, bis zu welcher Höhe das aus dem Lamatan getretene Gewässer gereicht hatte. Eine Reihe von Herrn van der Moor und mir, bis zu einer Entfernung von 2000 Schritten von dem Flußufer, an höheren wie an niedrigeren Stellen gemachter Messungen, ergab $14^1/_2$ rheinländische Fuß als mittlere Zahl für die Mächtigkeit der Wassermenge, von welcher das betreffende Land weithin überschwemmt gewesen war.

Um nur einige wenige und so kurz wie möglich gefaßte Mittheilungen über die Erzeugnisse der Residentschaft Palembang aus den drei Reichen der Natur zu machen, bemerke ich zuerst, daß die Mannigfaltigkeit und Fülle derselben auf Sumatra, im Ganzen und Großen, beträchtlicher ist als auf irgend einer andern Insel des indischen Archipels,

das in dieser Beziehung so reich ausgestattete Java nicht einmal ausgenommen. Palembang aber dürfte gerade der Theil dieser Insel sein, wo, im Allgemeinen, ihre wunderbar üppige und mächtige Produktionskraft den Gipfelpunkt erreicht. Was Pflanzen und Thiere betrifft, so ist solches unwidersprechlich der Fall. Nur an werthvollen und nützlichen Mineralien sind andere Distrikte, wie z. B. die westlichen Abhänge des Barissan-Gebirges und der mittlere, aus mehreren parallelen Ketten bestehende Theil desselben reicher. Von Metallen kommen in der Residentschaft Palembang, wie schon oben bemerkt wurde, an einigen Stellen unweit der Ostküste, Ablagerungen von Zinnerz, ähnlich wie auf Banka, vor; außerdem hin und wieder, an dem östlichen Abhange des Barissan-Gebirges, Lager von Magneteisen. Das Gold dagegen, welches alljährlich, theils als Goldstaub, theils in größeren oder kleineren Stücken, nach der Hauptstadt Palembang zum Verkaufe gelangt, wird nicht sowohl innerhalb dieser Residentschaft als in den außerhalb ihrer Grenzen gelegenen Landschaften Limon, Korintje und Batou Assé gewonnen. Von nicht metallischen Mineralien sind besonders die an vielen Stellen abgelagerten jüngeren Braunkohlen sowie der in den Kratern der beiden schon genannten Vulkane, Dempo und Kaba, massenhaft vorkommende Schwefel erwähnenswerth.

Von der Schönheit und Fülle der Pflanzenwelt daselbst, kann man sich, ohne sie mit eigenen Augen gesehen zu haben, kaum eine richtige Vorstellung machen. Als ich mich zum zweiten Male zu Palembang und in der Gelegenheit befand, diese Residentschaft nach allen Richtungen zu durchwandern, war ich schon längst, durch viele Reisen und einen jahrelangen Aufenthalt auf Java, Borneo, Celebes und in den Molukken, mit den Vegetationsverhältnissen der indischen Inseln ganz vertraut und an sie gewöhnt geworden. Dessenungeachtet aber versetzte auch jetzt noch die Großartigkeit des Pflanzenlebens, namentlich des Waldwuchses, in diesem Theile von Sumatra, mich in Erstaunen.

Die Anzahl der Gewächse aus den verschiedensten Familien und Ordnungen, welche daselbst als Nahrungsmittel oder Gewürze dienen und in öconomischer oder technischer Beziehung irgend eine Anwendung finden, ist so überschwenglich groß, daß ich mich auf einzelne Bemerkungen hierüber beschränken muß. Die Aufzählung, bloß ihrer Namen, würde für den Rahmen dieser Mittheilungen schon zu umfangreich sein.

Hauptnahrungsmittel der eingeborenen Bevölkerung daselbst ist, wie überall auf Sumatra, der Reis. Derselbe wird theils auf Feldern angebaut, welche, gleich den Sawah's auf Java kunstreich angelegt und bewässert sind; theils aber und hauptsächlich auf solchen, die höher und trockner gelegen sind, bei denen keine künstliche Ueberrieselung stattfindet und die durch Abbrennen und Ausroden von Waldstrecken gewonnen wer-

den, den sogenannten Ladang's. Den auf letztere Weise angebauten Reis hält man für den besseren. Im Ganzen und Großen steht der Reisbau auf Sumatra aber lange nicht auf gleicher Höhe mit dem auf Java. Auch die Ketang genannte Art von Reis, Oryza glutinosa, wird häufig angebaut. Andere nennenswerthe Nahrungsmittel liefern die Bohnen, mal. Katjang, einer Menge von Phaseolus- und Dolichos-Arten sowie Arachis hypogaea, mal. Katjang Tanah; der Mais, mal. Djagong; die Sago-Palme und zahlreiche Arten von Dioscorea, Batatas, Ipomea, Arum und Ocymum, deren Erdfrüchte unter dem malaiischen Collectivnamen Obi Obi begriffen werden.

Es ist bekannt, daß die Malaienlande eine größere Anzahl der herrlichsten Fruchtbäume hervorbringen als irgend eine andere, zwischen den Wendekreisen gelegene Gegend der alten wie der neuen Welt. Diejenigen von ihnen, welche die merkwürdigsten und wohlschmeckendsten Früchte erzeugen, wie der Manguſtan, Garcinia mangustana; der Durian, Durio zibethinus; der Rambuten, Nephelium lappaceum; der Langse, Lansium domesticum; der Rambei, Lansium Rambe u. a. m. kommen nur dort vor und sind nach keinem andern Lande verpflanzbar. Nirgends aber habe ich die Früchte der genannten und vieler anderer Bäume größer, saftreicher und wohlschmeckender gefunden als gerade in der Residentschaft Palembang. Von der Nangka, Artocarpus integrifolia, habe ich dort einzelne 50 bis 60 Pfund schwere Früchte gesehen. Auch die kleinere, dieser letzteren nahe stehende, Tjampedakh genannte Frucht von Artocarpus Polyphema ist nirgend so süß und saftig wie dort. Der in mehreren Abarten vorkommenden Frucht des Brotbaumes, Artocarpus incisa, mal. Souko, möge ebenfalls gedacht werden. Außerdem bieten ihre Früchte daselbst, Musa paradisiaca, mal. Pisang; Mangifera indica, mal. Manga; Eugenia Malaccensis und E. aquea, mal. Djambou; Psidium pyriferum, mal. Djambou Bitjie; Anona reticulata, mal. Srikaija; A. squamosa, mal. Boua nona; Carica papaja, mal. Papaija; Bromelia ananas, mal. Nanas; Punica granatum, mal. Delima; Tamarindus indica, mal. Assem, sowie viele Arten von Citrus, mal. Liman, und viele andere. Einige von ihnen, wie namentlich der Pisang, die Manga und der Jambou, kommen in zahlreichen Unterarten und Varietäten vor. Alle genannten Fruchtbäume, mit Ausnahme allein von der Ananas und den beiden Anona-Arten, welche schon vor drei Jahrhunderten aus dem tropischen Amerika nach dem indischen Archipel verpflanzt wurden, sind auf Sumatra einheimische Gewächse.

Die Menge der Holzarten, welche die Wälder von Palembang erzeugen, ist zahllos. Es finden sich unter ihnen alle nur denkbare Abstufungen und Uebergänge von den leichtesten und losesten bis zu den aller-

härtesten, festesten und schwersten. Während das Holz der Aeschynome-Arten, mal. Kajou Gabous, kaum ein Gewicht besitzt und sich wie Hollundermark zwischen den Fingern zusammendrücken läßt, ist das Holz der meisten Sideroxylon-Arten so hart, fest und schwer, daß das schärfste Beil sich sehr bald an ihm abstumpft. Alle vernichtenden Einflüsse des Klima aber zeigen sich, wie ich schon oben bemerkt habe, als ich über die Gräber der früheren Sultane von Palembang sprach, so machtlos gegen dieses Holz, daß dasselbe fast unzerstörbar erscheint und seinen Namen Kajou Bessi, d. h. Eisenholz, mit vollem Rechte trägt. Die ganze östliche Hälfte von Sumatra und mit ihr Palembang bringt das vortrefflichste Material für den Schiffs- und Häuserbau, sowie für alle anderen, nur denkbaren öconomischen und technischen Zwecke in einem solchen Ueberflusse hervor, daß das Nichtvorkommen daselbst von Tectona grandis, jenem so vorzüglichen und überaus nützlichen, die europäische Eiche an Werth noch übertreffenden indischen Baume, dem Teak der Engländer, dem Djatti der Javaner, von welchem auf Java wie auf Ceylon und in Hinterindien ganze Wälder gebildet werden, sich nicht im mindesten fühlbar macht.

Von in Palembang wachsenden, für den Handel und die Ausfuhr wichtigen Pflanzen, nenne ich noch die Baumwolle erzeugenden, wie Eryodendron anfractuosum, mal. Kapok, und Gossypium herbaceum, mal. Kapas; Nanelea Gambir, die Mutterpflanze des Katechu, mal. Gambir; Piper nigrum, mal. Lada; Uncaria elastica und Isonandra Gutta, von denen der eingedickte Milchsaft, der ersteren Kaoutschouk, der anderen aber das in Europa, anstatt Getah Pertjah wie im Malaiischen, irriger Weise Gutta Perka genannte Harz liefert. Andere, kostbare und nützliche Harze gebende Pflanzen sind Styrax Benzoïn, mal. Kaminijan oder Minijan; Calamus draco, Mutterpflanze des Drachenblutes, mal. Djeranang, und mehrere Retinodendrum-Arten, mal. Medang, von denen die im malaiischen Damar Batou und Damar Mata Koutjing genannten Harze gewonnen werden. Farbestoffe liefern Caesalpinia Sappan, mal. Sapan; Bixa orellana, mal. Galaga oder Kasumba Kling; Carthamus tinctorius, mal. Kasumba; Indigofera tinctoria, mal. Tarum und Marsdenia tinctoria, mal. Tarum Akar, beide Indigo haltend. Von Gewürzpflanzen kommen in der Residentschaft Palembang hauptsächlich Curcuma, mal. Kunijet; Ingwer, mal. Djai; Zerumbet, mal. Lampujang; Coriander, mal. Katumbar und Cardamom, mal. Puah laka, die Zimmtcassie, mal. Kajou manis und vor allen der schon erwähnte schwarze Pfeffer vor. Seltener und fast nur in den nordwestlichsten Distrikten dieses Theiles von Sumatra, findet sich Dryobalanops Camphora, Mutterpflanze des bei

den Chineſen und allen übrigen Völkern des ſüdöſtlichen Aſiens von jeher in ſo großem Werthe ſtehenden Sumatra- oder Baros-Kampfers.

Der Sumatra-Kampfer hat nicht nur in älteſter Zeit einen ſehr werthvollen Ausfuhrartikel nach den gedachten Ländern gebildet, ſondern iſt auch dadurch von beſonderer Wichtigkeit, daß ſeine Erwähnung bei Maſoûdi im Jahre 944 n. Chr.; bei Edriſi i. J. 1150 und bei Marco Polo i. J. 1298, den Beweis liefert, daß dieſe drei Reiſenden, der erſte unter dem arabiſchen Namen „Fantſoûr", der andere unter der gleichfalls arabiſchen Benennung „Kela" und der letzte unter „la meneur isle de Java" dem „Giava minore" der älteſten italieniſchen Texte ſeines Reiſeberichtes, wirklich die Inſel Sumatra gemeint haben. Ihr gegenwärtiger Name, deſſen Urſprung noch immer im Dunkeln liegt, kommt nämlich zuerſt in dem Reiſeberichte des Franciscanermönches Oderich von Portenau von dem Jahre 1330 als „Sumoltra" und zehn Jahre ſpäter als „Sumathra" und „Samathra" in dem Werke des arabiſchen Scheikh Ibn Batutah vor.

Dieſe Mittheilungen über die Vegetationsverhältniſſe in der Reſidentſchaft Palembang ſind, wie ſchon oben bemerkt wurde, keineswegs vollſtändig und erſchöpfend. Einer Menge der nützlichſten, dabei am häufigſten vorkommenden Gewächſe wie z. B. der Palmen-Arten aus den Gattungen Cocos [1]); Areca [2]); Borassus [3]); Sagus [4]); Caryota [5]); Nipa [6]); der Cycas circinalis [7]); der Bambus- [8]) und Rotang- [9]) Arten; des Zuckerrohres [10]) und unzähliger anderer iſt nicht einmal gedacht worden. Als Maßſtab für die Beurtheilung des unermeßlichen, kaum glaublichen Reichthumes dieſes Theiles von Sumatra an nutzbaren Pflanzen, kann die Bemerkung dienen, daß mir ein Verzeichniß vorliegt, welches in alphabetiſcher Reihenfolge die malaiiſchen Namen von nicht weniger als 850 in der Reſidentſchaft Palembang vorkommenden Bäumen und ſtrauchartigen Gewächſen enthält, die alle in öconomiſcher, techniſcher oder mediciniſcher Hinſicht die eine oder andere Anwendung finden.

Nicht weniger reich, mannigfaltig und ſchön als die Entfaltung des pflanzlichen, zeigt ſich auch die des thieriſchen Lebens in der Reſidentſchaft Palembang, wie überhaupt auf der öſtlichen Hälfte von Sumatra. Die Fauna daſelbſt beſitzt im Allgemeinen einen continentalen und zwar ſpecifiſch indiſchen Charakter, ſtimmt aber, was bemerkenswerth erſcheint, im Ganzen mehr mit der von Borneo als mit der von Java überein.

---

[1]) Cocos nucifera, mal. Kalapa und Nior. — [2]) Areca catechu, mal. Pinang. — [3]) Borassus gomutus, mal. Gomuto und Anau. — [4]) Sagus Rumphii, mal. Sagu. — [5]) Caryota urens, mal. Niboung. — [6]) Nipa fruticans, mal. Nipa. — [7]) Mal. Paku Bindu. — [8]) Bambusa arundinacea. — [9]) Calamus Rotang. — [10]) Sacharum officinarum.

Sie weicht auch von jener der so nahe an Sumatra gelegenen malaiischen Halbinsel in nicht unwesentlicher Weise ab. Man kann sich von ihrem Reichthume einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß daselbst über achtzig Arten von Landsäugethieren vorkommen; mehr als in irgend einem andern Lande beider Erdhälften, mit Ausnahme allein des südlicheren, von den so sehr zahlreichen Antilopen-Arten bewohnten Afrika, angetroffen werden.

Die bemerkenswerthesten von ihnen sind der Elephant, eine dem indischen sehr nahestehende aber doch etwas von ihm abweichende Art, mal. Gadjah; ein zweihörniges Rhinoceros, mal. Badak; der indische Tapir, mal. Maiba; der malaiische Bär, mal. Bruang; der Königstiger, mal. Rimauw; der Panther, mal. Toutol [1]); eine zweite Panther-Art [2]); ein Paar andere, kleinere Katzen und verschiedene kleinere Raubthiere aus den Gattungen Midaus; Canis; Herpestes, Lutra; Linsang; Mustela; Viverra; Paradoxurus; Arctitis u. a. m. Von im Naturstande lebenden Wiederkäuern finden sich daselbst der Pferdehirsch, mal. Russa [3]); das Reh, mal. Muntjak [4]) und in dem zu Palembang gehörenden Theile des Barissan-Gebirges hin und wieder, wiewohl nur sehr selten, auch die eine der beiden auf den indischen Inseln lebenden Antilopen-Arten, mal. Kambing Outan. [5]) Im gezähmten Zustande findet sich daselbst das Rind und der Büffel, welcher letzterer auch verwildert vorkommt. Pferde sind in der Residentschaft Palembang, wie auf der ganzen östlichen Hälfte von Sumatra, nicht einheimisch, und die sehr wenigen, welche einzelne niederländische Beamten und Offiziere sich halten, werden von Java oder der malaiischen Halbinsel, seltener aus dem nördlicheren Theile der Insel, den Ländern der Batta's und dem Reiche Atschin, wo es einen Schlag kleiner aber wohlgebauter und, besonders zum Reiten in Gebirgsgegenden sehr brauchbarer Pferde giebt, nach Palembang eingeführt.

Die Wälder in dieser Residentschaft sind auch von einer beträchtlichen Anzahl von Affen bevölkert. Unter ihnen kommen zwei Anthropoiden, nämlich Siamanga syndactyla und Hylobates variegatus; fünf Arten von Semnopithecus [6]) und Cercopithecus cynomolgus nicht selten vor. Inuus nemestrinus findet sich fast nur im südlicheren Theile der Residentschaft, wo dieselbe an die Lampong'schen Distrikte stößt. Daß der Orang Outan, welcher auf Sumatra überhaupt nur selten, und nicht anders als im nördlichen und nordwestlichen Theile dieser Insel angetroffen wird, auch in den Wäldern von Palembang lebe, wie Ei-

[1]) Felis pardus. — [2]) Felis macrocelis. — [3]) Cervus equinus. — [4]) Cervus Muntjac. — [5]) Antilope Sumatrana. — [6]) Semnopithecus nasicus; S. flavimanus; S. melalophus und S. Sumatranus.

nige meinen, muß ich nach meinen eigenen Erfahrungen und demjenigen, was mir von Eingeborenen hierüber mitgetheilt wurde, gänzlich bezweifeln. Von Lemuriden oder Halbaffen kommen daselbst Stenops tardigradus und Tarsius spectrum vor. Auch die Anzahl der Eich- und Flughörnchen ist daselbst nicht unbedeutend, noch viel beträchtlicher aber die der Handflügler, unter denen Galeopithecus variegatus und einige riesige Pteropus-Arten vor andern bemerkenswerth erscheinen.

Die andern Thierklassen sind, wie überall auf Sumatra, auch in der Residentschaft Palembang allzu reich an Arten, als daß sie hier auch nur oberflächlich und im Allgemeinen besprochen werden könnten. Auch sind die daselbst vorkommenden Vögel, Amphibien, Fische, Insekten und anderen niederen Thiere noch lange nicht in dem Grade wie die Säugethiere bekannt. In allen Klassen, Ordnungen, Familien und Geschlechtern giebt es sehr viele durch Größe, Schönheit und Farbenpracht ausgezeichnete Arten.

Ueber einige der in Palembang zum Nachtheile der Bevölkerung nur allzuhäufig vorkommenden Thiere, nämlich den Elephanten, den Tiger und das Crocodil, sowie über ein viertes viel selteneres und unschädlicheres, den Tapir, mögen noch einige Mittheilungen folgen.

Elephanten leben auf Sumatra in einer beträchtlichen Anzahl und durchziehen die ganze Insel fortwährend in größeren und kleineren Truppen und nicht selten selbst heerdenweise. Weder das Barissan-Gebirge noch die zahlreichen Flüsse, von denen die östliche Hälfte Sumatra's durchschnitten wird, sind ihnen Hindernisse bei diesen weiten Wanderungen. Schon die ältesten Reisenden, wie der arabische Kaufmann Soleyman; der im neunten Jahrhunderte n. Chr. Sumatra besuchte, und nach ihm Marco Polo und Ibn Batutah erwähnen dieser Thiere. Polo bemerkt, als er von Basmans, einem der zu seiner Zeit auf Sumatra bestehenden acht Königreiche spricht, daß daselbst Elephanten und Rhinocerosse, Unicornes, häufig vorkämen. Ibn Batutah erzählt auch, „daß zu Kakoula, einem Hauptplatze auf Sumatra, viele Elephanten gewesen wären. Man hätte sich ihrer bedient um sowohl Menschen als Kaufmannsgüter zu tragen. Alle bänden ihre Elephanten an ihren Hausthüren fest. Jeder Besitzer eines Kaufladens hielte in seiner Nähe seinen Elephanten, den er bestiege, wenn er sich nach seiner Wohnung begeben wollte; alle aber trügen Lasten." Auch im Kriege gebrauchte man auf Sumatra in älterer Zeit Elephanten. Dieses geht aus dem Umstande hervor, daß Sultan Ibrahim, Beherrscher der während des sechszehnten und der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts so mächtigen Reiches Atschin, als er im Jahre 1523 seine Todfeinde, die Portugiesen aus Paseh, ihrer letzten, befestigten Niederlassung an der Nordküste von Sumatra vertrieb, bei einer nächtlichen Bestür-

mung des portugiesischen Fortes, die Palliſadirungen desſelben durch ſieben jener Thiere umreißen und niederdrücken ließ. Man darf aber kaum bezweifeln, daß die Elephanten, welche auf Sumatra früher ſowohl zu friedlicher als zu kriegeriſcher Dienſtleiſtung gebraucht wurden, auf dieſer Inſel erzeugte geweſen ſeien. Daß man damals dieſes mächtige Thier einzufangen, zu zähmen und zu gebrauchen verſtand, welche Kunſt längſt wieder verloren gegangen iſt, beweiſt zugleich wie viel kräftiger, unternehmender, intelligenter und reicher als ihre gegenwärtigen Nachkommen, die früheren Bewohner Sumatra's, namentlich ſeines nordöſtlichen und nördlichen Theiles, geweſen ſein müſſen.

Ich bemerkte ſchon, daß der Elephant von Sumatra dem indiſchen ſehr nahe ſtände aber doch weſentlich ſich von ihm unterſcheide. Deſſen ungeachtet iſt in neueſter Zeit, namentlich von dem engliſchen Naturforſcher Falconer, die Identität beider Arten behauptet worden. Temminck hat die Verſchiedenheiten ſowohl zwiſchen dieſen beiden als zwiſchen ihnen und der afrikaniſchen nachgewieſen. Der Elephant von dem indiſchen Continente und Ceylon hat 7 Hals-, 19 Rücken-, 3 Lenden-, 5 Heiligenbein- und 34 Schwanz-Wirbel; der von Sumatra dagegen 7 Hals-, 20 Rücken-, 3 Lenden-, 4 Heiligenbein- und 34 Schwanz-Wirbel. Der erſte beſitzt 6 wahre und 13 falſche, der andere 6 wahre und 14 falſche Rippen auf jeder Seite. Der afrikaniſche Elephant hat 21 Rippenpaare und unter dieſen 6 falſche; 7 Hals-, 21 Rücken-, 4 Heiligenbein- und 26 Schwanz-Wirbel. In der Schädelbildung zeigt ſich zwiſchen dem Elephanten von dem Continente und dem von Sumatra nur eine ſehr geringe Verſchiedenheit, während der letztere, was die Bildung der Zähne betrifft, mehr mit dem afrikaniſchen als mit dem indiſchen übereinſtimmt.

Hinſichtlich ihrer Klugheit, Gelehrigkeit und Gutmüthigkeit ſcheint zwiſchen dem von Sumatra und dem vom indiſchen Feſtlande kaum ein Unterſchied zu beſtehen. Sie werden von der Bevölkerung auch weit mehr des Schadens wegen, welchen ſie ihren Anpflanzungen und Gärten zufügen als, wenn mir dieſer Ausdruck verſtattet iſt, perſönlich gefürchtet. Die Eingeborenen ſcheuen weniger die Begegnung mit einer Anzahl von Elephanten als die mit einem einzelnen von ihnen. Auch auf Sumatra herrſcht nämlich, gleichwie auf Ceylon und auf dem indiſchen Feſtlande, der Glaube daß ſolche, einzeln in den Wäldern herumſchweifende Thiere, ihres bösartigen Charakters wegen, aus der Gemeinſchaft mit ihres Gleichen verſtoßen wären und ſich hierfür an allen ihnen entgegenkommenden Menſchen zu rächen ſuchten.

Ich ſelbſt habe dieſes Thier zuerſt im Naturzuſtande kennen gelernt, als ich, im November 1847, mit meinem Landsmanne und Collegen Dr. Engelken, der, wie ich ſchon bemerkte, ein eben ſo ausgezeichneter

Schütze als großer Jagdfreund war, von Palembang aus einen längeren Ausflug nach den beiden, im südlicheren Theile der Residentschaft, zu dem Flußgebiete des Ogan gehörenden Landseen Danau itam, d. h. schwarzer See und Danau louar, d. h. äußerer See, machte. Dieselben sind nur von mäßigem Umfange aber es wimmelt auf ihnen von den verschiedenartigsten Wasservögeln, während ihre Ufer und nächsten Umgebungen ein Jagdrevier bilden, so reich und ergiebig wie sich ein solches nur denken läßt. Es kommen daselbst nämlich außer Hirschen, Rehen, wilden Schweinen und gänzlich verwilderten Büffeln auch keineswegs selten Elephanten und Tiger, mitunter sogar, wiewohl weniger häufig, Rhinocerosse und Tapire vor.

Am dritten Tage nach unserer Ankunft daselbst, Abends kurz vor Sonnenuntergang, hatten Engelken und ich uns in einen sehr kleinen Nachen begeben, in der Hoffnung vielleicht einen jener verwilderten Büffel, welche um diese Tageszeit das Dickicht des Waldes zu verlassen, sich in den Seen zu baden und in ihrem Uferschlamme sich herum zu wälzen pflegen, beschleichen und erlegen zu können. Wir befanden uns auf dem Danau louar, dem größeren der beiden Seen und fuhren längs seines Ufers hin. Der Nachen wurde von einem hinter uns sitzenden malaiischen Elephantenjäger, Namens Bodok, schnell aber mit so vieler Geschicklichkeit fortbewegt, daß die Ruderschläge durchaus unhörbar blieben. Als wir eine der vielen, in den See vorspringenden Landspitzen, mal. Tandjong, umfahren hatten, sahen wir auch vor uns, in der Entfernung von ungefähr 1200 Schritten, vier bis fünf Büffel sich baden und im Schlamme wälzen.

Wir suchten uns ihnen, da sie außerordentlich scheu sind, unbemerkt auf schußgerechten Abstand zu nähern, als wir sie plötzlich auf das Land springen und ihre Köpfe dem jenseitigen Ufer zuwenden sahen, wie um aufmerksam auf etwas zu lauschen. Uns schienen sie noch nicht wahrgenommen zu haben. Bald nachher flüstert der Malaie Bodok uns mit leiser Stimme zu: „Apa itou! akou gira ada Gadjah! Apa Touwan Touwan tieda tengger?“ übersetzt „was ist das! ich glaube es sind Elephanten da! hören Sie nicht meine Herren? Wir horchten auf und hörten, vielleicht eine Viertelmeile von uns entfernt, an dem andern Ufer des See's ein, wiewohl äußerst schwaches doch deutlich wahrnehmbares, knatterndes Geräusch zu uns ertönen. Inzwischen hatten wir uns den Büffeln bedeutend und fast schon auf Schußweite genähert, als dieselben ihre Köpfe nach uns kehrten, uns bemerkten und gleich darauf dem Walde zueilten. Engelken und ich wollten den Thieren noch auf gut Glück unsere Kugeln nachsenden, als Bodok uns zuflüsterte es nicht zu thun, indem er gleichzeitig mit der Hand nach der Seite zeigte, wo sich das Geräusch hören ließ.

Er lenkte hierauf den Nachen nach einem kleinen, grünen mit eini-

gen hochstämmigen, ästereichen Bäumen bewachsene, Pulo Dschin, d. h. Geistereiland, genannten, unweit des jenseitigen Ufers sich erhebenden Insel. Der Sage nach sind hier die Frauen der früheren Sultane von Palembang, welche sich der Untreue gegen dieselben schuldig gemacht hatten, hingerichtet worden. Wie Bodok meinte, und wie sich später auch bestätigte, würden die Elephanten, um sich nach der andern Seite des See's zu begeben, den Weg über diese Insel nehmen. Er hoffte, daß, wenn wir vor ihnen dorthin gelangen und die erwähnten Bäume erklimmen könnten, es uns, von unserem erhöhten Standpunkte aus, gelingen möchte, wenigstens eines jener Thiere zu erlegen. Während dessen wurde das Geräusch immer stärker und deutlicher, näherte sich dem See auch mehr und mehr. Immer bestimmter unterschieden wir das Brechen der Zweige und des Unterholzes durch welche die im raschen Trabe herankommenden Elephanten sich den Weg bahnten, und sehr bald wurden auch ihre Fußtritte hörbar. Unsere Hoffnung, noch vor ihnen Pulo Dschin zu erreichen, erfüllte sich aber nicht, denn wir waren noch ziemlich weit von dieser Insel entfernt, als wir sie aus dem Walde traten und sich, ohne sich an dem Ufer aufzuhalten, in den See begeben und, wie Bodok richtig vorausgesagt hatte, Pulo Dschin zuschwimmen sahen. Wir zählten ihrer vierzehn und unter ihnen fünf bis sechs ausgewachsene Männchen mit langen Stoßzähnen sowie einige Junge. Sie erreichten die Insel noch bevor wir uns derselben auf dreihundert Schritt genähert hatten, trabten schnell über sie hinweg, begaben sich auf der andern Seite wieder in das Wasser und schwammen dem jenseitigen Ufer zu.

Während des Schwimmens ragte nur der obere Theil ihres Kopfes und Rückens aus dem Wasser hervor. Sie hatten hierbei den Rüssel in die Höhe gestreckt. Mit unserm Djoukon, der, von Bodok gerudert, mit großer Geschwindigkeit auf der Wasserfläche hinglitt, hätten wir sie wahrscheinlich einholen und uns ihnen auf Schußweite nähern können, wäre uns von dem Malaien, einem sehr erfahrenen Elephantenjäger, nicht angerathen worden, für heute von der Verfolgung dieser Thiere abzusehen. „Die Sonne", so war seine Meinung, „sei schon untergegangen und die Dunkelheit beginne einzutreten. Daß wir heute Abend noch einen Elephanten erlegen würden sei mehr als zweifelhaft. Unsere Schüsse würden wahrscheinlich nur dazu dienen, die Thiere scheu zu machen und sie davon abzuhalten, den heute von ihnen über den Danau Guar zurückgelegten Weg, in den nächsten Tagen zu wiederholen. Er kenne ihre Gewohnheiten zu gut, um nicht überzeugt zu sein, daß sie das letztere thun und die Umgegend der beiden Seen so bald nicht verlassen würden, wenn sie jetzt ungestört von uns blieben. Die nächsten Tage würden, wie er für gewiß halte, eine bessere Gelegenheit als dieser Abend, zur Jagd auf sie bieten.

Schütze als großer Jagdfreund war, von Palembang aus einen längeren Ausflug nach den beiden, im südlicheren Theile der Residentschaft, zu dem Flußgebiete des Ogan gehörenden Landseen Danau itam, d. h. schwarzer See und Danau louar, d. h. äußerer See, machte. Dieselben sind nur von mäßigem Umfange aber es wimmelt auf ihnen von den verschiedenartigsten Wasservögeln, während ihre Ufer und nächsten Umgebungen ein Jagdrevier bilden, so reich und ergiebig wie sich ein solches nur denken läßt. Es kommen daselbst nämlich außer Hirschen, Rehen, wilden Schweinen und gänzlich verwilderten Büffeln auch keineswegs selten Elephanten und Tiger, mitunter sogar, wiewohl weniger häufig, Rhinocerosse und Tapire vor.

Am dritten Tage nach unserer Ankunft daselbst, Abends kurz vor Sonnenuntergang, hatten Engelken und ich uns in einen sehr kleinen Nachen begeben, in der Hoffnung vielleicht einen jener verwilderten Büffel, welche um diese Tageszeit das Dickicht des Waldes zu verlassen, sich in den Seen zu baden und in ihrem Uferschlamme sich herum zu wälzen pflegen, beschleichen und erlegen zu können. Wir befanden uns auf dem Danau louar, dem größeren der beiden Seen und fuhren längs seines Ufers hin. Der Nachen wurde von einem hinter uns sitzenden malaiischen Elephantenjäger, Namens Bodok, schnell aber mit so vieler Geschicklichkeit fortbewegt, daß die Ruderschläge durchaus unhörbar blieben. Als wir eine der vielen, in den See vorspringenden Landspitzen, mal. Tandjong, umfahren hatten, sahen wir auch vor uns, in der Entfernung von ungefähr 1200 Schritten, vier bis fünf Büffel sich baden und im Schlamme wälzen.

Wir suchten uns ihnen, da sie außerordentlich scheu sind, unbemerkt auf schußgerechten Abstand zu nähern, als wir sie plötzlich auf das Land springen und ihre Köpfe dem jenseitigen Ufer zuwenden sahen, wie um aufmerksam auf etwas zu lauschen. Uns schienen sie noch nicht wahrgenommen zu haben. Bald nachher flüsterte der Malaie Bodok uns mit leiser Stimme zu: „Apa itou! akou gira ada Gadjah! Apa Touwan Touwan tieda tengger?“ übersetzt „was ist das! ich glaube es sind Elephanten da! hören Sie nicht meine Herren?“ Wir horchten auf und hörten, vielleicht eine Viertelmeile von uns entfernt, auf dem andern Ufer des See's ein, wiewohl äußerst schwaches doch deutlich wahrnehmbares, knatterndes Geräusch zu uns ertönen. Inzwischen hatten wir uns den Büffeln bedeutend und fast schon auf Schußweite genähert, als dieselben ihre Köpfe nach uns kehrten, uns bemerkten und gleich darauf dem Walde zueilten. Engelken und ich wollten den Thieren noch auf gut Glück unsere Kugeln nachsenden, als Bodok uns zuflüsterte es nicht zu thun, indem er gleichzeitig mit der Hand nach der Seite zeigte, wo sich das Geräusch hören ließ.

Er lenkte hierauf den Nachen nach einem kleinen, grünen mit eini-

gen hochstämmigen, ästereichen Bäumen bewachsene, Pulo Dschin, d. h. Geistereiland, genannten, unweit des jenseitigen Ufers sich erhebenden Insel. Der Sage nach sind hier die Frauen der früheren Sultane von Palembang, welche sich der Untreue gegen dieselben schuldig gemacht hatten, hingerichtet worden. Wie Bodok meinte, und wie sich später auch bestätigte, würden die Elephanten, um sich nach der andern Seite des See's zu begeben, den Weg über diese Insel nehmen. Er hoffte, daß, wenn wir vor ihnen dorthin gelangen und die erwähnten Bäume erklimmen könnten, es uns, von unserem erhöhten Standpunkte aus, gelingen möchte, wenigstens eines jener Thiere zu erlegen. Während dessen wurde das Geräusch immer stärker und deutlicher, näherte sich dem See auch mehr und mehr. Immer bestimmter unterschieden wir das Brechen der Zweige und des Unterholzes durch welche die im raschen Trabe herankommenden Elephanten sich den Weg bahnten, und sehr bald wurden auch ihre Fußtritte hörbar. Unsere Hoffnung, noch vor ihnen Pulo Dschin zu erreichen, erfüllte sich aber nicht, denn wir waren noch ziemlich weit von dieser Insel entfernt, als wir sie aus dem Walde treten und sich, ohne sich an dem Ufer aufzuhalten, in den See begeben und, wie Bodok richtig vorausgesagt hatte, Pulo Dschin zuschwimmen sahen. Wir zählten ihrer vierzehn und unter ihnen fünf bis sechs ausgewachsene Männchen mit langen Stoßzähnen sowie einige Junge. Sie erreichten die Insel noch bevor wir uns derselben auf dreihundert Schritt genähert hatten, trabten schnell über sie hinweg, begaben sich auf der andern Seite wieder in das Wasser und schwammen dem jenseitigen Ufer zu.

Während des Schwimmens ragte nur der obere Theil ihres Kopfes und Rückens aus dem Wasser hervor. Sie hatten hierbei den Rüssel in die Höhe gestreckt. Mit unserm Djoukon, der, von Bodok gerudert, mit großer Geschwindigkeit auf der Wasserfläche hinglitt, hätten wir sie wahrscheinlich einholen und uns ihnen auf Schußweite nähern können, wäre uns von dem Malaien, einem sehr erfahrenen Elephantenjäger, nicht angerathen worden, für heute von der Verfolgung dieser Thiere abzusehen. „Die Sonne", so war seine Meinung, „sei schon untergegangen und die Dunkelheit beginne einzutreten. Daß wir heute Abend noch einen Elephanten erlegen würden sei mehr als zweifelhaft. Unsere Schüsse würden wahrscheinlich nur dazu dienen, die Thiere scheu zu machen und sie davon abzuhalten, den heute von ihnen über den Danau louar zurückgelegten Weg, in den nächsten Tagen zu wiederholen. Er kenne ihre Gewohnheiten zu gut, um nicht überzeugt zu sein, daß sie das letztere thun und die Umgegend der beiden Seen so bald nicht verlassen würden, wenn sie jetzt ungestört von uns blieben. Die nächsten Tage würden, wie er für gewiß halte, eine bessere Gelegenheit als dieser Abend, zur Jagd auf sie bieten.

Auf diese Worte des Malaien fiel wenig zu erwiedern. Wie gerne wir Beide, besonders aber mein jagdlustiger College, die Elephanten bis in den Wald verfolgt hätten, so leuchtete uns doch die Meinung von Bodok zu sehr als zweckmäßig und verständig ein, um sie nicht zu der unsrigen zu machen. Die Ruderschläge wurden langsamer, der Djoukon bewegte sich mit verminderter Geschwindigkeit und wir sahen von ihm aus, ohne uns ihnen auf irgend eine Weise bemerkbar zu machen, die Elephanten das Ufer erreichen, auf das Land treten und in den Wald eindringen.

Davon, daß Bodok an diesem Abende Recht gehabt hatte, erlangten wir den dritten Tag hierauf, zu unserer großen Freude, den vollständigsten Beweis. Wir waren nämlich glücklich genug, auf dem mehr genannten Pulo Dschin, jener kleinen Insel in Mitten des Danau louar, zwei männliche Elephanten, einen großen, vollständig ausgewachsenen mit langen Stoßzähnen und einen nur wenig kleineren aber, wie die Kürze seiner Zähne anzeigte, ungleich jüngeren, zu erlegen. Dieser letztere brach, von den beiden Zinnkugeln meiner Büchse am Kopfe, unweit des linken Ohres tödtlich getroffen, kaum dreißig Schritte von dem Baume, von welchem aus ich auf ihn geschossen hatte, augenblicklich zusammen, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben. Auf den anderen schossen Dr. Engelken und Bodok fast gleichzeitig. Der Letztere bediente sich eines, von einem malaiischen Waffenschmiede hauptsächlich für die Elephantenjagd verfertigten, mehr als fünf Fuß langen, verhältnißmäßig schweren, mit einem Steinschlosse versehenen glatten Gewehres, welches bolzenförmige Cylinder aus Zinn schoß, von denen höchstens zwölf auf das Pfund gingen.

Wie schwer auch, sowohl von den Kugeln meines Collegen, wie von dem Cylinder des Malaien verwundet, stürzte dieser Elephant doch nicht, wie der, auf welchen ich geschossen hatte, augenblicklich zu Boden. Er blieb einige Sekunden stehen, sah sich nach allen Seiten um, schüttelte sich einige Male, stieß alsdann ein Paar weithin schallende, trompetenähnliche Schreie aus und eilte hierauf, während das Blut sich in Strömen von seinem Kopfe und Rücken ergoß, in einem kurzen Gallop dem Ufer zu, um sich in den See zu stürzen und nach dem jenseitigen Ufer hinüber zu schwimmen.

Die übrigen Elephanten der Heerde, zu welcher der von mir erlegte sowie dieser angeschossene gehörten und deren Nachhut sie mit noch ein Paar anderen bildeten, hatten auf das Fallen unserer Schüsse, so schnell wie möglich Pulo Dschin verlassen und sich, ohne auch nur einmal die Köpfe nach uns umzukehren, in den See gestürzt. Sehr bald erreichten sie vor ihrem verwundeten Gefährten, dessen Kräfte sich, sowohl in Folge des Blutverlustes wie durch die Verwundung selbst,

immer mehr erschöpften, einen sehr bedeutenden Vorsprung. Sobald wir sahen, daß alle Elephanten die Insel verlassen hatten, beeilten wir uns von den Bäumen, auf welchen wir postirt waren, hinunter zu steigen und uns in den am Ufer befestigten Djoukon zu begeben.

Bodok brachte uns schnell in die Nähe des verwundeten Elephanten. Höchstens fünfzehn Schritte von ihm entfernt, lösten wir, um ihn vollends zu tödten, unsere Gewehre auf ihn. Es bedurfte hierzu aber noch, ungeachtet unseres so geringen Abstandes von ihm, vier wohlgerichteter Schüsse in die Gegend seines rechten Ohres. Als er unsern Nachen sich ihm nähern hörte, wendete er den Kopf einmal nach uns hin und schwamm alsdann, ohne den geringsten Versuch eines Angriffes auf uns zu machen, weiter. Als Bodok und ich, jeder von uns einen Schuß, Engelken aber zwei Schüsse seiner Büchse fast gleichzeitig auf ihn gelöst hatten, ließ er ein dumpfes aber lautes Stöhnen hören, schlug einige Male mit dem Rüssel auf die Wasserfläche, drehte sich auf die linke Körperseite und sank wenige Augenblicke später todt nach unten auf den Boden des See's.

Diese keineswegs werthlose Jagdbeute, da die Stoßzähne des Elephanten, in welche Engelken und Bodok sich zu theilen hatten, beinahe vier Fuß aus seinem Oberkiefer hervorragten, ging, ungeachtet ihres Untersinkens in den See, nicht für sie verloren. Denn am zweitfolgenden Tage, als die Leiche sich wieder auf die Oberfläche des Wassers begeben hatte, wurde sie von Männern aus dem benachbarten, stark bevölkerten Kampong Pedammarang mittels Taue an das Ufer von Pulo Dschin gezogen, wo Badok mit einem Beile die Stoßzähne sowohl von diesem als von dem von mir erlegten, aus ihren Kinnladen herausnahm. Die Schulterhöhe des ersteren betrug 11′ 4″; die des andern 9′ 8″; die ganze Länge der Zähne bei jenem 3′ 11″; bei diesem nur 2′ 4″. Die des letzteren waren auch verhältnißmäßig viel dünner.

Den einen dieser Zähne überließ ich Bodok, während ich den andern, zur Erinnerung an dieses Jagdabenteuer, aufbewahren wollte. Ich habe ihn später, in Japan, dem Daimio von Tsikousen, Matsdaira Imo no Kami Sama, der mir viele Freundschaft erwies und dem ich unter andern eine werthvolle Sammlung japanischer Mineralien verdanke, als er einmal bei mir auf Desima einen Tag zubrachte, zum Gegengeschenke gemacht.

Es that mir leid, daß beide Thierleichen, ohne irgend einen Nutzen für die Wissenschaft von ihnen zu ziehen, der Verwesung und der Vernichtung durch Raubthiere überlassen werden mußten. Ich selbst hatte weder Zeit noch Gelegenheit von einer derselben das Scelett darzustellen; Engelken aber hatte schon früher, von einem von ihm erlegten Elephanten alle Knochen präpariren lassen und sie, sorgfältig nume-

rirt, in eine beträchtliche Anzahl von Kisten verpackt, welche ich in seiner Wohnung stehen sah. Sie enthielten das vollständige Scelett eines ausgewachsenen Männchens, dem nur noch die Zusammenstellung fehlte. Wo dasselbe später hingerathen ist, habe ich nicht erfahren.

Die beiden von uns erlegten Elephanten, gehörten einem Trupp von ein und zwanzig Stück an. Drei Tage vorher hatten wir nur siebenzehn gezählt. Bodok aber, ein Mann fast schon fünfzig Jahre alt, der beinahe sein ganzes Leben in den Wäldern zugebracht hatte, der von dem Ertrage der Jagd auf Elephanten lebte und hinsichtlich der Lebensweise und Gewohnheiten dieser Thiere die größte Erfahrung besaß, versicherte uns, die früher von uns gesehenen, wären unter denen gewesen, auf welche wir mit so glücklichem Erfolge Jagd gemacht hatten. Es sei kaum zu bezweifeln, daß sie nur den Theil von einer zahlreichen, vielleicht hundert und mehr Stück zählenden Heerde bildeten. Zu den Gewohnheiten dieser Thiere nämlich gehöre es, daß diese größeren Heerden, je nach der Beschaffenheit des Terrains dem Reichthume einer Gegend an für sie angenehmen Nahrungsmitteln, sowie in Folge anderer Umstände, sich zeitweilig in kleinere oder größere Trupps auflösten, um sich später wieder zu vereinigen und weitere Züge gemeinschaftlich zu machen. Die kleineren Haufen aber, in welche eine Heerde sich für längere oder kürzere Zeit vertheile, ständen stets mit einander in Verbindung, und diesem Umstande sei es zuzuschreiben, daß wir das eine Mal siebenzehn, das andere Mal aber einundzwanzig Elephanten angetroffen hätten.

Dieses Mal ist das einzige gewesen, wo ich an einer Jagd auf diese Thiere Theil genommen habe. Weiter unten wird sich die Gelegenheit bieten, auf diesen Ausflug nach dem Danau louar und D. itam; im Jahre 1847, zurückzukommen. Bei meinen späteren Reisen auf Sumatra, im Jahre 1861, durch die Lampong'schen Distrikte, im folgenden Jahre in den Residentschaften Palembang und Benkoulen, im Jahre 1863 im Reiche Siak, bin ich öfters größeren oder kleineren Haufen von Elephanten begegnet, habe aber niemals wieder ein Gewehr auf sie abgeschossen. Nirgends habe ich sie selbst, sowie die fast einen Fuß tiefen, drei Fuß im Umfange messenden Spuren ihrer Tritte in dem weichen Lehmboden und von ihnen zurückgelassene, einigermaßen den Kuhfladen gleichende, aber viel größere, wenigstens dritthalb Fuß im Durchmesser haltende Misthaufen so häufig gesehen als zwischen Lahat und Kapahiang, von welchem letzteren Orte ich das Barissangebirge überschritt um nach Rindohattie in der Assistent-Residentschaft Benkoulen zu gelangen. Die Entfernung zwischen Lahat und Kapahiang beträgt aber fast zwanzig geographische Meilen.

Oberhalb erstgenannten Ortes, kaum eine halbe Meile von ihm

zen sah. Am meisten aber verwunderte mich die Schnelligkeit und Gewandheit mit welcher sie einige Augenblicke später sich wieder aufrichteten und auf die Beine sprangen.

Länger als eine Stunde verfolgte ich mit gespannter Aufmerksamkeit das Thun und Treiben dieser Elephantenheerde. Ich hätte meinen erhöhten Standpunkt, von welchem ich auf die zu meinen Füßen liegende, in diesem Augenblicke so ungewöhnlich belebte Ebene wie in eine Arena hinabsehen konnte, so bald noch nicht verlassen, wäre ich nicht durch die Nothwendigkeit der Eile, um in dieser, durch die Menge von Tigern ganz besonders unsichern Gegend, mein Nachtquartier nicht allzuspät zu erreichen, hierzu gezwungen gewesen.

Eine andere Begegnung mit Elephanten, welche mich ihre Harmlosigkeit und Gutmüthigkeit kennen lehrte, hatte ich einige Tage später als ich mich von Tebing-Tinggi nach Talang Padung begab. Es war gegen zehn Uhr Morgens; ich, meine beiden javanischen Bedienten, ein malaiischer Häuptling mit fünf Begleitern und gegen fünfzig andere, mein Gepäck tragende Malaien verfolgten unseren erst kurz vorher angelegten, ziemlich breiten und bequemen Weg auf einer mit jüngerem, weder besonders hohem noch dichtem Waldwuchse bestandenen Bergebene. Ich, der eine meiner Bedienten und der malaiische Häuptling marschirten an der Spitze des Zuges, als ich glaubte in dem Walde zu unserer Rechten das mir damals nicht mehr fremde Geräusch eines sich den Weg durch das Gehölz bahnenden Truppes Elephanten zu vernehmen. Ich machte den neben mir gehenden Malaien hierauf aufmerksam. Derselbe horchte auf, erklärte es würden Elephanten seien und fügte hinzu, daß ich mich vor ihnen nicht zu fürchten brauche. Das Geräusch nahm zu und näherte sich uns mehr und mehr. Zugleich hörte ich die hinter uns gehenden Träger „ada Gadja, ada Gadja" — „es sind Elephanten da, es sind Elephanten da" ausrufen.

Ungefähr zehn Minuten später sahen wir, höchstens fünzig Schritte vor uns, aus dem Walde zu unserer Rechten 25—30 dieser Thiere hervorbrechen. Ein großes Männchen mit langen Stoßzähnen befand sich, gewissermaßen als Führer, an ihrer Spitze. Sie betraten den Weg, gewahrten uns, stutzten und blieben, uns zugewendet, stehen. Auch wir machten, sobald wir diese, uns in so geringer Entfernung den Weg versperrenden Elephanten zu Gesicht bekamen, Halt. Mit Ausnahme meines Revolvers hatten wir kein einziges Schießgewehr bei uns und alle Mittel zu unserer Vertheidigung bestanden in meinem Säbel, den Krissen und Klewang's, womit die Träger meines Gepäckes, sowie den Lanzen mit denen die fünf Begleiter des malaiischen Häuptlings bewaffnet waren. Aber ebenso wenig, wie wir im Stande waren den Elephanten, wenn wir von ihnen angegriffen werden möchten, den mindesten

Widerstand zu leisten, bot, in diesem Falle, sich uns die Gelegenheit zur Flucht dar.

Ich gestehe offen, daß ich mich zuerst nicht wenig beängstigt fühlte, als ich die Elephanten in so großer Nähe uns gegenüber sah. Der größte unter ihnen, von dem ich schon bemerkte, daß er ihr Führer zu sein schien, hatte die Mitte des Weges eingenommen und blickte mit emporgehobenem Kopfe, geöffnetem Maule und emporgerichtetem, nach hinten gebogenem Rüssel unverwandt uns an, während sein Körper eine wiegende Bewegung von der einen Seite auf die andere machte. Seine Gefährten hielten sich, hinter ihm, dicht aneinander gedrängt. Jenes Gefühl von Besorgniß verlor sich aber sehr bald wieder bei mir, als ich in der Haltung und dem Benehmen meiner malaiischen Begleiter nicht die geringsten Zeichen von Furcht bemerken konnte. Die Träger meines Gepäckes setzten dasselbe nieder, und suchten, indem sie, unter lautem Geschreie, theils mit schnell abgebrochenen Baumzweigen auf den Grund schlugen, theils mit Stöcken Erde nach den Elephanten warfen, diese zu verscheuchen; ähnlich wie man in Deutschland eine, den Weg in einem Dorfe versperrende Kuhheerde zu verjagen pflegt. Es dauerte auch nur wenige Augenblicke bis der Führer des Trupps sich rechtsum wandte und in einem kurzen Galoppe, gefolgt von seinen Gefährten, in den Wald zur linken Seite des Weges eindrang.

Es machte mir bei meinen Reisen auf Sumatra stets ein besonderes Vergnügen, wenn ich Abends in meinem Nachtquartiere, sobald ich gebadet und es mir, nach der Ermüdung des Tagemarsches, so behaglich wie möglich gemacht hatte, mich mit den Ortsvorstehern und anderen verständigen und sachkundigen Eingeborenen über die merkwürdigeren Thiere und Pflanzen in den betreffenden Gegenden unterhalten konnte. Auch über den Elephanten wurden mir bei diesen Unterredungen eine Menge von Mittheilungen gemacht, welche mir der Aufzeichnung werth erschienen. Ueber seine Klugheit, sein Gedächtniß, sein Nachdenken sowie über die Vorsicht und Ueberlegung, welche er bei allen Handlungen an den Tag lege, herrschte nur eine Stimme. Auch seine Gutmüthigkeit sei preisenswerth, da er selbst beleidigt und erzürnt sich in den meisten Fällen weder bösartig noch grausam zeige.

Als Beweis hierfür erzählte man mir zu Bimiagong, einem großen, in der Residentschaft Lampong, an dem östlichen Abhange des 7200 Fuß hohen Gunong Tangamous, oder, wie dieser, von der Sunda-Straße aus sichtbare Berg auf holländischen Karten gewöhnlich genannt wird, des Keiser-Pik's, gelegenen Dorfe, wo ich 1861, auf meiner Reise von Telok-Betong nach der Samangka-Bai, einen Tag zubrachte, den folgenden Vorfall. Wenige Monate vorher waren des Nachts vier oder fünf Elephanten in das Dorf gedrungen und hatten

eine der leichtgebauten Reisscheuern, welche, ähnlich wie die malaiischen Wohnhäuser, auf Pfählen ruhen, durch Wegziehen der letzteren umgestürzt. Sie ließen sich den nicht für sie eingesammelten Vorrath wohlschmecken als die Bewohner des Dorfes erwachten, mit Fackeln und Lichtern herbeieilten und hierdurch, sowie durch Schreien und einige lose Gewehrschüsse in die Luft, die Eindringlinge sehr bald und ohne Mühe vertrieben.

Der von ihnen angerichtete Schaden war nur unbedeutend gewesen und so dachte sehr bald Niemand mehr hieran. Da, ungefähr vierzehn Tage später, geschah es, daß in einer Nacht, gegen Morgen, wo die ganze Bevölkerung von Bimiagong noch im tiefsten Schlafe lag, eine zahlreiche Schaar Elephanten sich nach diesem Dorfe begab und sich schnell in demselben vertheilte. Ein jeder wählte sich hierauf ein Haus aus und suchte dasselbe, entweder durch Wegreißen der Pfähle mit dem Rüssel, oder dadurch, daß er sich mit der ganzen Kraft seines gewaltigen Körpers dagegen stemmte, umstürzen zu machen. So wurden in kürzester Zeit von ihnen einunddreißig Häuser entweder ganz oder doch theilweise zu Falle gebracht. Hierauf entfernten sie sich, ohne weiteren Schaden zu stiften, ebenso schnell wie sie gekommen waren. Als die auf so gewaltsame Weise aus dem Schlafe geschreckten Bewohner sich mit Mühe aus ihren umgestürzten und zusammengesunkenen Häusern hervorgearbeitet hatten, war kein einziger Elephant mehr zu sehen. Zum Glücke war durch ihre Rachenahme kein einziges Menschenleben verloren gegangen.

Ein anderer, kaum weniger merkwürdiger Vorfall wurde mir gleichfalls in der Residentschaft der Lampong'schen Distrikte mitgetheilt. Eine Frau aus Radja Bassa, einem in der Abtheilung Ampat Marga gelegenen Orte, geht eines Morgens durch den Wald um sich nach einem andern, wenig entfernten Dorfe zu begeben. Plötzlich, bei einer Biegung des Weges, erblickt sie, sowohl vor sich wie zu ihrer rechten und linken Seite, eine beträchtliche Anzahl von Elephanten. Sie weiß nicht wohin sie sich wenden soll und bleibt, von Furcht ergriffen, wie angewurzelt stehen. Da nähern die Thiere sich ihr von allen Seiten, schließen einen engen Kreis um sie, betasten und beriechen sie sowie ihre Kleider mit ihren Rüsseln allenthalben. Einer nimmt ihr das zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen dienende Tuch ganz sanft vom Kopfe, ein anderer beraubt sie leise und unbemerkt der starkduftenden Tjampaka-Blumen, womit sie ihr Haar geschmückt hatte; ein dritter öffnet ihr sehr geschickt das vorne zugeknöpfte Obergewand; ein vierter löst ihr den Gürtel, so daß ihr Sarong zu Boden fällt und sie mehr als halbnackend dasteht, u. s. w. Keiner der Elephanten aber fügt ihr das mindeste Leid zu und wenn sie von ihren Rüsseln, selbst an den em-

pfindlichsten Körpertheilen, berührt wird, so geschieht solches auf die sanfteste und vorsichtigste Weise. Besonders das Haar der Frau, welches bei dem Herausziehen der Blumen losgegangen war, sowie ihre Kleidung scheint die Aufmerksamkeit dieser Thiere zu erregen. Endlich als dieselben alles besichtigt, betastet und berochen haben, öffnen sie ihren Kreis um die Frau ungestört ihre Kleidung wieder in Ordnung bringen und hierauf ihren Weg fortsetzen zu lassen.

Zu Katimbang, dem Hauptorte der Abtheilung Ampat Marga, sprach ich über den hier erzählten Vorfall mit dem Controleur daselbst, Herrn van Delden, welcher gleichfalls hiervon vernommen hatte. Er bezweifelte nicht, daß die Begegnung jener Frau mit den Elephanten sich wirklich zugetragen habe. Das beste Mittel aber, alle näheren Umstände zu erfahren, sei die Frau selbst. Dieselbe wohne ganz in der Nähe und er wolle sie rufen lassen. Sie erschien auch nicht lange nachher mit ihrem Manne, einem der kleineren Häuptlinge, in der Controleurswohnung. Es war eine wohlgebaute, gesund und kräftig aussehende Malaiin, in mittleren Lebensjahren, von anständigem Aeußeren und Benehmen. Von Herrn van Delden gebeten beschrieb sie uns ihr Abenteuer durchaus so, wie ich es wiedererzählt habe. Sie fügte nur noch hinzu, daß, als sie sich von den Elephanten umgeben gesehen, sehr bald alle Furcht von ihr gewichen wäre. Sie hätte gefühlt, ihr würde von ihnen kein Leid zugefügt werden. Dagegen hätte sie geglaubt, vor Scham in die Erde versinken zu müssen, als sie, von diesen Thieren des größten Theiles ihrer Kleidungsstücke beraubt, fast nackend ihren klugen, alles bespähenden und untersuchenden Blicken ausgesetzt gewesen wäre.

Im Ganzen stimmt, was mir auf Sumatra über dieses Thier mitgetheilt wurde, sehr mit demjenigen überein, was die Schriftsteller des Alterthums von dem Elephanten im Allgemeinen, die der neueren Zeit aber hauptsächlich von der indischen Art berichten. Selbst die am meisten wunderbare und unglaubliche Ueberlieferung des Alterthumes, daß die Elephanten eine Art von Religion haben und die Gestirne, namentlich den Mond anbeten sollten, findet sich auf dieser Insel wieder. Plinius erwähnt, wie A. W. von Schlegel in seinem berühmten Aufsatze „zur Geschichte des Elephanten", vermuthet, nach dem Juba, daß die Elephantenheerden des Mauritanischen Gebirges, wenn der Neumond leuchte, zu einem Fluß, Namens Amilo, herabstiegen, sich daselbst durch feierliches Besprengen mit Wasser reinigten und hierauf, nachdem sie das Gestirn begrüßt, zu ihren Wäldern zurückkehrten. Schlegel ist der Ansicht, daß die Sage, nach welcher der Elephant den Mond verehre, im Alterthume auch in Indien verbreitet gewesen sei, da eine Fabel des Hitopadesa, die vierte des dritten Buches, eine Anspielung hierauf enthalte.

Schon der Elephantenjäger Bodok, mein Begleiter auf dem erwähnten Jagdausfluge nach dem Danau itam und Danau louar, glaubte fest daran, daß die Elephanten eine Art von Religion, mal. Agama, besäßen und den Mond anbeteten. Später wurde mir dasselbe, an weit von einander entfernten Oertern, von andern Malaien mitgetheilt. Dieser Ueberlieferung zufolge begeben sich die Elephantenheerden schon am Abende vor dem Vollmonde nach offenen, von Baumwuchs entblößten Stellen im Walde. Sobald der Mond sichtbar wird, schließen sie einen Kreis, richten sich auf ihren Hinterbeinen auf, blicken nach dem Gestirne und begrüßen dasselbe durch wiederholte Beugungen mit dem Kopfe. Hierauf wird von ihnen eine Art von Reigentanz aufgeführt.

Ich erzähle hier nur dasjenige, was mir von Anderen erzählt worden ist, wieder; ohne im geringsten für die Wahrheit hiervon weder einstehen zu können noch zu wollen.

Auch die Sage, nach welcher Elephanten, wenn sie alt sind und fühlen, daß ihr Lebensende nahe ist, sich stets nach bestimmten, sehr abgelegenen Stellen hinbegeben, wo schon viele Generationen vor ihnen gestorben sind und die Erde mit ihren Gebeinen bedeckt haben, findet sich auf Sumatra weitverbreitet. Alle Menschen aber, welche, angelockt von dem daselbst in größter Menge vorhandenen Elfenbeine, diese Leichenstätten zu betreten wagen, sollen von einem großen Unglücke getroffen, namentlich in den meisten Fällen blind werden. In der Hauptstadt Palembang besteht der Glaube, daß der eine von diesen Sterbeplätzen der Elephanten im unteren Stromgebiete des Mousi, zwischen ihm und dem Babatan, einem seiner rechten Nebenflüsse, in einer für Menschen fast unzugänglichen Gegend gelegen sei. Als ich im Jahre 1847 zu Palembang war, hatte kurz vorher ein junger, unternehmender Beamter, der Controleur van den Bossche, eine Art von Entdeckungsreise nach jenem vermeintlichen „Kirchhofe" der Elephanten unternommen. Noch bevor aber dieser Ort von ihm aufgefunden war, mußte er sich, einer heftigen katarrhalischen Augenentzündung wegen, nach der Hauptstadt zurückbegeben. Obgleich Herr van den Bossche schon vorher häufig an den Augen gelitten hatte, so trug doch der Umstand, daß er gerade auf dieser Reise wieder daran erkrankte nicht wenig dazu bei, um dem Aberglauben, nach welchem der Besuch dieser Sterbeplätze der Elephanten Unglück nach sich zieht, bei der eingeborenen Bevölkerung eine neue und mächtige Stütze zu verleihen.

Diese Sage von den geheimnißvollen Sterbeplätzen der Elephanten ist wahrscheinlich zuerst durch arabische Seefahrer, in den ersten Jahrhunderten nach Muhammed, dem Westen zugetragen worden, da ihrer schon in den Reisen Sindbad's in der „Tausend und eine Nacht" Erwähnung geschieht. Sie verdankt ihren Ursprung jedenfalls dem Um-

stande, daß, wie selbst solche Eingeborene, welche einen großen Theil ihres Lebens in den Wäldern zubrachten, auf die bestimmteste Weise versichern, daselbst niemals Leichen von Elephanten gefunden werden, außer von solchen die entweder dem Menschen oder, was seltener geschehen dürfte, wilden Thieren erlagen.

Noch eine andere, auf Sumatra allgemein verbreitete Ueberlieferung ist die, daß, wenn es in der Ferne wetterleuchtet, die daselbst sich befindenden Elephanten ihre Zähne schleifen.

Was die Anzahl dieser Thiere auf Sumatra betrifft, so entzieht dieselbe sich selbst einer annähernden Schätzung, hauptsächlich weil sie in Heerden, welche selten lange in einer Gegend bleiben, und weite Wanderungen durch die ganze Insel machen, daher bald hier, bald dort gesehen werden, zusammen leben. Jedenfalls ist ihre Zahl keine geringe und dürfte eher wachsen als abnehmen. Die Größe der Insel; ihre hierzu in keinem Verhältnisse stehende Bevölkerung; die geringe Ausbreitung des Culturlandes daselbst, verglichen mit der gewaltigen Ausdehnung der Wälder; die eigenthümliche gerade den Elephanten so sehr entsprechende, feuchte und sumpfige Beschaffenheit des Bodens, zumal östlich von dem Barissan-Gebirge sowie endlich und hauptsächlich, daß der Mensch ihnen daselbst, im Ganzen genommen, nur wenig nachstellt; sind Umstände, welche auf Sumatra, als die Vermehrung des Elephanten begünstigende, angesehen werden müssen. Wie die Verhältnisse augenblicklich gelegen sind, wird die Zahl der Elephanten auf dieser Insel sich wahrscheinlich noch nicht vermindert haben, wenn sie auf Ceylon schon so gut wie verschwunden sein werden.

Wäre es möglich, daß auf Sumatra die Bodencultur in derselben großartigen Weise wie auf jener Insel stattfände und sie, wie dort, auch hier täglich an Ausbreitung gewänne, so würde sich die Zahl der Elephanten daselbst nothwendig in zunehmendem Maße vermindern müssen. Elephanten bilden zu dem Landbaue und der Gartenzucht, sobald diese eine gewisse engere Begrenzung überschritten und zugleich die Tendenz nach weiterer Ausbreitung erlangt haben, einen so entschiedenen Gegensatz, daß sie nebeneinander bestehend kaum gedacht werden können. In dem Streite um den Bodenbesitz, zwischen Thier und Mensch, muß selbst der Elephant am Ende unterliegen. Von diesem Streite und diesem Ende des Streites kann aber nirgend weniger, als gegenwärtig auf Sumatra, die Rede sein. Die Bevölkerung dieser Insel, wie sie jetzt sich darstellt, ist nämlich weder zahlreich genug, noch ihrer eigenthümlichen, inneren Anlage nach dazu geeignet, einen solchen Streit der Cultur mit dem Naturzustande aufzunehmen. Froh, wenn es ihr gelingt, die Elephanten von der Verwüstung ihrer Gärten, Reisfelder, mal. Ladang, und Anpflanzungen, mal. Talang, abzuhalten, denkt sie

an nichts weniger als mit diesen Thieren um den Besitz ihrer Wälder zu ringen.

Ein anderes merkwürdiges, dem Elephanten in naturgeschichtlicher Beziehung nahestehendes, in seiner Lebensweise mit ihm übereinstimmendes, aber kleineres und ungleich selteneres Landsäugethier ist der Tapir, mal. Maïba, den man, zum Unterschiede von der im tropischen Amerika vorkommenden Art, gewöhnlich den indischen nennt. Er findet sich nämlich, außer auf Sumatra auf der malaiischen Halbinsel und in Hinterindien. Dieses Thier ist erst verhältnißmäßig spät, und nicht früher als i. J. 1772, bekannt geworden, wo ein Beamter des englischen Gouvernements zu Fort Marlborough bei Benkoulen, Namens Whalfeldt, als derselbe eine Reise längs der Küste machte, es in der Mündung des Flusses Kauer, ungefähr unter 5° s. Br., zuerst antraf. Da dasselbe, weil es sich gerne in Sümpfen und Wasseransammlungen aufhält, in einigen Gegenden Sumatra's auch Kuda Aijer oder, in wörtlicher Uebersetzung, Wasserpferd genannt wird, und dieser Name früher als das von den Eingeborenen hiermit bezeichnete Thier bekannt geworden war, so hatte sich die Annahme gebildet und verbreitet, daß auch auf Sumatra das wirkliche Flußpferd, Hippopotamus amphibius, vorkomme. Diese Vermuthung findet sich selbst noch in der dritten Ausgabe von Marsden's Geschichte von Sumatra ausgesprochen. Näher bekannt ist der Tapir von Sumatra hauptsächlich erst geworden während Sir Stamford Raffles Lieutenant-Gouverneur von Benkoulen war und daselbst großartige naturhistorische Untersuchungen und Sammlungen veranstalten ließ. Fast gleichzeitig mit ihm aber beschrieb Major Farquhar auf der Halbinsel Malacca gefangene Exemplare dieser Thiere.

Es ist auffallend, daß die Europäer den indischen Tapir erst so spät haben kennen gelernt, während die Chinesen und Japaner ihn schon seit langer Zeit kannten und Abbildungen von ihm besaßen. Die letzteren lernten ihn ohne Zweifel von den Ersteren und diese ihn durch in Hinterindien gefangene Exemplare kennen. Abel Remusat theilte chinesische und japanische Abbildungen von ihm an Cuvier mit, welcher sich in seinen Recherches sur les ossemens fossiles hierauf bezieht. Auch ich habe in Japan Zeichnungen von dem Tapir gesehen, auf denen er sehr deutlich und unverkennbar dargestellt war.

Der Tapir kommt auf Sumatra in sumpfigen, wasserreichen Niederungen, auf der westlichen wie auf der östlichen Hälfte, überall aber nur selten und einzeln vor. Viele Malaien, bei welchen ich mich nach ihm erkundigte, hatten ihn niemals gesehen und wußten von ihm kaum mehr als den Namen. Ich selbst aber habe zweimal Gelegenheit gehabt, ihn lebend und im Naturzustande zu sehen.

Das erste Mal war 1847 zu Palembang, als ich die Gastfreundschaft von Herrn de Kock genoß. Auf dem rechten Ufer des Mousi, ungefähr eine Viertelmeile stromaufwärts von dem Forte, lag ein großer Garten, den der Oberst hauptsächlich seiner zahlreichen Mangustan's Manga's und anderer herrlicher Fruchtbäume wegen gemiethet hatte. Wir hatten, bei unseren abendlichen Ruderfahrten auf dem Mousi, diesen Garten verschiedene Male besucht, auch einmal einen ganzen Tag in dem sich in ihm befindenden, zwar ländlichen aber wohleingerichteten Hause zugebracht.

Eines Morgens, zu ungewöhnlich früher Stunde, als ich kaum das Bett verlassen hatte, trat Herr de Kock zu mir in das Zimmer um mich aufzufordern, mich so schnell wie möglich anzukleiden. Er theilte mir mit, wie ihm so eben gemeldet worden sei, daß ein großes Thier, dessen Namen er aber von dem Ueberbringer dieser Neuigkeit nicht mit Sicherheit habe erfahren können, in der letzten Nacht in den Garten auf der andern Seite des Flusses eingedrungen wäre und sich noch jetzt daselbst befände. Wir hätten also Aussicht auf ein Jagdabenteuer. Die Bidar läge schon bereit und er habe Engelken und Daniel Fisher einladen lassen sich mit uns dorthin zu begeben. Beide Herren erschienen auch schon wenige Augenblicke später.

Wie ich schon bemerkte, ist das rechte Ufer des Mousi im Ganzen noch niedriger und sumpfiger als sein linkes. Man hatte deßhalb schon bei der ersten Anlage des Gartens, den wir gegen acht Uhr betraten, die hierfür gewählte Stelle, sowohl um sie trockener zu machen als auch um die hierdurch gewonnene Erde zu ihrer Erhöhung gebrauchen zu können, mit einer Menge von kleineren Gräben durchzogen. Das Wasser floß aus ihnen in eine den Garten genau in seiner Mitte theilende breitere Wasserleitung, um durch diese dem nächsten der zahlreichen, sich auf beiden Ufern des Mousi in ihn ergießenden Soungei's zugeführt zu werden.

Diese Wasserleitung lief unter der Einfriedigung des Gartens durch. Man hatte aber an der betreffenden Stelle einige Stacketen bis auf den Boden des Kanals verlängert. Von diesen war der untere, dem Wasser ausgesetzte Theil verfault, so daß sich daselbst eine in den Garten führende Oeffnung befand. Durch diese war das unbekannte Thier, in welchem wir einen Tapir erkannten, eingedrungen. Es war ein beinahe vier Fuß hohes und noch einmal so langes, ausgewachsenes Weibchen.

Baron de Kock gab Befehl das Thier nicht zu tödten sondern, wenn es nur irgend möglich wäre, lebend zu fangen. Er hatte nämlich den Gedanken gefaßt, dasselbe der zoologischen Gesellschaft Natura artis magistra in Amsterdam zum Geschenke zu machen. Die Anzahl der anwesenden Malaien, aus den Bedienten und Wächtern des Gartens,

den Ruderern der Bidar sowie mehreren, aus der Nachbarschaft herbeigeeilten Männern bestehend, betrug ungefähr zwanzig. Sie kamen nach kurzer Berathung überein, dem Thiere eine Schlinge über den Kopf zu werfen. Da europäische Stricke nicht zur Hand waren so mußten hierzu aus Rotang geflochtene Taue dienen.

Der Tapir schien anfangs die Gegenwart so vieler Menschen kaum zu beachten, oder sich hierdurch doch nicht sehr beunruhigt zu fühlen, obschon er bemüht war sich immer in beträchtlicher Entfernung von uns zu halten. Mit langsamen Schritten wandelte er die breiteren Wege entlang, blieb aber häufig stehen, wenn entweder ein junger Zweig oder eine Blume, oder besonders frisch und saftig aussehendes Gras seine Eßlust reizte. In diesem Garten befand sich, den vielen Gräben entsprechend, von denen er durchschnitten wurde, eine beträchtliche Anzahl von Brücken. So oft der Weg den Tapir vor eine derselben führte, sahen wir ihn, bevor er hinüberging, sie erst sehr vorsichtig und bedächtig mit den Vorderfüßen untersuchen, um sich hierdurch von ihrer Festigkeit und Tragbarkeit zu überzeugen. Ganz auf dieselbe Weise handeln auch Elephanten, wenn sie an eine Brücke kommen und der Bach, über welchen dieselbe führt, ein so hohes und steiles Ufer hat, daß sie nicht, ohne die Brücke zu passiren, neben ihr auf die andere Seite gelangen können.

Erst als die Malaien, welche sich in verschiedene Haufen zertheilt hatten, mit ihren Stricken den Tapir zu beschleichen suchten, wurde derselbe scheuer, setzte sich in einen so schnellen Lauf, daß seine Verfolger zurückbleiben mußten und eilte in gerader Linie auf die Einfriedigung zu um sich dort einen Weg nach außen zu bahnen. Hierbei wurden mehrere der kleineren Gräben, mit einer Leichtigkeit, welche uns in Verwunderung versetzte, von ihm theils durchschritten, theils übersprungen. Als es ihm nicht gelang an der erst erwähnten Stelle die den Garten einschließenden Stacketen zu durchbrechen, wandte er sich um und eilte dem entgegengesetzten Ende zu. Ein Theil der Malaien stellte sich ihm entgegen, bildete, als er im vollen Rennen auf sie zukam, eine Gasse, um ihn zwischen sich durch zu lassen und warf zugleich seine Schlingen nach ihm, aber ohne auch nur mit einer ihn in der richtigen Weise zu treffen. Einer zweiten Abtheilung, die ihm hierauf den Weg vertrat, gelang solches eben so wenig. Nun machte der Tapir eine Schwenkung nach rechts und lief der mittleren, breiteren, den Garten in zwei Hälften theilenden Wasserleitung zu. Aber bevor er dieselbe erreichte, waren schon wieder mehrere Malaien in seiner Nähe. Einem von ihnen gelang es ihm die Schlinge über den Kopf zu werfen, aber das Thier entzog sich ihr wieder, bevor sie sich zusammengezogen hatte.

Als er auf diese Weise, wohin er sich wenden mochte, seine Ver-

folger neben sich sah, wurde er immer aufgeregter aber, wie es uns vorkam, mehr von Angst als von Wuth. Bis dahin hatten wir ihn nur laut und schnell schnaufen gehört. Jetzt aber fing er an zu schreien und zwar in einer Weise, welche mit dem Grunzen eines gejagten zahmen Schweines die meiste Aehnlichkeit hatte. Nur war sein Schreien nicht so zusammenhängend sondern abgebrochener, mehr stoßweise und zugleich tiefer klingend. Als er die Schlinge abgeschüttelt hatte, wandte er sich so schnell zur Seite, daß zwei Malaien, bevor sie ausweichen konnten, von ihm umgerannt wurden, und stürzte sich, ohne die zu Boden liegenden zu beißen, zu treten oder überhaupt nur sich um sie zu bekümmern, in größter Hast in die mehr genannte Wasserleitung, wahrscheinlich um längs diesem Wege, auf welchem er in den Garten eingedrungen war, denselben auch wieder zu verlassen und sich seinen Verfolgern zu entziehen.

Der Graben war gegen sechs Fuß breit, besaß aber eine ungleiche, an einigen Stellen gegen vier, an anderen kaum drei Fuß betragende Tiefe, so daß der Tapir nicht allenthalben schwimmen konnte. Ein Theil der Malaien war ihm in das Wasser nachgesprungen um seine Hinterbeine einzuschnüren, während der andere ihm, von dem Ufer aus, die Schlinge über den Kopf zu schieben suchte. Beides gelang, da das Thier sich in dem Graben nicht umzuwenden vermochte, trotz seines immer lauter und anhaltender werdenden Schreiens und aller Anstrengung welche es machte, um sich seinen Verfolgern zu entziehen. Hierbei aber kam das von dem Herumtreten des Tapirs und der Malaien auf dem weichen Lehmboden des Grabens zu Schlamm gewordene Wasser in eine solche Bewegung und spritzte mitunter so hoch auf, daß wir die Scene, welche sich wenige Schritte vor uns zutrug, kaum in ihren Einzelheiten verfolgen konnten. Es dauerte nicht lange bis die Malaien den Tapir gebunden und zusammengeschnürt hatten. Auch hierbei war keiner von ihnen auf die eine oder andere Weise von ihm verwundet geworden.

Als das Thier machtlos auf dem Rasen lag und durch zahlreiche Begießungen von allem ihm anhängenden Schlamme gereinigt war, besahen wir es uns ganz genau, und ich nahm einige Messungen von ihm. Seine Länge von der Spitze des 7 Zoll langen Rüssels bis zu dem Ende des sehr kurzen höchstens 2 Zoll langen Schwanzes betrug 7 Fuß 9 Zoll; seine Höhe, in der Schultergegend aber 3 Fuß $6\frac{1}{2}$ Zoll; sein Umfang 6 Fuß 2 Zoll. Seine Farbe war ein mattes Schwarz. Nur die Spitzen seiner Ohren waren weiß, und ein großer weißer, etwas in das Graue spielender Flecken, breitete sich über die größere hintere Hälfte seines Rückens, gleich einer Decke, hinten bis zur Schwanzwurzel, an den Seiten bis zum Bauche aus. Letzterer selbst war schwarz. Auf seiner dicken Haut standen nur hier und da kurze

Haare. Sie fühlte sich fast wie Kaoutschouk an, mit dem sie auch, den erwähnten weißen Flecken ausgenommen, hinsichtlich ihrer matten, schwarzen Farbe übereinstimmte. Der Schwanz war ganz unbehaart.

Oberst de Kock gab Befehl, aus Bambusrohren einen hinlänglich festen und geräumigen Käfig für das Thier zu machen. Schon am Nachmittage gelangte es in der Residentswohnung an. Es gewöhnte sich sehr bald an seine Gefangenschaft und verleugnete auch in diesem Zustande nicht die Sanftmuth und Harmlosigkeit seines Wesens. Auch an den Anblick von Menschen gewöhnte es sich bald. Es dauerte nicht lange, so wandte er, wenn der Tapir sah, daß wir uns ihm näherten, sich uns entgegen, steckte seinen Kopf, so weit er es vermochte, zwischen den Bambusrohren seines Käfiges durch, und nahm, wenn wir ihm einen Pisang oder ein Stück Zuckerrohr zureichten, dieses mit dem Maule aus unseren Händen. Er ließ sich nicht nur von uns anfassen, sondern schien selbst gern zu sehen, wenn man ihm am Kopfe krauete. Auch betastete und beschnüffelte er mit der rüsselförmigen Verlängerung seiner Nase häufig unsere Hände.

Sein Futter bestand anfangs hauptsächlich in frischem Grase und Baumblättern; später aber in gekochtem Reis. Wie es bei den meisten anderen pflanzenfressenden Säugethieren auf den indischen Inseln, wenn sie sich in Gefangenschaft befinden, der Fall ist, gewöhnte sich auch dieser Tapir nicht nur sehr bald an den Reis, sondern schien sogar besonders viel davon zu halten. Zuckerrohr und Pisang's waren für ihn eben solche Leckerbissen wie sie es für Elephanten, Pferde, Hirsche u. a. m. sind. Als ich einige Monate später von Palembang nach Batavia zurückkehrte, gehörte, neben einer beträchtlichen Anzahl von anderen, merkwürdigen Thieren, auch dieser Tapir zu meinen Reisegenossen.

Das zweite Mal, wo ich eine Begegnung mit einem Tapir hatte, war im Jahre 1862 in Boungamas, dem Hauptorte der zu der Assistent-Residentschaft Tebing-Tinggi gehörenden Abtheilung Kikim. Es war kurz vor Sonnenuntergang; ich hatte den Ort eben betreten und wollte mich zu der Wohnung des Controleurs van Amstel begeben, als zahlreiche Menschenstimmen, vermischt mit lauten Angstschreien eines Thieres, die Aufmerksamkeit von mir und meinen Begleitern auf sich zogen. Die Träger meines Gepäckes setzten dasselbe, ohne meine Erlaubniß hierzu abzuwarten, nieder und liefen, zwischen den Häusern und Gärten zu meiner Rechten, der Stelle zu, von welcher das Rufen und Schreien zu uns ertönte. Ich selbst beeilte mich dorthin zu gelangen. Mit der halben Bevölkerung des Ortes traf ich daselbst auch Herrn van Amstel an.

Ein großer männlicher Tapir lag, aus zahllosen Wunden blutend,

sterbend zu Boden. Er vermochte schon nicht mehr sich aufzurichten und kaum noch den Kopf und die Beine zu bewegen. Auch sein schmerzliches Schreien und Stöhnen ward jeden Augenblick schwächer. Dessenungeachtet aber drang man noch fortwährend, um ihm vollends den Rest zu geben, von allen Seiten mit Lanzen und Klewang's auf ihn ein. Es schien, daß ein Jeder seine Waffe mit dem Blute des bald nachher verendenden Thieres färben wolle. Selbst ganz kleine Knaben beeiferten sich ihm einen Stoß oder Schlag zu versetzen. Nur die Frauen umstanden als Zuschauerinnen diese Scene, ohne sich selbst an der Tödtung des Thieres zu betheiligen.

Wie ich erfuhr war der Tapir ganz unbemerkt in das Dorf gekommen und erst entdeckt geworden als die Bevölkerung von ihrer täglichen Beschäftigung in den Ladang's, den Talang's oder im Walde, nach Boungamas zurückkehrte. Man erblickte ihn zuerst als er, ganz in der Nähe eines Hauses, sich daselbst zum Trocknen ausgestellte Bohnen wohlschmecken ließ. Man hatte Jagd auf ihn gemacht, ihn, als er fliehen wollte, umzingelt und, auf die beschriebene Weise, durch Lanzenstiche und Hiebe mit dem Klewang getödtet.

Dieses Männchen war einen halben Fuß niedriger und ebenso viel kürzer als das Weibchen, bei dessen Fange zu Palembang, im Garten von Baron de Kock, ich im Jahre 1847 zugegen gewesen war. Herr van Amstel hatte die Freundlichkeit den Schädel dieses Thieres für mich präpariren und ihn mir später zukommen zu lassen. Das Vorkommen desselben zu Boungamas, welches gegen 1200 Fuß über dem Meere in einer zwar von Flüssen durchzogenen und waldreichen, aber trocknen Hügelgegend gelegen ist, beweist daß dieses Thier nicht ausschließlich in sumpfigen Niederungen lebt, wiewohl es nicht unwahrscheinlich ist daß diese letzteren seinen Lieblingsaufenthalt bilden.

Ich komme jetzt zu einem andern Thiere, welches dem Umstande, daß die Bevölkerung von Sumatra verhältnißmäßig so gering ist; daß das im Culturzustande sich befindende Land nur einen äußerst kleinen Theil des Gesammt-Areales dieser Insel bildet und daß die unermeßlichen Wälder, mit denen dieselbe bestanden ist, von einer so beträchtlichen Anzahl größerer Säugethiere belebt sind, eine leider nur allzu große Vermehrung und Ausbreitung verdankt. Es ist dieses der auf Sumatra Rimauw, oder Arimauw, oder auch, wie auf Java, Matjan genannte Königstiger. Dem letzteren Namen wird gewöhnlich, um diese Art von den beiden neben ihr vorkommenden, unter der Benennung von Matjan toutol zusammengefaßten Panther-Arten — Felis pardus und F. macrocelis — zu unterscheiden, das Wort Loreng d. h. gestreift hinzugefügt.

Die Anzahl der Tiger ist auf dieser Insel überaus groß und man

kann sagen daß er auf ihr, mit Ausnahme allein der niedrigsten, stets unter Wasser stehenden Küstenstriche ihrer Osthälfte, überall vorkommt. Nicht weniger wie in den heißesten Niederungen hält er in den kälteren Gebirgsgegenden, bis zu einer Höhe von mehreren Tausend Fuß über der See, seine Raubzüge. Er ist recht eigentlich Herr und Tyrann dieser Insel und man müßte, käme es darauf an ein Wappen für Sumatra zu entwerfen, ein Paar Tiger zu Schildhaltern wählen.

Gleichwie die Tiger in einer viel größeren Anzahl auf Sumatra als auf Java angetroffen werden, so sollen sie auch, wie man allgemein annimmt, die auf letzterer Insel vorkommenden an Kraft übertreffen und in keiner Beziehung unter denen des asiatischen Festlandes stehen. Die Zahl der Menschen, welche auf Sumatra von ihnen getödtet werden, ist außerordentlich groß, aber nicht zu berechnen. Sie beträgt allein in der Residentschaft Palembang, wie mir sowohl von Baron de Kock wie von Herrn van Ophuyzen, der im Jahre 1862 daselbst Resident war, aus amtlichen Angaben mitgetheilt wurde, stets zwischen 1400 und 1500 im Jahre, während die Gesammtbevölkerung dieser Provinz auf höchstens 350,000 Seelen geschätzt werden kann. Es ist keineswegs übertrieben sondern buchstäblich wahr daß daselbst ganze Dörfer von Tigern ausgemordet oder ihretwegen verlassen worden sind. Je weiter ich mich auf meiner Reise durch Sumatra im Jahre 1862 in westlicher Richtung von der Hauptstadt Palembang entfernte und jemehr ich mich, zuerst dem Vulkane Dempo, später dem Barissan-Gebirge näherte, um so häufiger hörte ich ihrer erwähnen und um so mehr überzeugte ich mich davon, wie die Furcht vor ihnen alle Gemüther erfüllte. Anfangs kam mir diese Furcht wenn auch nicht ganz ungegründet, doch in hohem Grade übertrieben vor. Ich habe schon erzählt welche Besorgniß der Controleur von Muara Blitin, Herr du Cloux, an den Tag legte, als ich eines Abends, bald nach Sonnenuntergang, mich unweit seiner, mit einer Palliſadirung von hohen Bambusrohren umgebenen Wohnung im Scheine des Vollmondes erging.

Niemals konnte ich, wie wünschenswerth es mir auch vorkam einen nicht unbeträchtlichen Theil meines Tagemarsches in der erquicklichen Morgenkühle zurücklegen zu können, die Träger meines Gepäckes dazu veranlassen, anstatt nach Sonnenaufgang, schon ein Paar Stunden nach Mitternacht mit mir aufzubrechen. Nachmittags beeilten sie sich stets, auf eine nicht selten für mich lästige Weise, noch vor Sonnenuntergang unser Nachtquartier zu erreichen. Das Motiv hierzu aber war nichts als ihre Furcht vor den Tigern. Traf es sich das eine oder andere Mal, daß wir noch nach Sonnenuntergang und eingetretener Dunkelheit uns auf dem Wege befanden, so wurden eine Menge von, entweder bloß aus langen, vielfach gespaltenen, oder aus ungespal-

tenen, mit Harz, mal. Damar, gefüllten Stücken trockenen Bambusrohres bestehende Fackeln, mal. Soulou, angezündet und von ihren Trägern unter lautem Schreien, Rufen und Singen hin und her geschwungen. Zugleich aber drängten sich Alle so dicht wie möglich in meine Nähe; nicht sowohl aber meiner als ihrer eigenen Sicherheit wegen. Auf Sumatra nämlich herrscht, ähnlich wie auf Java, der Volksglaube daß, wenn Europäer und Eingeborene beisammen sind, stets nur die Letzteren von Tigern besprungen und weggeschleppt werden. Aus diesem Grunde hielten sich die dicht neben mir gehenden für am meisten hiergegen geschützt.

Wie geneigt ich aber anfangs auch sein mochte diese Furcht für übertrieben zu halten, so konnte ich mich doch sehr bald davon überzeugen daß in dem westlichen Theile der Residentschaft Palembang, besonders in den Distrikten welche die Assistent-Residentschaft Tebing-Tinggi bilden, sowohl die Anzahl der Tiger als der durch sie verursachte Verlust an Menschenleben ungemein beträchtlich, somit aber die daselbst bestehende Furcht vor diesen Thieren eine gerechte und gegründete ist.

In dem schon genannten Boungamas bemerkte ich, als ich am Morgen meiner Abreise von dort die mit entblößtem Oberkörper dastehenden Träger meines Gepäckes musterte, unter diesen sieben und vierzig Männern nicht weniger als siebenzehn, bei welchen meistens sehr tiefe und ausgebreitete Narben zu erkennen gaben daß sie mit den Zähnen oder Krallen eines Tigers in zu naher Berührung gewesen waren. Mehrere von ihnen waren hierdurch sehr entstellt geworden, besonders aber Einer, der das linke Auge verloren hatte und bei welchem die Hälfte des Gesichtes sowie der größte Theil des Halses und der Brust, eine einzige, große, zusammenhängende Narbe bildeten. Diese siebenzehn so Gezeichneten können insofern als Maßstab für die ungefähre Verwüstung dienen, welche durch die Tiger unter der Bevölkerung dieser Gegend angerichtet wird, als sie Alle dem einen Orte Boungamas angehörten, sämmtlich innerhalb weniger Jahre verwundet geworden waren und nur der allerkleinste Theil derer, die von Tigern angefallen werden, mit dem Leben davon kommt.

Zu Lahat und Tebing-Tinggi wagten die in den Forts daselbst wohnenden Offiziere und die Civilbeamten, deren Häuser außerhalb derselben, wiewohl nur in geringer Entferung von ihnen gelegen waren, niemals nach Sonnenuntergang einander zu besuchen ohne selbst bewaffnet und von mit geladenen Gewehren und Lanzen versehenen Soldaten oder Pratjourit's begleitet zu sein. Auffallend ist mir gewesen daß ich selbst, als ich diese Gegend durchzog, wo die vielen, gegen Tiger genommenen Vorsichtsmaßregeln; die Mittheilungen welche ich täglich davon vernahm daß hier Ziegen oder Büffel, dort im Felde arbeitende

Menschen von ihnen getödtet und weggeschleppt seien, oder daß sie in Häuser eingedrungen wären, um daselbst ein schreckliches Blutbad anzurichten, sowie Felle und Schädel, welche ich, zur Erinnerung an erfolgreiche Jagden auf sie, sehr oft bei Offizieren und Beamten wahrnahm, mir die außerordentliche Häufigkeit ihres Vorkommens zur Gewißheit machten, daselbst doch nicht einen einzigen Tiger im Naturzustande erblickt habe. Dagegen machte man mich häufig auf ihre Fußspuren aufmerksam und nicht selten hörte ich unweit des Weges ihre Stimme. Diese Stimme bestand aber nicht in dem fürchterlichen Brüllen, in welches ein Tiger ausbricht wenn er gereizt und wüthend ist, sondern in einem hiervon durchaus verschiedenen, kurzen und abgebrochenen, dem Rufe eines Hirsches ähnlichen Tone. Ich habe überhaupt, obgleich ich mehrere Male auf Sumatra gewesen bin, nur ein einziges Mal einen Tiger im Freien gesehen. Es war dieses aber schon bei meiner ersten Anwesenheit daselbst i. J. 1847, bei Gelegenheit meines Ausfluges nach dem Danau louar und Danau itam.

Um die Bevölkerung zu veranlassen die Vertilgung der Tiger auf kräftige und erfolgreiche Weise zu betreiben, ist von der indischen Regierung bestimmt worden, daß, ähnlich wie auf Java, auch auf Sumatra, in den dem niederländischen Scepter unterworfenen Provinzen, für jeden getödteten Tiger, wenn die Beweise hierfür eingeliefert sind, eine Prämie von 10—15 Gulden ausbezahlt wird. Diese schon seit längerer Zeit bestehende Maßregel hat aber nicht die erwünschte Wirkung gehabt. Denn, wie ich zu Palembang erfuhr, beträgt die Totalsumme, welche in dieser Residentschaft jährlich an solchen Prämien verausgabt wird, nicht mehr als höchstens 350—400 Gulden.

Die eingeborene, malaische Bevölkerung ist aber nicht so geartet daß sie sich, ungeachtet der geldlichen Vortheile welche sie dadurch erlangen könnte und trotz des so beträchtlichen Verlustes an Menschenleben wie an Hausthieren, welchen sie jährlich durch die Tiger zu erleiden hat, mit vereinten Kräften der Verfolgung und Vertilgung dieser Thiere auf eine methodische, energische und fortgesetzte Weise unterziehen sollte. Es wird zwar alljährlich eine größere oder kleinere Anzahl von Tigern getödtet; solches geschieht aber mehr in Folge einer Art persönlicher Rache, wenn der Eine oder Andere entweder ein ihm theures Glied seiner Familie, oder auch nur ein Stück Vieh, welches für ihn werthvoll war, durch sie verloren hat, als in Folge einer mehr allgemeinen, das öffentliche Wohl bezweckenden Maßregel. Die in solchen Fällen stattfindende Verfolgung ist in der Regel auch nicht sowohl gegen die Tiger im Allgemeinen, wie speciell gegen Denjenigen von ihnen gerichtet, von welchem man glaubt daß der zu rächende Angriff ausgegangen sei.

Ein allgemein herrschendes Vorurtheil hält die Bewohner eines Dorfes, in dessen Nähe sich Tiger erblicken lassen, so lange von ihrer Verfolgung zurück, bis sie Verluste an Menschenleben oder Vieh von denselben erlitten haben. Sie meinen nämlich daß der Tod eines Tigers, der ihnen selbst keinen Schaden zugefügt, alle Verwandten und Freunde desselben zur Rachenahme gegen sie veranlassen werde. Ueberhaupt sind mit dem Tiger, und zwar ganz besonders in diesem Theile von Sumatra, viele abergläubische Vorstellungen verbunden. Eine hiervon ist die daß auf dem schon genannten, in der erst vor wenigen Jahren den Niederländern unterworfenen Landschaft Passumah lebar gelegenen Vulcan Dempo, sich ein großer Kampong befände, dessen Bewohner einzig und allein Tiger wären. Dieselben besäßen aber die Gabe sich in Menschen verwandeln zu können und kämen in dieser Gestalt nicht selten von ihrem Berge herunter um die benachbarten Bazar's zu besuchen und sich unter die übrige Bevölkerung zu mischen. Einige von ihnen hätten sich selbst mit Mädchen aus naheliegenden Dörfern verheirathet. In dem einen Falle hätte die Neuvermählte, in der Brautnacht, gesehen wie ihr Mann, während daß sie schliefe, sich in einen Tiger verwandelt, das bräutliche Lager verlassen und sich aus dem Hause in den nahegelegenen Wald begeben habe. In dem zweiten Falle habe eine schon seit längerer Zeit verheirathete Frau einmal bemerkt wie ihr Mann, der sie allnächtlich zu verlassen pflegte um erst gegen Morgen zu ihr zurückzukehren, einmal von einem solchen Ausgange mit einem verbundenen Arme wiedergekommen sei. Sie habe, als er schlief, den Verband entfernt um seine Verwundung näher in Augenschein zu nehmen. Zu ihrem Schrecken aber habe sie, anstatt eines Menschenarmes, die Tatze eines Tigers erblickt.

Diese und ähnliche wunderbare Geschichten von Tigern habe ich in den Landschaften Ampat Lawang, Redjangen und Passumah von übrigens verständigen Eingeborenen wiederholt erzählen gehört. Alle aber waren davon, daß sich Solches wirklich zugetragen habe, felsenfest überzeugt.

Die Weise in welcher in diesem Theile von Sumatra den Tigern von der Bevölkerung nachgestellt wird, ist nicht immer dieselbe. Es geschieht im Allgemeinen seltener durch offene Jagd auf sie mit Schießgewehren oder Lanzen, als auf eine mehr heimliche und versteckte Weise mittels Fallen, Schlingen und Giften. Die Fallen bestehen am häufigsten in geräumigen, sehr stark und fest aus dicken Bambusrohren oder Planken gemachten Käfigen, an deren Eingängen sich eine in die Höhe gezogene Fallthür befindet. Diese letztere ist so befestigt daß sie niedersinkt und den Käfig verschließt, sobald der Tiger in denselben eingedrungen ist um sich der im hintersten Theile des Käfigs angebundenen

Ziege zu bemächtigen. Eine andere Art von Falle besteht darin daß eine Planke über eine Grube, aus derem Grunde scharf zugespitzte Pfähle hervorragen, so gelegt wird, daß sie auf der Stelle umschlägt, sobald der Tiger, in seinem Gange nach der oberhalb der Grube befestigten Lockspeise, die Mitte der Planke überschritten hat. Der Tiger stürzt hierbei in die Grube und wird von den aus ihr hervorragenden Pfählen aufgespießt. Bei noch einer anderen Falle stürzt der Tiger in eine Grube während gleichzeitig ein schwerer Balken auf ihn fällt und ihm zum wenigsten mehrere Knochen zerschmettert. Zu den Schlingen, in denen er sich meistens mit den Hinterbeinen verfängt, werden starke, aus Rotang gedrehte Taue gebraucht, die selbst seine ungeheure Kraft nicht zu zerreißen vermag.

Soll ein Tiger vergiftet werden, so zieht man von einer ihm eigenthümlichen Gewohnheit Vortheile. Wie die Eingebornen für gewiß halten, schleppt ein Tiger, sobald er sich einer größeren Beute bemächtigt hat, dieselbe in den Wald, begnügt sich aber den ersten Tag damit ihr das Blut auszusaugen. Erst am folgenden Tage kehrt er zurück um sich an ihrem Fleische zu sättigen. Sobald aber seine Begierde gestillt ist, stellt sich bei ihm das Bedürfniß des Trinkens ein. Ein unweit des todten Körpers hingestelltes Gefäß mit Wasser, worin Arsenik aufgelöst wurde, löscht seinen Durst und tödtet ihn bald nachher.

Was man mir von der Kraft des Sumatranischen Tigers erzählt hat, nähert sich dem Unglaublichen. Er soll mit einem einzigen Schlage seiner Vordertatze einem alten Büffel das Rückgrat zerschmettern und das Thier todt zu Boden strecken können. Ein halbausgewachsener Büffel aber ist für ihn eine so geringe Last daß er mit ihr über hohe Hecken und breite Gräben springen und sie in schnellem Laufe seinen Wäldern zutragen kann. Der Volksglaube besteht daß er das Fleisch von Menschen, nachdem es einmal von ihm gekostet wurde, später dem von allen Thieren vorzöge. Ein Tiger der nicht schon früher einen Menschen angefallen hat, soll, wenn er nicht von Hunger geplagt wird, wenig zu fürchten sein. Jeder von einem Tiger getödtete Mensch wird von ihm, bevor er sein Mahl beginnt, mit dem Gesichte der Erde zugekehrt, weil der Tiger, wie die Malaien wähnen, den Blick der menschlichen Augen, selbst nachdem sie im Tode erstarrt sind, nicht ertragen kann. Man glaubt auch, daß der Tiger, ähnlich wie von der Klapperschlange erzählt wird, auf kleinere Säugethiere, namentlich aber auf Affen, eine Art von Fascination ausübe. Begegne er den letzteren, was nicht selten geschehe, einzeln oder haufenweise im Walde auf der Erde und träfe sein Blick den ihren, so würden sie hierdurch willenlos und unvermögend selbst auf nahestehende Bäume zu entflüchten, so daß der Tiger sich ihrer mit der größten Leichtigkeit bemächtigen könne.

Ein anderes, wiewohl einer anderen Klasse angehörendes Raubthier,

welches, wie der Tiger, fast überall auf Sumatra vorkommt und gleich diesem alljährlich eine Unzahl von Menschenleben vernichtet, ist das Crocodil, mal. Bouaija, im Holländischen gewöhnlich Kaiman genannt. Es ist dieses die überall im indischen Archipel, wo nur Flüsse vorhanden sind, häufig vorkommende Art, Crocodilus biporcatus nach Cuvier.

Häufiger aber als in den großen Flüssen der östlichen Hälfte von Sumatra, dürften diese Thiere nirgends gefunden werden. Sie erfüllen diese Flüsse von ihrer Mündung an bis wo dieselben schmäler und wasserärmer, ihre Ufer aber höher und felsiger zu werden anfangen, auch Klippen und Stromesschnellen in ihnen auftreten. Im Gegensatze dazu daß man, trotz der großen Häufigkeit der Tiger auf Sumatra, diese Insel von dem einen bis zum andern Ende durchreisen kann ohne einen einzigen von ihnen zu erblicken, kommt kein anderes Thier so häufig zur Wahrnehmung als der Kaiman. Denn schon in dem Mousi, zwischen beiden Hälften der Stadt Palembang, bietet sich jeden Augenblick die Gelegenheit einzelne dieser Thiere herumschwimmen zu sehen, wie sehr dieser Theil des Flusses auch belebt und wie groß auch die Anzahl der Panjallan's, Bidar's und Djoukon's ist, welche ihn fortwährend durchschneiden. Dr. Engelken und ich haben häufig, aus der vorderen Galerie eines Rakkit, in welchem ein Bekannter von uns wohnte, mit der Büchse auf den Fluß hinuntertreibende oder ihn hinaufschwimmende, mächtige, mit dem Kopfe und Rücken kaum eine Handbreit aus dem Wasser hervorragende Crocodile geschossen.

Die Anzahl Derjenigen welche, allein in der Residentschaft Palembang, alljährlich durch Crocodile getödtet werden, beläuft sich, nach den officiellen Angaben hierüber, auf 900—1000. Auch auf die Tödtung dieser Thiere, wie auf die Vernichtung ihrer Eier, wurde von der Regierung eine Belohnung gesetzt. Da dieselbe für jedes Ei aber nur wenige Cente betrug, so begriff die Bevölkerung sehr bald, wie sehr viel vortheilhafter es für sie sei, statt der Eier, die aus ihnen künstlich gebrüteten Jungen bei der betreffenden Behörde einzuliefern. So entstanden ganze Brutanstalten für Kaiman's.

Denn da in dem betreffenden Regierungserlasse nur bloß von der Tödtung dieser Thiere im Allgemeinen gesprochen wurde und man vergessen hatte einen Unterschied zwischen ganz jungen, kaum einen Fuß langen und den allergrößten, vollkommen ausgewachsenen zu machen, so mußte allerdings, so lange nichts Näheres hierüber bestimmt war, für die ersteren dieselbe Belohnung wie für die letzteren bezahlt werden. Sehr bald aber wurde diesem Mißbrauche durch eine neue Verordnung ein Ende gemacht.

Die meisten der Eingeborenen, welche durch Crocodile verunglücken, werden von denselben überfallen, während sie im Flusse baden. Nicht

selten aber geschieht es auch daß eines dieser Thiere, plötzlich in unmittelbarer Nähe einer Bidar oder Pantjallan auftauchend, unversehens einen der Ruderer oder eine von den übrigen, sich auf diesen Fahrzeugen, deren Bord ein so sehr niedriger ist, befindenden Personen ergreift und mit dieser Beute augenblicklich wieder unter der Wasserfläche verschwindet. Von Herrn van Ophuyzen, der 1862 Resident von Palembang war, früher aber dieselbe Stellung in den Lampong's bekleidet hatte, wurde mir der folgende Vorfall mitgetheilt welchem er als Augenzeuge beigewohnt hatte. Als Resident der Lampong's machte er nämlich eines Tages in einer großen, mit zahlreichen Ruderern versehenen offenen Prauw eine Fahrt auf dem Sekampong welcher sich im südlichsten Theile der Ostküste von Sumatra, unweit des östlichen Einganges in die Sunda-Straße, in das Meer ergießt.

Mit dem Residenten befanden sich in der Prauw verschiedene Häuptlinge mit ihrem Gefolge. Einer von ihnen, höchstens ein Paar Schritte von Herrn van Ophuyzen sitzend, wurde von einem ungewöhnlich großen Crocodile gepackt und aus dem Fahrzeuge rücklings in den Fluß gezogen wo das Thier mit seiner Beute untertauchte. Der Kaiman hatte sich gänzlich unbemerkt der Prauw zu nähern gewußt. Er erhob seinen Kopf so plötzlich aus dem Wasser, schnappte nach dem Häuptlinge und zog ihn so schnell mit sich in die Tiefe, daß derselbe, in dem Augenblicke, wo man seinen Angstschrei hörte, auch schon verschwunden war. Die Wenigsten von den in der Prauw Fahrenden hatten den Kaiman selbst gesehen. Alle Versuche aber um den Unglücklichen zu retten oder wenigstens seinen Leichnam aufzufinden blieben gänzlich fruchtlos.

Die Kaiman's sind eben so schlaue als durch ihre große Gefräßigkeit, verbunden mit einer außerordentlichen Körperkraft, gefährliche Raubthiere. Ihre Größe ist oft sehr beträchtlich und ich habe häufig solche gesehen deren Körper, von der Spitze der Schnauze bis zum Schwanzende, eine Länge von 20 bis 25 Fuß hatten, während ihr Umfang, in der Mitte, wenigstens 10 bis 12 Fuß betrug. Als echte Amphibien leben diese Thiere nicht anhaltend und ausschließlich im Wasser und werden häufig auch auf dem Lande, wiewohl selten in größerer Entfernung von einem Flusse und meistens nur auf seinem Uferrande, angetroffen. Sie sind dort aber kaum weniger gefährlich als im Wasser. Denn ungeachtet der Kürze ihrer Beine sowie des Umstandes daß ihre Füße, namentlich aber die hinteren, wesentlich zum Schwimmen eingerichtet sind, vermögen sie sich doch auf dem Lande, selbst auf weichem und sumpfigem Boden fortzubewegen ohne daß ihr Bauch die Erde berührt. Wie mir, auf Sumatra von Malaien, auf Borneo von Malaien und Daijak's, welche Augenzeugen hiervon gewesen sein wollten, auf die bestimmteste Weise mitgetheilt wurde, findet auch die Begattung des Crocodils auf

dem Lande statt und zwar bei dem Eintritte der Regenzeit oder des Nordwest-Monsuns. Das Weibchen soll hierbei auf die Seite oder auf dem Rücken liegen.

Es sind nächtliche Raubthiere, wie schon ihre senkrechte Pupille andeutet, in deren Wesen und Benehmen sich eine gewisse Aehnlichkeit mit dem der Katzen ausspricht. Wie diese belauern sie, selbst gänzlich still und bewegungslos zwischen den Uferpflanzen liegend, alle Bewegungen des Thieres, welches ihre Aufmerksamkeit erregte, mit unabgewendetem Auge und nicht selten stundenlang um endlich, wenn der günstige Moment hierzu gekommen ist, auf diese Beute mit der Schnelligkeit eines Pfeiles loszustürzen und sie mit ihren scharfen, von keinen Lippen bedeckten Zähnen zu erfassen. Während der heißesten Tageszeit sieht man sie häufig, bewegungslos, wie umgestürzte Baumstämme, an kühlen, gegen die Sonnenstrahlen geschützten Stellen, auf dem Ufer der Flüsse liegen. Man kann sich ihnen alsdann ohne Mühe bis auf schußgerechte Entfernung nähern. So oft aber als ich in solchen Fällen auf diese Thiere schoß, eben so oft sah ich sie, selbst wenn ich sie tödtlich getroffen hatte, mit unglaublicher Geschwindigkeit vom Boden aufschnellen und sich, nicht selten rücklings und den Kopf nach unten, in den Fluß stürzen. Um sie tödtlich zu treffen muß der Schuß nach dem Kopfe gerichtet sein, weil an ihm die Haut unmittelbar den Knochen angeheftet ist und nicht, wie bei den übrigen Sauriern, Schuppen trägt. Durch den dichten Schuppenpanzer der den übrigen Körper, mit Ausnahme der Brust und des Bauches bedeckt, dringt nämlich nur in seltenen Fällen eine Büchsenkugel, während die genannten, weniger geschützten Theile sich fast nie einem Schusse darbieten. Da selbst ein auf dem Lande tödtlich verwundeter Kaiman sich noch, vielleicht im Augenblicke seines Sterbens, in den Fluß stürzt, wo sein Körper nach unten sinkt um erst später, nachdem er durch die Strömung meilenweit weggeführt wurde, wieder aufzutauchen, so ergiebt sich, daß, wenn man sich ein größeres Exemplar dieses Thieres verschaffen will, hierzu die Büchse keineswegs das beste Mittel ist.

Daß diese Crocodile des Nachts nicht selten auch größere Wanderungen über Land unternehmen, liegt keinem Zweifel unterworfen. Man trifft sie nämlich mitunter an Orten an, wo sie früher niemals waren, die für ihren Aufenthalt sich wenig eignen und wo sie sich augenscheinlich bloß hin verirrt haben. Zwei dieser Fälle habe ich selbst erfahren. Das erste Mal war zu Batavia im Februar 1845. Eine Militairpatrouille, welche bald nach Mitternacht von dem Waterloo-Platze nach Ryswyk marschirte, stieß plötzlich unweit der katholischen Kirche, in der Mitte des Weges, den sie zu nehmen hatte, auf ein Crocodil. Die Begegnung mit diesem Thiere war eine so unvorhergesehene und zugleich eine so unmittelbare daß ein javanischer Soldat beinahe über dasselbe

gefallen wäre. Der Kaiman schnappte nach dem Soldaten, verwundete ihn nicht ganz unbedeutend am linken Unterschenkel und eilte alsdann einer wenige Schritte entfernten Wasserleitung zu. Letztere führte ihn sehr bald an eine Schleuse welche ihn verhinderte in den längs Molenvliet und durch die alte Stadt Batavia fließenden Tji-Liwong zu gelangen und so zu entkommen. Unweit dieser Schleuse befindet sich eine Militairwacht, wo inzwischen die erwähnte Patrouille angekommen war und das ihr zugestoßene Abenteuer mitgetheilt hatte. Das laute Plätschern des Kaiman's in der Wasserleitung, als derselbe sich einen Weg durch die Schleusen zu bahnen suchte, zog die Aufmerksamkeit der Wachtmannschaft auf sich. Sie eilte hinzu, erkannte den Kaiman und erlegte ihn durch einige, in größter Nähe auf seinen Kopf gelöste Gewehrschüsse. Am andern Morgen sah ich sowohl das todte Crocodil als auch den durch dasselbe verwundeten Soldaten in dem Militairhospitale zu Weltevreden. Der Kaiman, ein Weibchen, war noch jung und kaum halb ausgewachsen, da seine Länge von der Schnauze bis zum Schwanzende noch nicht zehn Fuß betrug.

Der andere Fall trug sich im Jahre 1865 zu Sourabaja, der Hauptstadt des östlichen Java zu. Ein sehr großer, über 25 Fuß langer und verhältnißmäßig umfangreicher Kaiman hatte aus dem, den genannten Ort durchströmenden Kali Mas, über Wiesen und Weideplätzen, zwischen Gärten und von Europäern bewohnten Häusern hindurch, den Weg nach einer begrasten Stelle hinter einem der letzteren gefunden. Hier weideten gerade einige Büffel. Der Kaiman stürzte sich mit aufgesperrtem Rachen auf einen von ihnen. Aber in demselben Augenblicke wandte sich der Büffel gegen seinen Feind und suchte ihm einen Stoß mit seinen Hörnern zu versetzen. Hierdurch ward es möglich daß der zur Erde gebogene Kopf des Büffels zwischen die weit auseinder klaffenden Kinnladen des Crocodiles gerieth und sich zwischen diesen fest einklemmte. Vergebens aber trachteten beide Thiere sich wieder von einander los zu machen. Die Kinnladen des Kaiman's standen fest und vermochten sich nicht zu schließen, während der Büffel nicht im Stande war seinen, von den Zähnen seines Gegners festgehaltenen Kopf aus dem Rachen desselben hervorzuziehen. Das Crocodil, das stärkere von beiden, bewegte sich hierbei rückwärts und zog den Büffel, welcher nicht Kraft genug besaß um sich aufrecht zu halten und auf die Kniee gesunken war, mehr als dreißig Schritte mit sich fort.

Dieser seltene und merkwürdige Kampf fand des Morgens gegen acht Uhr statt und lockte durch die halbunterdrückten dumpfen Angstschreie des Büffels sowie durch das mit den Bewegungen beider Thiere verbundene fremdartige Geräusch bald eine Menge von Zuschauern, Europäer wie Javaner herbei. Ich habe diese Scene beschrieben wie sie

mir von Augenzeugen mitgetheilt worden ist. Den Javanern lag die Rettung des Büffels am Herzen, weßhalb sie sich beeilten den Kaiman durch Lanzenstiche in den Bauch und Abhacken von einem Theile seines Schwanzes zu tödten. Auch mehrere Gewehrschüsse geschahen auf ihn. Da die Lage, worin das Thier sich befand, dasselbe in seinen Bewegungen so sehr beschränkte und fast unschädlich machte, so konnte es ohne große Gefahr, sowohl mit Lanzen und Beilen, wie mit dem Gewehr in unmittelbarer Nähe angegriffen wurden. Einige Stunden später habe ich diesen Kaiman gesehen und gemessen.

Wenn diese Thiere sich aber auch zeitweilig auf das Land begeben und sogar außerhalb des Wassers fortbestehen können, so ist das letztere doch ihr eigentliches Element. Es ist erstaunenswerth mit welcher Leichtigkeit und, wenn es darauf ankommt, mit wie großer Kraft und Geschwindigkeit sie sich in und auf dem Wasser fortbewegen. Ich habe sie oft dicht unter der Oberfläche, so daß nur ein Theil ihres Rückens und Kopfes aus dem Wasser hervorragte, scheinbar ganz bewegungslos, liegen gesehen. Und doch trieben sie während dessen nicht den Fluß abwärts sondern schwammen denselben hinauf. Ihr Schwimmen geschah aber so leise und unbemerkt daß das Wasser in ihrer Nähe nicht im mindesten durch diese Bewegung beunruhigt werden konnte. Gilt es ihnen aber eine auf dem Wasser treibende Beute zu erschnappen so schießen sie auf diese mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles los und theilen die Fluth mit großer Kraft. Ihr sehr langer und beweglicher, seitlich zusammengedrückter Ruderschwanz bietet ihnen hierzu ein vortreffliches Fortbewegungsmittel. Beunruhigt und beängstigt tauchen sie sehr schnell nach unten. Dadurch, daß ihre sehr langen und weiten, hinten in den Pharyax ausmündenden, Nasengänge durch eine Art von Klappen an ihrem vorderen Eingange geschlossen werden können, sowie durch den Bau ihrer Lungen, welche eine beträchtliche Menge von atmosphärischer Luft in sich aufnehmen können, sind sie befähigt eine längere Zeit in der Tiefe zu verweilen.

Wie mir sowohl auf Sumatra als auch auf Borneo mitgetheilt wurde, ist unter den Crocodilen die Anzahl der Weibchen viel beträchtlicher als die der Männchen. Wenn solches wirklich der Fall ist, so würde hierin eine der Ursachen ihres so sehr häufigen Vorkommens in allen indischen Flüssen zu suchen sein. Beide Geschlechter unterscheiden sich äußerlich hauptsächlich nur durch die schlankere Gestalt des Männchens. Das Weibchen legt seine Eier, deren Anzahl gewöhnlich 30—40 beträgt, die eine Länge von $3^1/_2$, bei einer Breite von $2^1/_2$ Zoll haben, also, wie schon Herodot vom Nil-Crocodil bemerkt, zu der Größe dieser Thiere im ausgewachsenen Zustande in gar keinem Verhältnisse stehen, auf abgelegenen Uferstellen, in eine Art von Nest und bedeckt sie mit Erde und Baum-

[illegible] Tagen allein durch die [illegible] Wenn die Jungen dem Ei entschlüpfen, sind sie [illegible] Sie begeben sich augenblicklich in [illegible] Viele von den [illegible] Jungen werden eine [illegible] anderer Crocodile. Mit [illegible] ihre Eier bewachten und [illegible] ich auf Sumatra die [illegible] der Fall wäre und das Weibchen [illegible] um die anderen bekümmere. An der [illegible] aber hörte ich hin und wieder das entgegengesetzte versichern.

Sobald der Kaiman, es sei im Wasser, es sei auf dem Lande, eine Beute erfaßt hat welche zu umfangreich ist, als daß er sie auf der Stelle verschlucken könnte, so begiebt er sich mit ihr in die Tiefe. Solches geschieht sowohl um den Menschen oder das geraubte größere Thier durch Untertauchen vollends zu tödten als auch um denselben, durch wiederholtes Anschlagen ihrer Körper gegen den Grund, die Knochen zu zerbrechen. Hierauf schwimmt er mit seiner Beute, unter dem Wasser, nach einer hierfür geeigneten Stelle hin, um sie daselbst im Sande oder Schlamme einzuscharren. Wie die Eingeborenen versicheren so zieht er thierische Körper, wenn in ihnen Verwesung eintritt, den frischen vor, weßhalb er auch erst nach zwei bis drei Tagen zu der Stelle, wo er seine Beute verborgen hat, zurückkehren soll.

Es besteht noch immer ein Zweifel darüber, ob das auf den indischen Inseln am meisten verbreitete und daselbst am häufigsten vorkommende Crocodil, Crocodilus biporcatus, eine Stimme besitzt und dieselbe von Zeit zu Zeit hören läßt, wie Humboldt und Boupland solches von den jugendlichen Alligatoren im Orinoco berichten. In der Abhandlung über diese Thiere von Salomon Müller und Schlegel, welche sich in dem großen, von der niederländischen Regierung herausgegebenen Prachtwerke über die Zoologie des indischen Archipels befindet, wird den in letzterem vorkommenden Arten, Crocodilus biporcatus, C. rannus und Gavialis Schlegeli, die Stimme abgesprochen. Diese Behauptung ist aber in so fern nicht ganz richtig, als ich, bei einer Anzahl junger, vier bis fünf und mehr Fuß langer Individuen von erstgenannter Art, welche ich, um sie in ihrem Wesen und Thun zu beobachten auf Java und auf Borneo, längere Zeit in Gefangenschaft hielt und mit Fröschen sowie dem thierischen Abfalle der Küche fütterte, mich überzeugen konnte, daß sie eine Stimme besitzen und diese nicht selten, namentlich in gereiztem Zustande, hören lassen. Dieselbe besteht in einem eigenthümlichen, dumpfen, in kurzen Tönen ausgestoßenen Blöken. Es erscholl jedesmal wenn ich sie mit einem Stocke anrührte.

Bei großen und ausgewachsenen Individuen ist dieses eigenthümliche Blöken aber niemals von mir vernommen, wiewohl ich auf Java, Borneo und Celebes dem Fange von Kaiman's, bei welcher Gelegenheit diese Thiere sich in einem äußerst gereizten Zustande befanden, wiederholt beigewohnt habe. Auch unter den Bewohnern der Flußufer, welche fortwährend die Gelegenheit haben, Crocodile zu beobachten, ist die Meinung, daß wenigstens die großen und alten stimmlos sind, die allgemein herrschende.

Es kommt mir aber keineswegs unwahrscheinlich vor, daß eine gewisse, zwischen jüngeren, einige Fuß langen Crocodilen und ausgewachsenen, alten, deren Länge gar nicht selten fünfundzwanzig und mehr Fuß beträgt, in den Verhältnissen ihres Kopfes, ihrer Mundtheile und besonders auch hinsichtlich der Knorpel und Bänder des Kehlkopfes bestehende Verschiedenheit wesentlich die bedingende Ursache davon sein dürfte, daß diese Thiere in ihrer früheren Lebensperiode eine Stimme besitzen, in ihrer späteren aber stimmlos sind.

Schon Herodot, dessen Mittheilungen über das Crocodil des Niles in so auffallender Weise mit der Wirklichkeit übereinstimmen, bemerkt, daß dieses Thier keine Zunge zu besitzen scheine. Letztere ist nämlich nicht leicht zu erkennen, da sie, breit und flach gestaltet, an ihrem Rande mit den Ästen des Unterkiefers, deren Zwischenraum sie gänzlich ausfüllt, verwachsen ist und hierdurch zur Bildung des Bodens der Mundhöhle beiträgt. Sie kann weder hervorgestreckt noch zurückgezogen, und im Allgemeinen wenig oder nicht bewegt werden. Das Crocodil bedarf einer freieren und beweglicheren Zunge nicht, um sich ihrer zum Tasten oder als eines Hülfswerkzeuges bei dem Kauen und Niederschlucken seiner Nahrung zu bedienen, da es überhaupt nicht kauet und seine Zähne nur gebraucht um damit seine Beute zu ergreifen, dieselbe festzuhalten und, wenn sie zu umfangreich ist um mit einem Male verschluckt werden zu können, kleinere Stücke von ihr abzureißen. In diese breite und flache, den oberen Theil des Bodens der Mundhöhle bildende Zunge setzt sich hinten, von dem Mittelstücke des Zungenbeines ausgehend, eine breite Knorpelscheibe fort, welche durch die Wirkung von ihr entspringender und sich an die Hörner des genannten Knochens ansetzender Muskeln, bewegt, erhoben und zurückgezogen werden kann, um in diesem Zustande zum Schutze des Einganges in die Stimmritze zu dienen, ähnlich wie solches bei den Säugethieren durch die Epiglottis geschieht.

Diese Theile, nämlich die Zunge, die bei den Crocodilen die Epiglottis vertretende Knorpelscheibe sowie die Knorpeln und Ligamente des Kehlkopfes untergehen aber, in dem Maße als diese Thiere älter werden und an Körpergröße zunehmen, eine nicht unwesentliche Veränderung. Denn während bei jüngeren und halbausge-

wachsenen Individuen, bei welchen die Länge des Kopfes das Doppelte seiner Breite beträgt, die breite und flache Zunge, wenn auch nicht hervorgestreckt, doch mehr oder weniger, erhoben werden kann und die erwähnte, zum Schutze der Glottis bestimmte Knorpelscheibe durchaus beweglich ist, werden beide bei alten, großen und völlig ausgewachsenen Individuen, bei welchen der Kopf kaum anderthalbmal so lang als breit ist, ungleich fester, starrer und unbeweglicher gefunden. Bei Crocodilus biporcatus, von dem viele Exemplare verschiedenen Lebensalters von mir untersucht wurden, habe ich solches wenigstens immer wahrgenommen. Die Zunge alter Thiere ist noch breiter, flacher und weniger sichtbar als die der jüngeren und bildet, mit der unter ihr gelegenen Schleimhaut, einer auf diese folgenden sehr dünnen Ausbreitung von Muskelfasern und der äußeren Haut, den sehr festen und unbeweglichen Boden der Mundhöhle. Die Zunge kann nicht mehr erhoben werden, wie in einer früheren Lebensperiode, weil die äußere Haut, mit welcher sie in der erwähnten Weise zusammenhängt, zu fest, hart und unbeweglich geworden ist um ihren Bewegungen folgen zu können.

Eben so werden auch, wenngleich lange nicht in demselben Maße wie die Zunge, die erwähnte, hinten mit ihr verbundene Knorpelscheibe, die von dieser sich zu den Hörnern des Zungenbeines erstreckenden Muskeln, sowie das Zungenbein selbst und auch die Knorpel und Bänder des Kehlkopfes, bei zunehmendem Alter und wachsender Körpergröße des Crocodiles, immer fester, starrer und unbeweglicher. Die hier angedeutete Abweichung dieser Thiere von einander, hinsichtlich der Beschaffenheit der erwähnten Theile, in ihrem früheren und späteren Lebensalter, dürfte wesentlich der Grund davon sein oder doch sehr dazu beitragen, daß jugendliche und noch nicht ausgewachsene Crocodile, und zwar je jünger sie sind, in einem um so höheren Grade, eine eigenthümliche, laute und blökende Stimme ertönen lassen können, und daß diese Stimme, in demselben Maße als sie älter werden und an Größe zunehmen, stets schwächer wird und endlich ganz verloren geht.

Aehnlich wie nicht Alle, welche sich von Tigern besprungen und gepackt sahen, die Beute derselben wurden, errettet der Zufall oder eigene Kraft und Besonnenheit auch Manche aus den Rachen der Crocodile. Selten aber oder nie findet solches statt, ohne daß die betreffenden Personen sehr schwere und gefährliche Verwundungen davon tragen. Der malaiische Bootsmann eines Djonkon, mit welchem ich zu Palembang eines Tages nach dem rechten Ufer des Mousi hinüberfuhr, hatte statt des linken Unterschenkels ein hölzernes Bein. Ich fragte ihn, auf welche Weise er das Bein verloren habe und erfuhr daß solches durch einen Kaiman geschehen sei. Das Thier habe ihn, während er unweit des Ufers badete, ergriffen und unter das Wasser gezogen. Auf sein Schreien um Hülfe wären in der Nähe beschäftigte

Männer herbeigeeilt um ihn noch zu rechter Zeit dem Rachen des Kaiman's zu entreißen. Den größeren Theil seines linken Beines aber hätte derselbe mit sich genommen. Der Malaie war nach dem Hospitale gebracht worden, wo man ihm den Rest des gesammten Unterschenkels absetzte. Von allen mir bekannt gewordenen Fällen, wo Menschen, welche von Kaiman's ergriffen wurden, das Glück hatten ihnen zu entkommen, ist kein anderer so merkwürdig, so fast unglaublich als der folgende mir im Jahre 1847 zu Palembang von Baron de Kock mitgetheilte. Wenige Monate vorher war in der Nähe des großen Bazars, auf dem linken Flußufer, ein Mann, gleichfalls während er badete, von einem Kaiman ergriffen worden. Das Thier tauchte mit seiner Beute unter und eilte mit derselben, schnell schwimmend, den Fluß hinab. Der Malaie, dessen ganzer Oberkörper sich zwischen den Kinnladen des Crocodiles befand, war aber nicht todt sondern anfangs nur besinnungslos und gelangte wieder zum Bewußtsein. Das Thier hatte ihn quer gefaßt; so, daß auf der einen Seite seine Beine, auf der andern sein Kopf und seine Arme aus dem Rachen desselben heraushingen. Der Malaie hatte also den freien Gebrauch seiner Hände. Als er zur Besinnung zurückgekehrt war und die Gefahr seines Zustandes erkannte, drückte er dem Kaiman mit aller ihm noch zu Gebote stehenden Kraft die Finger in die Augen. Der Kaiman, von Schmerz ergriffen und geblendet, ließ seine Beute fahren. Der Malaie erreichte schwimmend mit Mühe und Noth das nächste Ufer. Zu seinem äußersten Erstaunen aber bemerkte er, daß er zu Palembang lama, also mehr als zwei englische Meilen unterhalb der Stelle, wo er von dem Kaiman ergriffen wurde, angekommen war. Es schien ihm nämlich, als habe er sich nur wenige Augenblicke zwischen den Zähnen dieses Thieres befunden und er konnte nicht begreifen, wie dasselbe in so kurzer Zeit eine so bedeutende Strecke mit ihm habe zurücklegen können. Dieser Malaie wurde gleichfalls in das Hospital gebracht und genas daselbst vollkommen. Wie Dr. Engelken, sein Arzt, mir erzählte, waren ihm drei Rippen gebrochen gewesen und hatte außerdem sein Körper eine Menge langer und tiefer, durch die Zähne des Kaiman's verursachter, theilweise gerissener Fleischwunden gezeigt. Die zahlreichen, noch frischen Narben hiervon habe ich selbst gesehen, da Herr de Kock diesen Mann rufen ließ, damit mir das demselben zugestoßene Abenteuer von ihm selbst wiederholt würde.

Auch im Magen dieses, auf den indischen Inseln häufigsten und am weitesten verbreiteten Crocodiles, findet man immer, gleichwie bei dem des Niles, dem Gavial des Ganges und den Alligatoren der neuen Welt, eine größere oder kleinere Anzahl von Steinen, deren Oberfläche, in Folge von gegenseitiger Reibung, mehr oder weniger geglättet erscheint.

Das constante Vorkommen derselben spricht dafür, daß das Thier diese Steine nicht bloß zufällig sondern instinctmäßig verschluckt. Denn da dasselbe seine Zähne nicht zum Kauen gebraucht, so läßt sich annehmen daß, unter der Einwirkung und durch die Mithülfe dieser Steine, in seinem Magen die Zerkleinerung der von ihm in größeren Stücken verschluckten thierischen Nahrung und ihre Verwandlung in Speisebrei, schneller vor sich gehen dürfte, als es sonst der Fall wäre. Bei den Eingeborenen auf Sumatra wie auf Borneo besteht der Glaube daß das Crocodil, jedesmal wenn dasselbe an einem größeren Orte vorbeischwimme, zur Erinnerung hieran einen Stein verschlucke.

Ein anderer mit Bezug auf das Crocodil, besonders auf Sumatra und Java herrschender Volksaberglaube ist der, daß die Seele von Menschen mitunter in den Körper dieser Thiere übergehen könne. Solche Crocodile mit einer Menschenseele, so wurde mir erzählt, wären nicht nur selbst durchaus unschädlich, sondern beschützten auch die Bewohner des Ortes, wo sie in ihrem früheren Zustande gewohnt hätten und in dessen Nähe sie sich auch jetzt vorzugsweise aufhielten, gegen die Angriffe von anderen. Auf Java ist der Glaube, daß mitunter Frauen von Crocodilen entbunden worden wären und noch jetzt von Zeit zu Zeit mit ihnen niederkämen, nicht bloß unter dem ungebildetsten und am niedrigsten stehenden Theile der eingeborenen Bevölkerung fest eingewurzelt.

Daß diese Thiere in einzelnen Fällen eine besondere Kenntniß sowohl von bestimmten Ortsverhältnissen als auch von gewissen Personen besitzen und für diese letzteren unschädlich sind, ist unzweifelhaft. Ich habe einmal Gelegenheit gehabt mich, als Augenzeuge, hiervon zu überzeugen und will diesen Fall hier näher mittheilen. Derselbe ist so merkwürdig daß ich ihn, wäre er mir bloß durch die Erzählung Anderer und nicht durch eigene Anschauung bekannt geworden, unbedingt für unwahr und erdichtet gehalten hätte.

Auf meiner Inspectionsreise durch Banka im Jahre 1862 kam ich eines Mittags in einen, an der Ostküste dieser Insel gelegenen Ort Namens Kouppo wo ich übernachten sollte. Derselbe wird durch die Mündung eines ganz unbedeutenden Flusses in zwei Hälften, eine kleinere, höher gelegene linke und eine größere fast auf gleichem Niveau mit dem Wasser sich befindende rechte getheilt. In der ersteren, unweit des ungefähr fünfzig Fuß hohen, steilabfallenden Flußufers lag das ganz bequem eingerichtete, wiewohl nur sehr leichte, aus Stämmen der Niboung-Palme und Baumrinde bestehende, für die Beherbergung durchreisender Beamten bestimmte Gebäude. Von der vorderen Galerie desselben hatte man eine Aussicht über die ziemlich breite, wiewohl untiefe Flußmündung auf die gegenüberliegenden Häuser.

Als ich des Nachmittags, nachdem ich geschlafen und ein Bad genommen hatte, die erwähnte vordere Veranda betrat, fand ich daselbst einige der Ortsbewohner welche gekommen waren um mir ihre Aufwartung zu machen. Ich nöthigte diese Malaien sich zu setzen, ließ ihnen Cigarren sowie Thee reichen und leitete die Unterhaltung mit ihnen ein. Kaum aber hatten wir ein Paar Worte gewechselt als ich, entsetzt und erschrocken, von meinem Stuhle aufspringen mußte. Denn als ich meinen Blick auf das jenseitige Ufer warf, gewahrte ich zugleich und ich glaubte meinen Augen kaum trauen zu dürfen, wie in der breiten aber untiefen und jetzt, zur Zeit der Ebbe, nur an einigen tieferen Stellen mit Wasser erfüllten Flußmündung, mit ihren Leibern halb in den Schlamm versunken, zwei große, achtzehn bis zwanzig Fuß lange Kaiman's lagen, neben und zwischen welchen eine Menge Kinder sich sowohl im Wasser wie im Schlamme vergnügte. Als ich meine Gäste auf dasjenige aufmerksam machte, was ich selbst nicht ohne Angst vor einem Unglücke ansehen konnte, wurde ich gebeten mich hierüber nicht im mindesten beunruhigen zu wollen. Man versicherte mich diese Kaiman's wären durchaus gutartig. Sie kennten alle Bewohner des Ortes und hätten ihnen noch niemals Schaden zugefügt; würden dieses auch niemals thun. Die Thiere wären Freunde der Kinder und es mache ihnen Vergnügen, wenn diese sie umspielten. Das letztere kam mir wirklich vor wahr zu sein, als ich sah wie einige der Kinder, im Ringen mit einander, auf die Crocodile fielen und andere rittlings auf denselben Platz nahmen oder auf deren Rücken zu balanciren versuchten. Die gewaltigen Thiere ließen sich alles wohlgefallen und blieben ruhig liegen. Hätten sie nicht von Zeit zu Zeit die Köpfe erhoben, die Rachen weit geöffnet und leise Bewegungen mit den Schwänzen gemacht, so würde ich sie für leblos gehalten haben. Die Kinder waren ganz vertraut mit ihnen und zeigten nicht die geringste Furcht, selbst wenn sie ihre Köpfe und Schwänze bewegten.

Ich habe diesem Schauspiele länger als eine halbe Stunde mit großem Vergnügen zugesehen. Als die Dämmerung einzutreten begann, kehrte zuerst die Jugend aus dem Flusse nach ihren Häusern zurück und bald nachher entfernten sich auch die beiden Crocodile, den Weg nach dem Ende der Flußmündung einschlagend, indem sie theils schwammen theils langsam über die von Wasser entblößten Sand- und Morastbänke hinschritten.

Von meinen malaiischen Gästen erfuhr ich noch, daß diese beiden Crocodile, schon seit einer Reihe von Jahren, sich täglich an der Stelle, wo ich sie gesehen, einzufinden pflegten. Jedermann kenne sie, halte von ihnen und hüte sich sehr sie zu beleidigen oder ihnen Böses zuzufügen. Seitdem diese beiden Thiere diesen Ort besuchten, wäre weder von ih-

nen noch von einem ihrer Artgenossen ein Mensch oder irgend ein Hausthier verschlungen worden. Sie wären für die gute Behandlung, welche sie daselbst erführen, in demselben Maße dankbar als sie jede ihnen angethane Beleidigung zu rächen verständen. Dieses hätte vor nicht langer Zeit ein Chinese aus einem benachbarten Minendistrikte erfahren. Durch alle an ihn gerichtete Bitte und Vorstellungen hätte derselbe sich nicht abhalten lassen auf das eine der beiden Crocodile sein mit einer Kugel geladenes Gewehr abzuschießen. Wiewohl der Kaiman nicht einmal verwundet geworden sei, so hätte er sich für diese Beleidigung doch zu rächen gewußt. Denn als der Chinese bald nachher an der Mündung eines anderen Flusses badete, sei er von demselben Kaiman, auf welchen er geschossen habe, ergriffen, getödtet und verschlungen worden. Ich erzähle hier nur das mir erzählte.

Gleichwie auf den Tiger, macht die Bevölkerung Sumatra's auch auf das Crocodil in der Regel nur dann Jagd, wenn der Verlust einer besonders theuren Person oder eines werthgeschätzten Hausthieres die Gemüther mit Erbitterung und Rachgier gegen dasselbe erfüllt. Ich bemerkte schon wie schwierig es sei dieses Thier mit Gewehrschüssen, wenn sie nicht gerade die Augengegend träfen, zu tödten und wie viel schwieriger noch, des getödteten habhaft zu werden. Aus diesem Grunde bedienen sich die Malaien hierzu nur selten des Schießgewehres, sondern statt dessen fast immer einer eigenthümlichen Art von Angel. Bei der, in ihrer psychischen Anlage so sehr vorherrschenden, ihnen angeborenen und einen der Hauptzüge ihres Charakters bildenden Rachsucht, liegt ihnen auch viel weniger daran den Feind, durch welchen sie einen schmerzvollen Verlust erleiden mußten, bloß einfach zu tödten als denselben zu martern, ihn zu zerstückeln und ihre Waffen in seinem Blute zu röthen.

Die Angel, deren ich erwähnte, besteht in einem etwas mehr als einen Fuß langen und ungefähr anderthalb Zoll dicken, an beiden Enden scharf zugespitzten Stücke eines sehr starken und festen Holzes. An ihm, in seiner Mitte, ist ein starkes und langes Rotangtau befestigt. Dieses Stück Holz wird mit der Lockspeise, wozu entweder die Eingeweide eines größeren Thieres oder das Fleisch von Affen, Hühnern und Enten u. s. w. dienen, dergestalt umwunden und bedeckt, daß kein Zoll von ihm sichtbar bleibt. Alsdann läßt man die in der beschriebenen Weise umwickelte und in den Köder verborgene Angel von einem über den Fluß reichenden Baumzweige bis fast auf die Wasserfläche herabhangen, während das andere Ende des Rotangtaues leicht zusammengerollt auf dem Ufer liegen bleibt. In der Nähe halten die Jäger Wache. Sobald das Crocodil diese verrätherische Beute gepackt und niedergeschluckt hat, taucht dasselbe unter, das lose aufgerollte Rotangtau mit sich ziehend. Da letzteres beträchtlich länger als der Fluß tief ist,

so bleibt ein Theil desselben auf der Oberfläche schwimmen und zeigt die Stelle an, wo das Crocodil sich unter dem Wasser befindet. Die Jäger springen in einen bereit liegenden Nachen, rudern dem auf dem Flusse treibenden Tauende nach, ergreifen dasselbe und ziehen es zuerst leise, später aber stärker an. Hierdurch erhält das verschluckte, zugespitzte Stück Holz eine quere Stellung im Magen des Crocodiles und dieses folgt, durch den Schmerz dazu gezwungen, der Richtung in welcher der Zug ausgeübt wird. Dieser Zug aber geschieht immer auf dem nächsten Wege landwärts.

Sobald das Crocodil sich auf dem Ufer befindet, werden ihm Schlingen um den Hals und die Beine geworfen und man schnürt dasselbe, um es vollends unschädlich zu machen, mit starken Rotangtauen fest zusammen. Ich bin häufig Augenzeuge des Fanges von Crocodilen gewesen und habe immer die Schnelligkeit und Geschicklichkeit bewundern müssen, mit welcher Javaner sowohl als Malaien sie einzuschnüren und zu binden verstehen. In zwei Fällen geschah solches während das Thier sich noch im Flusse befand.

Wenn der Fang des Crocodiles in der Nähe eines Kampong's geschieht, so eilt die ganze Bevölkerung herbei um sich an dem Anblicke des bezwungenen Feindes zu weiden. Erst nachdem derselbe eine Weile zur Schau gestanden hat, geht man zu seiner Tödtung über, trachtet aber diese so langdauernd und zugleich so schmerzlich wie möglich zu machen. Zuerst haut man ihm einen Theil des Schwanzes ab, damit es hiermit keine Schläge versetzen könne. Alsdann dringt Alles, Jung und Alt, mit Lanzen, Klewang's und andern Waffen, wie sie Jeder gerade zur Hand hat, Frauen und Kinder selbst mit zugespitzten Bambusstäben, auf das Crocodil ein um demselben Schläge oder Stiche zu versetzen. Hierfür sucht man sich aber die weichsten und empfindlichsten Körperstellen aus und hört nicht eher damit auf bis das Crocodil nicht nur todt sondern zerfleischt und zerstückelt ist. Bei einigen Stämmen der Dajak's auf Borneo herrscht der Gebrauch, die Köpfe der von ihnen erlegten Crocodile, nicht nur als Siegestrophäen sondern auch um den übrigen zur Warnung und Abschreckung zu dienen, auf Pfähle in der Nähe ihrer Wohnungen aufzustecken.

Bemerkt sei auch noch, daß die Zubereitung der für den Fang eines Crocodiles bestimmten Angel sowie das Aufhängen derselben über den Fluß, in der Regel nur durch gewisse Personen, welche hierfür vorzugsweise geschickt geachtet werden, unter der Beobachtung von verschiedenen althergebrachten, in Gebeten, Beschwörungen und Räucherungen bestehenden abergläubischen Gebräuchen verrichtet wird.

Das Fleisch der Crocodile, welches sich durch einen starken moschusartigen Geruch auszeichnet, wird auf Sumatra nur von den Orang

Koubou, einem Volksstamme in der Residentschaft Palembang von welchem weiter unten die Rede sein wird und auf Borneo nur von einigen der rohesten, zu den Dajak's gehörenden Stämmen gegessen. Die eigentlichen Malaien sowie alle übrigen, zum Islam übergetretenen Völkerschaften des indischen Archipels machen niemals Gebrauch davon. Dasselbe ist mit den daselbst ansässigen Chinesen, Arabern und Europäern der Fall.

Ueber die Bevölkerung der Hauptstadt Palembang und deren verschiedenartige Bestandtheile habe ich schon oben gesprochen. Es bleibt noch übrig, einige Mittheilungen über die der Residentschaft im Allgemeinen zu machen. Die Anzahl der Bewohner dieser Letzteren kann, nach Abzug von jener der Hauptstadt auf höchstens 310,000 Seelen geschätzt werden. Alle aber, sowie überhaupt die Bevölkerung von Sumatra mit Ausnahme der eingewanderten Ausländer, gehören der malaiischen Race oder Völkerfamilie an. Die Malaien sind als älteste und erste, wenngleich nicht als autochthone Bewohner dieser Insel anzusehen, da kein einziger Grund zu der Annahme berechtigt, daß ihnen daselbst eine frühere, einer andern Race angehörende Bevölkerung vorausgegangen aber von ihnen unterjocht, vertrieben und ausgerottet wäre. Die noch heute auf der malaiischen Halbinsel vorkommenden, den Negrito's auf den Philippinen sowie den Papua's auf Neu-Guinea und den Bewohnern der Andaman-Inseln ähnlichen, Samang's genannten wollhaarigen Schwarzen haben ebensowenig in irgend einer früheren Zeit auf Sumatra gelebt als sie jetzt dort leben, wie schmal und leicht zu überschreiten die Meeresstraße zwischen dieser Insel und jener Halbinsel auch sein möge.

Ich mache für Diejenigen, welche mit den ethnographischen Verhältnissen der südasiatischen Völker weniger vertraut sind, hier die Bemerkung daß, wenn von Malaien gesprochen wird, ein Unterschied zwischen ihnen zu machen ist, je nach der engeren oder der weiteren Bedeutung des Wortes. Im weiteren Sinne, d. h. als Bezeichnung für eine der großen Hauptabtheilungen des Menschengeschlechts in naturgeschichtlicher Hinsicht oder einer Race, wie die malaiische, als solche, von Blumenbach aufgestellt wurde, umfaßt diese Benennung alle Völker des indischen Archipels mit schlankem, wohlgebautem Körper von kaum mittlerer Höhe, gelblich-brauner oder brauner Hautfarbe, langem, schwarzem, schlichtem Haupthaare sowie einer, in den wesentlicheren Punkten mit jener der Mongolen übereinstimmenden oder sich doch mehr oder weniger ihr annähernden Gesichts- und Schädelbildung. Dieser „malaiischen Race" gehören sowohl die Bewohner Sumatra's und der malaiischen Halbinsel mit Ausnahme der schon erwähnten negerartigen Samang's; die Javaner; die Dajak's auf Borneo; die Macassaren und Bougie's auf Celebes sowie theilweise die Bewohner der Timor-Gruppe und der Molu-

ken an, wie sehr diese verschiedenen Völkerschaften, hinsichtlich des Grades ihrer Bildung, ihrer staatlichen und religiösen Verhältnisse, ihrer Sitten und Gewohnheiten, ja selbst ihrer Sprachen von einander abweichen mögen. Auch hat diese „malaiische Race" schon in einer sehr frühen, der Urgeschichte des Menschengeschlechts angehörenden Periode sich weit über die Grenzen des indischen Archipels hinaus, westwärts bis nach Madagaskar, ostwärts aber über die Philippinen und die Sulo-Gruppe bis nach vielen Inseln des großen Oceans hinverbreitet.

Diesem malaiischen Völkercomplexe, der von Blumenbach als eine der großen, selbstständigen, von ihm Racen genannten Hauptabtheilungen des Menschengeschlechtes aufgestellt wurde; den aber die meisten späteren Naturforscher und unter ihnen zuerst Linck, mit größerem Rechte, nur als einen der ältesten Zweige eines andern Hauptvölkerstammes, des uralisch-altaïschen oder turanischen, des mongolischen nach Blumenbach, bezeichnet haben, stehen die Malaien im engeren Sinne oder als Volk gegenüber. Denn man kann sie, obschon keine Staatseinheit bei ihnen besteht, doch als solches betrachten, weil, wie zerstreut über die weite Ausbreitung des indischen Archipels sie auch leben, sie doch dieselbe Sprache und Religion besitzen und sich bei ihnen eine große Uebereinstimmung in den Sitten, den Gewohnheiten und der Lebensweise zeigt, wodurch sie sich von den Volksstämmen, unter denen sie sich niedergelassen haben, wesentlich unterscheiden. Sie Alle sind Bekenner des Islam; schreiben ihre schöne und wohllautende Sprache mit arabischen Schriftzeichen; haben eine eigene Literatur und zeigen im Allgemeinen weniger Geschick und Neigung für den Ackerbau als für den Handel, die Schifffahrt und andere, sie nicht fest an einen Ort bindende Beschäftigungen. Sie fühlen sich auf dem flüssigen Elemente nicht weniger zu Hause als auf dem festen und durchstreichen fortwährend, theils als friedliche Schiffer und Handelsleute, theils aber auch als sehr gefährliche Seeräuber, mit ihren Fahrzeugen die indischen Meere.

Dabei sind sie in manchen Handwerken wie z. B. in der Goldschmiedekunst; dem Verfertigen von Waffen; dem Weben schöner und kostbarer, mit Gold durchwirkter Seidenstoffe; in Schnitzereien aus Holz und Elfenbein u. s. w. wohlerfahren. Sie bilden gegenwärtig den Hauptbestandtheil der Bevölkerung auf der malaiischen Halbinsel, welche ihren Namen von ihnen herleitet; den wichtigsten Theil der Bevölkerung von Sumatra, namentlich auf dessen westlicher Hälfte und leben außerdem als Ansiedler auf den Küsten Java's und der andern indischen Inseln in größerer oder geringerer Anzahl. Auf Borneo haben sie, im Laufe der letzten Jahrhunderte, sowohl längs der Westküste, als an den Ufern der Ströme, von welchen diese große Insel durchschnitten wird, bis weit in ihr In-

neres, eine Anzahl größerer oder kleinerer, von einander unabhängiger Reiche gestiftet.

Ueber den psychischen Charakter dieses Volkes habe ich schon oben, wo von der Bevölkerung der Hauptstadt Palembang die Rede war, meine Ansichten ausgesprochen.

Die Malaien im engeren Sinne oder als Volk betrachtet, sind verhältnißmäßig sehr neuen Ursprunges. Ihre Wiege aber und Heimathstätte ist eben Sumatra und zwar der innere, mittlere Theil dieser Insel, das in älterer Zeit daselbst bestehende, in dieser Weltgegend zur Zeit seiner Blüthe mächtige und berühmte Reich Manang Kabau.

Dasselbe nahm, noch während des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, den ganzen mittleren und somit mehr als den dritten Theil von Sumatra ein, indem es im Westen dieser Insel alles zwischen den Flüssen Singkel und Mandjouta gelegene Land; in ihrem Osten die gegenwärtigen Reiche Siak, Indragiri und Jambi; in ihrer Mitte aber den breiteren, aus mehreren parallelen Höhenzügen bestehenden und ein wirkliches Gebirgsland bildenden Theil des Barissan-Gebirges umfaßte. Als die Portugiesen zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts Sumatra zuerst betraten, neigte sich dieses Reich schon dem Verfalle zu und seine Fürsten besaßen zwar noch die Ehre und das Ansehen, aber nicht mehr die faktische Macht ihrer Vorfahren, welche sich Mâhâradja di Râdja oder „große Könige der Könige" genannt und zugleich gewähnt hatten, dem Padishah zu Stambul sowie dem Kaiser von China gleich zu stehen. Später nahmen die Fürsten von Manang Kabau, deren Sitz Priangan Padang Pandjang war, den Titel „Jang di Pertouwan" oder in wörtlicher Uebersetzung „Er der Regierende" an.

Zu dem Verfalle und endlichen Untergange dieses alten, berühmten und mächtigen Reiches trugen verschiedene Umstände bei. Als solche müssen die Entwicklung von Siak, Indragiri und Jambi aus dem Zustande unabhängiger Provinzen zu selbstständigen Staatskörpern; die hohe Blüthe des Reiches Atschin, im Norden von Sumatra, an Reichthum und Macht während des sechszehnten und der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhundertes, sowie endlich ein i. J. 1666 zwischen dem Jang di Pertouwan von Manang Kabau und der holländisch-ostindischen Compagnie geschlossener Tractat, welcher die Letztere zur faktischen Gebieterin über den zwischen den Flüssen Singkel und Mandjouta gelegenen Theil der Westküste machte, hier hervorgehoben werden. Der eigentliche Zusammensturz des Reiches fand einige Jahre später als das zuletzt erwähnte Ereigniß, nämlich im Jahre 1680 statt, als, in Folge von Uneinigkeiten in dem Fürstenhause, drei Söhne desselben von Priangan Padang Pandjang auswanderten und sich, von einander getrennt, zu Soungei Tarap, Souroasso und Pagger Oudjong niederließen. Der Ver-

treter des letztgenannten Zweiges wurde im Jahre 1834, auf Befehl der niederländischen Regierung, zu Batavia internirt und starb daselbst. Der Zweig von Soungei Tarap war schon lange vorher ausgestorben, so daß von dem Geschlechte der Fürsten von Manang Kabau gegenwärtig nur noch einige, in ärmlichen Verhältnissen, ohne Macht und Ansehen lebende Nachkommen vorhanden sind. Der eigentliche Kern dieses untergegangenen Reiches bildet das gegenwärtige niederländische „Gouvernement der Westküste von Sumatra." Merkwürdig und eigenthümlich war die innere, durch die Selbstregierung der einzelnen Stämme und Familien, mal. Soukou, bedingte Verfassung des Reiches Manang Kabau. Die Soukou-Verfassung hat theilweise und in beschränktem Maße den Zusammensturz des Letzteren überlebt.

Zu jener Zeit, wo das Reich Manang Kabau das mittlere Dritttheil von Sumatra umfaßte, bildete der südlich hiervon gelegene Theil der Insel, bestehend aus den gegenwärtigen niederländischen Residentschaften Lampong's und Benkoulen bis zu dem Flusse Mandjouta und früher auch noch dem Reiche Palembang, unter dem Namen Batangharie, die zweite Hauptabtheilung der Insel. Hier hatte sich das javanische Volkselement, das einheimische theils unmittelbar überherrschend, theils einen mehr oder weniger eindringenden Einfluß auf dasselbe ausübend, ausgehend von den javanischen Reichen Modjopahit, Demak, Padjadjaran und zuletzt Bantam, von altersher geltend gemacht. Der Eroberung Palembang's durch Ario Damar, dem Sohne von Anko Widjogo, dem letzten Könige des Hindu-Reiches Modjopahit, im Jahre 1478 n. Chr., sowie der Einwanderung dorthin von Geding Souro aus Demak, ist schon gedacht worden. Als der Holländer Cornelis Houtman i. J. 1599 zuerst Bantam besuchte, waren der südliche und südwestliche Theil von Sumatra noch den Beherrschern dieses Reiches unterworfen.

Der ganze, nördlich von Manang Kabau gelegene Theil von Sumatra wurde als dritte Hauptabtheilung unter dem Collectivnamen Tanah Batta d. h. Land der Batta's begriffen. Sie umfaßte das früher eine viel größere Ausdehnung als jetzt besitzende eigentliche Land der Batta's; das aus dem nördlichsten Theile davon entstandene Reich Atschin und die kleineren, specifisch malaischen Staaten Pedir, Deli, Assahan u. a. m. an der Nord-Ost-Küste. Die Batta's, ein höchst merkwürdiges Volk, welches gegenwärtig zusammengeschmolzen und auf ein beschränktes Raumgebiet angewiesen erscheint, haben in älterer Zeit, wie man annehmen darf, den ganzen nördlich von 1^0 n. Br. gelegenen Theil von Sumatra, mit Ausnahme allein des nördlichen Küstenstriches, wo sich schon sehr früh eigentliche Malaien niedergelassen hatten, eingenommen. Aus den Batta's aber hat sich, zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, durch ihre Vermengung mit fremden, ausheimischen Volks-

elementen; durch den Handel und Verkehr mit zahlreichen andern Völkern; durch die Einführung des Islam und andere, auf die ursprüngliche Lebensweise und Sitten verändernd einwirkende Umstände, die Bevölkerung des Reiches Atschin abgeschieden, welches seit seiner Stiftung i. J. 1205, einzig und allein von allen Malaienstaaten im indischen Archipel, seine politische Unabhängigkeit zu bewahren gewußt und selbst eine nicht ruhmlose Rolle in der Weltgeschichte gespielt hat. Die gleichfalls Atschin genannte Hauptstadt dieses Staates ist länger als ein Jahrhundert einer der reichsten und blühendsten Handelsplätze im ganzen südöstlichen Asien gewesen. Als die Portugiesen i. J. 1506 unter Alvaro Talesso zuerst nach Sumatra gelangten und drei Jahre später, unter Diego Lopez Sequeira zu Pedir, Aru und Paseh Handelsniederlassungen gründeten, war Atschin schon eine mächtige, reiche und viel besuchte Handelsstadt, deren Rhede von den Schiffen aller ostasiatischen Völker besucht wurde und die nur in Malakka ihre Rivalin fand.

Von dem Augenblicke an, wo die Portugiesen festen Fuß auf Sumatra gefaßt haben, erscheint der Beherrscher Atschins, Radja Ibrahim, als ihr unversöhnlicher Feind. Durch ihn, 1523, werden sie von Sumatra vertrieben, und der Haß, den er ihnen zuträgt, vererbt sich auf alle seine Nachfolger. Während der 131 Jahre, die zwischen der Eroberung Malakka's auf der malaiischen Halbinsel durch die Portugiesen, 1511 und der Eroberung dieser Stadt durch die Holländer, 1642, liegen, findet zwischen Atschin und den Portugiesen zu Malakka ein nur selten und stets nur für kurze Zeit unterbrochener Krieg statt. Beide Theile trachten sich, so viel sie vermögen, auf der See wie auf dem Lande zu schädigen und von beiden Theilen wird eine gleiche Tapferkeit aber auch eine gleiche Grausamkeit bewiesen. Von 1511 bis 1640 wurden von Atschin aus sechszehnmal, wiewohl ohne Erfolg, Belagerungen, Ueberfälle und Handstreiche unternommen um Malakka den Portugiesen zu entreißen, und eben so fruchtlos sind die kaum weniger häufigen Unternehmungen der Letzteren gegen Atschin. Das merkwürdigste aber ist daß gerade dieser lange Zeitraum eines fast ununterbrochenen Krieges mit den damals auf dem Gipfel ihres Reichthumes und ihrer colonialen Macht stehenden Portugiesen, das Zeitalter der höchsten Blüthe des Reiches Atschin ist. Die Rhede der Hauptstadt wimmelt von Schiffen des südlichen, südöstlichen und östlichen Asiens und Atschin wird der größte und berühmteste Handelsort in dieser Weltgegend, verdunkelt selbst den Glanz von Malakka. Liest man eine Beschreibung von dem Haushalte und Hofstaate des Beherrschers von Atschin in jener Zeit, so glaubt man sich an das Hoflager eines der reichsten, mächtigsten und prunkliebendsten Fürsten von Vorderindien hinversetzt. Aber von dem Augenblicke an, wo Malakka von den Holländern erobert und der Erb-

feind Atschin's aus dieser Gegend vertrieben wird, neigt sich dieses Reich in zunehmendem Maße und bis zu gänzlichem Verschwinden alles früheren Glanzes dem Verfalle zu. Dessenungeachtet aber bewahrt Atschin seine politische Unabhängigkeit. Für diese ist dasselbe in diesem Augenblicke in einem blutigen und hartnäckigen, ihm kaum noch Aussicht auf einen günstigen Erfolg bietenden Kampfe mit den Niederländern, begriffen.

Die heutigen Batta's deren Vorfahren mit denen der gegenwärtigen Bewohner Atschin's, wie schon bemerkt wurde, einen Volksstamm bildeten, sind durch die Ausbreitung des niederländischen Gouvernements der Westküste Sumatra's und mehr speciell durch die zu dieser Provinz gehörenden Residentschaft Tappanoli, von dem Meere abgeschieden und leben ostwärts von letzterer in den Thälern und auf den Höhenflächen des Barissan-Gebirges. Sie haben mit den Malaien im engeren Sinne nur die physische Bildung und die Elemente ihrer Sprache gemein. Sie sind Heiden, leben unter Stammeshäuptern, haben wohleingerichtete Dörfer und Häuser, besitzen eine im Allgemeinen verständig geordnete Gemeindeverfassung, sind geschickte und fleißige Ackerbauer und zeigen sich auch in manchen Handwerken nicht unerfahren. Sie besitzen sogar eine eigenthümliche Schrift und auf fächerartig zusammengefalteter Baumrinde geschriebene Bücher. Auch in sittlicher Beziehung würde man dieses Volk kaum für niedriger stehend als die übrigen Bewohner Sumatra's halten können, bestände bei demselben nicht noch immer die Anthropophagie, welche sich weder auf Sumatra noch überhaupt im indischen Archipel anderswo wiederfindet.

Aus dem Reiche Manang Kabau, welches von mir als Wiege und Heimathsstätte der Malaien im engeren Sinne bezeichnet wurde, wanderte, wie ihr berühmtestes Geschichtswerk, die Chronik „Soulâlat as' Salâthin", berichtet, ein Theil der Bevölkerung unter dem Fürsten Srî Toûri Boûvana nach der Ostküste und von dort nach der Südspitze der malaiischen Halbinsel aus, wo er die Stadt Singha Poura d. h. Löwenstadt gründete. Dieses Ereigniß fand i. J. 1160 n. Chr. statt. Die Bevölkerung dieser Stadt wurde aber i. J. 1252 mit ihrem Könige Srî Iskander Sjah, von dort durch die Heeresmacht des damals in seiner Blüthe stehenden Reiches Modjopahit auf Java, unter Ardhi Widjojo vertrieben. Sie rückte deßhalb weiter gegen Norden vor und gründete eine zweite Stadt in der Nähe des von den Portugiesen später Ophir genannten Berges. Nach den an dieser Stelle in großer Anzahl wachsenden, im Sanscrit Amalaka, im Malaiischen Pohon Malaka genannten Bäumen, Emblica officinalis, erhielt die neue Stadt den Namen Malakka. Von hier breiteten sich die Einwanderer nicht nur über die ganze, später nach ihnen genannte Halbinsel, sondern auch nach allen südlich von ihr gelegenen Inseln wie Linga, Bintang u. s. w. so-

wie längs der Küsten von Sumatra und endlich immer weiter im indischen Archipel aus. Von diesem Herumschwärmen aber, und zwar erst nachdem sie in ihrer Hauptstadt Malakka festen Fuß gefaßt hatten, entstand für sie der Name „Orang Malaiou", was sich durch „herumschwärmendes Volk" übersetzen läßt.

Ein anderer, an ihren Ursprung im Innern von Sumatra, in dem Reiche Manang Kabau erinnernder Name „Orang Manang Kabau", hat sich bis in die neueste Zeit erhalten; auch haben fortwährend gegenseitige Beziehungen zwischen den Bewohnern der malaiischen Halbinsel und jenen ihrer Heimathstätte Manang Kabau bestanden. Dieser letztere Umstand spricht am meisten gegen die Meinung derer, welche den Volksnamen „Malaiou" und den Namen ihrer Stadt „Malakka" auf einen viel älteren continentalen Ursprung im Sanscrit zurückführen oder darin einen Zusammenhang mit dem *Μαλαίου Κῶλον ἄκρον* des Ptolemäus erblicken wollen. Im Jahre 1276 bekannte sich der Fürst von Malakka, Muhammed Shah, mit seinem ganzen Volke zum Islam dessen eifrige Anhänger und Verbreiter diese, wenn ich mich so ausdrücken darf, „jüngeren" Malaien geworden sind. Auf der Halbinsel nahmen sie mit dem Islam auch die Schriftzeichen der Araber über und bildeten ihr Idiom zur Schriftsprache aus. Der Einfluß arabischer Culturelemente auf die Bildung dieser Malaien war nicht weniger bestimmend und maßgebend als der Einfluß indischer auf die Cultur der Javaner es gewesen ist. Den Islam aber; ihre zu einer höheren Entwicklung gelangte Sprache; ihre Schrift; überhaupt ihre Cultur verbreiteten sie auf Sumatra, als sie von der nach ihnen genannten Halbinsel dorthin zurückkehrten, sowie auch auf den andern Inseln des indischen Archipels, wo sie sich in größerer oder geringerer Anzahl an Küstenörtern niederließen.

Mit Rückblick auf das über die ethnographischen Verhältnisse auf Sumatra bemerkte, will ich meine Ansicht über die Weise, wie dieselben sich im Laufe der Zeit entwickelt und herausgebildet haben, um zu ihrer gegenwärtigen Gestaltung zu gelangen, hier noch einmal kurz und übersichtlich zusammenfassen.

Sumatra verdankt, gleichwie solches mit den hinterindischen Ländern mit Java, Borneo und den andern Inseln des indischen Archipels, östlich bis zu der Timor-Gruppe und den Molukken, deren erste Bewohner wie die der Philippinen, Papua's gewesen sind, der Fall ist, seine früheste Bevölkerung einer sehr alten, in vorgeschichtlicher Zeit stattgefundenen Ausbreitung der uralisch-altaïschen Völkerfamilie, der mongolischen Race Blumenbach's, über ihre ursprüngliche geographische Begrenzung nach Süden und Südosten. Diese zu Inselbewohnern zwischen den Wendekreisen gewordenen ursprünglichen Mongolen des inneren asia-

tischen Festlandes, sind die früher mit Unrecht als eine Hauptabtheilung des Menschengeschlechts oder Race zusammengefaßten Malaien in weiterem Wortsinne. Man könnte sie auch als „ältere" Malaien bezeichnen. Die Verschiedenheit, welche sich gegenwärtig zwischen den Bewohnern von Sumatra, den Javanern, den Dajaks auf Borneo, den Macassaren und Bougie's auf Celebes, den Tagalen auf den Philippinen u. s. w. zeigt, ist mehr eine äußerliche als innere und wesentliche. Sie wurde nämlich erst im Laufe der Zeit durch locale Verhältnisse, durch Einflüsse, welche auf die geistige Entwicklung entweder hemmend oder befördernd einwirkten und andere Umstände hervorgerufen und bedingt.

Das sehr innige Verwandtschaftsverhältniß aller hier genannten Völkerschaften in anthropologischer Beziehung spricht sich in ihrer körperlichen Bildung, ihrer geistigen Anlage sowie in den Elementen ihrer Sprachen auf das unverkennbarste aus.

Ganz ebenso, wie mit der Bevölkerung des indischen Archipels im Allgemeinen, verhält es sich mit der von Sumatra im Besonderen. Auch diese ist, ethnographisch betrachtet, eine durchaus gleichartige. Die zwischen den Bewohnern der verschiedenen Gegenden dieser großen Insel gegenwärtig bestehende Verschiedenheit ist ebenfalls keine innere und ethnographisch begründete, sondern wurde nur durch die nicht gleichmäßige Einwirkung der erwähnten, eine äußerliche Veränderung bedingenden Einflüsse auf alle Theile der Bevölkerung, im Laufe der Zeit, besonders aber während der letzten sechs Jahrhunderte, verursacht.

Daß schon in einer sehr frühen Zeit Verbindungen zwischen Sumatra und Vorderindien stattgefunden haben, leuchtet daraus hervor daß auf der genannten Insel an verschiedenen Stellen, wiewohl nur hier und da und in einer geringen, mit der Häufigkeit und Großartigkeit ihres Vorkommens auf Java gar nicht zu vergleichenden Anzahl, Ueberreste von Hindu-Tempeln, indische Götterbilder und Inschriften gefunden werden. Auch die nur als Dialektverschiedenheiten anzusehenden Idiome der Batta's, der Bewohner von Atschin, jener der jetzt zu Palembang gehörenden Landschaften Redjang und Passoumah sowie die der Residentschaft Lampong's, in denen sich die in alter Zeit über ganz Sumatra verbreitete Sprache am reinsten erhalten hat, zeigen eine starke Beimischung von dem Sanscrit entnommenen Wörtern. Ebenso enthält das Heidenthum der Batta's sowie der, dem Heidenthume nur leicht aufgepfropfte Muhammedanismus der Bevölkerung in Passoumah, Redjang und dem Lampong's eine Menge von dem Hinduismus entnommenen Vorstellungen. Auch den Schriftzeichen der Batta's, Redjanger und Lamponger liegen die Dewanagari-Charaktere zu Grunde.

Diese früheren Beziehungen der Bevölkerung Sumatra's zu Vorderindien haben auf dieselbe aber nicht einen so bildenden und zugleich um-

bildenden Einfluß ausgeübt, wie solches durch ihren Verkehr mit den Arabern geschah. Wie bereits an einer andern Stelle bemerkt wurde, besuchten die Letzteren hauptsächlich eines vortheilhaften Handels wegen, zugleich aber auch um auf friedliche Weise den Islam zu verbreiten, schon in den ersten Jahrhunderten nach Muhammed die Nord- und Nordostküste von Sumatra. Marco Polo erwähnt in seinem Berichte über Ferlec ausdrücklich daß sie „li Sarrasin" die Bewohner dieses Reiches zum Islam bekehrt hätten. In Folge hiervon entstanden längs der Küste kleinere muhammedanische Staaten, wie Marco Polo und Ibn Batutah sie daselbst antrafen. Durch den Islam aber wurden Gebräuche so barbarischer Art wie die Anthropophagie, welche, wie aus den Mittheilungen von Soleyman und Marco Polo hervorgeht, im neunten wie zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts auf Sumatra allgemein verbreitet waren, jetzt aber nur noch bei den Batta's bestehen, von der Küste nach dem Innern zurückgedrängt. Ein ähnlicher, bildend und umändernd auf die Bevölkerung von Sumatra wirkender Einfluß, wie im Norden und Nordosten durch ihren wachsenden Verkehr mit den Arabern, ausgeübt wurde, fand auf sie, im Süden und Südosten, durch die Verbreitung indo-javanischer Culturelemente daselbst, in Folge der Verbindungen und Beziehungen dieses Theiles der Insel mit den Reichen Modjopahit und Padjadjaran, statt.

Kein anderes Ereigniß aber hat auf die Umbildung und Neugestaltung der Volksverhältnisse auf Sumatra so mächtig eingewirkt und ist in ethnologischer Beziehung so wichtig geworden als die Auswanderung, welche in der Mitte des zwölften Jahrhunderts aus dem Reiche Manang Kabau, im Innern von Sumatra, nach der jetzt malaiische Halbinsel genannten, schmalen Verlängerung des hinterindischen Festlandes gegen Süden.

Diese Auswanderer wurden hier die Gründer eines besonderen Volks- und Staatswesens. Sie stifteten ihre später eben so reich und mächtig, als in der indischen Kriegsgeschichte berühmt gewordene Hauptstadt Malakka; nahmen stets an Zahl, Macht und Ansehen zu; traten zum Islam über, dessen eifrige Anhänger und Verbreiter sie wurden; eigneten sich die arabischen Schriftzeichen an und bildeten ihr Idiom in dem Grade aus, daß es sich jetzt zu den andern, auf Sumatra lebend gebliebenen Dialecten ähnlich verhält wie das moderne Hochdeutsch zu den niederdeutschen und allemannischen Mundarten. Zahlreicher und mächtiger geworden, breiteten sie sich allmählig von der Halbinsel, welche sie jetzt beherrschten, nach den südlich von derselben gelegenen Inseln aus, und kehrten theilweise auch nach ihrer Heimath, dem Reiche Manang Kabau, im Innern von Sumatra, mit welchem sie stets Beziehungen unterhalten hatten, zurück, um auch dort den Islam, ihre neue Cultur

und ihren neuen Dialect herrschend zu machen. Die Auswanderer aus Sumatra nach der Halbinsel wurden später, mit Bezugnahme auf ihre Wanderungen, mit einem neugebildeten Völkernamen „Orang Malaion" oder Malaien genannt. Es sind dieses die Malaien im engeren Sinne des Wortes gegenüber jenen in weiterer Bedeutung desselben; das heißt der ganzen Völkergruppe, von welcher sie nur einen kleinen Theil ausmachen, der sie aber den Namen gegeben haben. Man könnte diese Malaien auch „jüngere" nennen.

Von der malaiischen Halbinsel aus wurde, durch die Nachkommen jener Auswanderer aus Manang Kabau, dieses letztere, ausgebreitete, sich über die Mitte Sumatra's von seiner westlichen bis zu seiner östlichen Meeresküste erstreckende Reich, allmählig in ein specifisch malaiisch-muhammedanisches umgeschaffen. Hierdurch aber erlitten die Volksverhältnisse auf Sumatra im Allgemeinen eine große Veränderung, indem neue Sitten und selbst eine neue Mundart sich auf Kosten der hergebrachten Gebräuche, Gewohnheiten und der Sprache immer weiter verbreiteten. In wie hohem Grade umgestaltend, in späterer Zeit, die Einmischung europäischer Mächte in die inneren Angelegenheiten Sumatra's auch auf alle politischen Verhältnisse dieser Insel eingewirkt hat, so hat dieselbe doch lange nicht den Einfluß auf die Volkszustände daselbst im Allgemeinen gehabt und ist für diese nicht so wichtig gewesen wie jene Auswanderung eines Theiles der Bewohner Manang Kabau's nach der Halbinsel Malakka und die Rückkehr ihrer zu „Malaien im engeren Sinne" gewordenen Nachkommen nach der Heimath ihrer Väter, es gewesen sind.

Theile der Bevölkerung von Sumatra, welche durch die erwähnten, bildenden und verändernden Einflüsse weniger tief eingreifend berührt wurden und in ihrer Mundart, ihren Sitten und Gebräuchen den alten, im Norden der Insel, in ihrer ganzen westlichen Hälfte, längs ihrer Ostküste und in ihrem Inneren, soweit dasselbe zu dem früheren Reiche Manang Kabau gehörte, längst verschwundenen und vergessenen Volkszustand mehr oder weniger bewahrt haben, gehören auch der Residentschaft Palembang an. Dieselben konnten sich um so eher in ihrer Ursprünglichkeit und ererbten Eigenthümlichkeit erhalten, als sie, bei der Entfernung der von ihnen bewohnten Gegenden von der Hauptstadt, den früheren Sultanen von Palembang niemals vollkommen unterworfen und noch weniger dem Bekehrungseifer der dort ansässigen Araber bloßgestellt waren. Die hier zu nennenden Theile der Bevölkerung der gegenwärtigen Residentschaft Palembang sind hauptsächlich die Bewohner der Flußgebiete des Ogan und Komering sowie die der schon erwähnten Landschaften Passoumah und Redjang an dem östlichen Abhange des Barissan-Gebirges.

Die Bevölkerung der Ogan-Ufer gilt für die bestgeartete, gut-

herzigste und friedfertigste in der ganzen Residentschaft. Sie ist wenig kriegerisch gesinnt und man sagt ihr nach daß sie, wenn ihre Dörfer von Räubern überfallen würden, es vorzöge in die Wälder zu flüchten anstatt ihr Hab und Gut tapfer zu vertheidigen. Man hält sie auch für besonders abergläubisch. Gerade in Folge seines friedfertigen Charakters hat dieser Stamm schon seit längerer Zeit viel von seinem ursprünglichen Charakter verloren und fanden die Sitten und Gebräuche der Hauptstadt bei ihm Eingang. Die Anwohner des Ogan sind, unter der Bevölkerung im Innern von Palembang, auch die ersten gewesen bei welchen die beiden, auf alt-sumatranischem, vormuhammedanischem Gewohnheitsrechte, mal. Adat, ruhenden, Djoudjour und Ambil Anak genannten, nachtheilig auf die Vermehrung der Bevölkerung einwirkenden Arten der Ehe, bei welchen der Mann, durch die Höhe des von ihm seiner Erwählten und deren Familie zu zahlenden, in der Mehrzahl der Fälle für ihn unerschwinglichen Brautschatzes, meistens faktisch Sklave der letzteren wird, abgeschafft werden konnte, um die verständigere, sich auf die Bestimmungen des Koran stützende, Semando oder Semando Malaiou genannte Art der Ehe, an ihre Stelle treten zu lassen.

Die Bevölkerung des Flußgebietes des Komering, unweit der Grenze zwischen den Residentschaften Palembang und Lampong's, besonders die auf dem rechten Ufer dieses Flusses, ist viel ursprünglicher geblieben als die so eben genannte. Sie hält fest an ihren alten Gewohnheiten und Gebräuchen; ist selbstständig; muthig; tapfer und kriegslustig; zugleich aber auch arbeitsam und fleißig. Diese Landschaft ist diejenige, welche den meisten Pfeffer erzeugt und zu Markte bringt. Ihre Bewohner zeigen in ihren Sitten und Gebräuchen, sowie auch in ihrer Mundart und Schrift die meiste Uebereinstimmung mit den Lampongern. Im Allgemeinen sind sie Heiden und der Glaube an eine Seelenwanderung ist unter ihnen verbreitet. Ihr sittlicher Charakter wird dessenungeachtet sehr gepriesen. Nach der Versicherung von Baron de Kock sind gerade sie, trotz ihres starren Festhaltens am hergebrachten Alten, von allen Bewohnern Palenbang's am leichtesten zu regieren und am wenigsten widerstrebend gegen die ihnen gegebenen obrigkeitlichen Befehle. Auch die Dörfer, mal. Dousson, der Anwohner des Komering sind eigenthümlich. Dieselben enthalten nämlich, selbst wenn sie stark bevölkert sind, doch nur eine verhältnißmäßig sehr geringe Anzahl von Häusern, indem häufig zehn bis zwanzig Familien friedlich unter einem Dache beisammen wohnen. Selbstverständlich sind diese Häuser sehr groß und geräumig. Gleichwie alle Häuser der Eingeborenen auf Sumatra, ruhen auch sie auf Pfählen, sind aber besonders sorgfältig, fest und stark gebaut. Mehrere fielen mir durch das schöne und dauerhafte Holz, woraus sie ge-

zimmert waren, auf. Auch war bei einigen die hohe spitz nach oben auslaufende Giebelseite mit kunstreichem Schnitzwerke nicht bloß verziert sondern gänzlich bedeckt.

In den Dörfern am Komering, wo ich bei meiner Reise durch diese Gegend übernachtete, geschah es öfters daß ich eingeladen wurde mich Abends nach dem Gebäude zu begeben, wo die Bewohner des Ortes, wenn sie gemeinsame Angelegenheiten zu berathschlagen haben, sich zu versammeln pflegen. Daselbst sollte nämlich, mir zu Ehren, Tanz, mal. Menareh, und Gesang, mal. Bersouara, der unverheiratheten Jünglinge und Jungfrauen stattfinden. Wenn ich dann, von meiner Wohnung durch einige der vornehmsten Dorfbewohner feierlich abgeholt und von ihnen begleitet den Festsaal betrat, fand ich denselben lampenhelle auch die Tänzerinnen und Tänzer schon in gleicher Anzahl anwesend. Sie stellten sich, mir gegenüber, einige Schritte von einander entfernt, in zwei Reihen so auf, daß die Jungfrauen, mal. Gadis, mir das Gesicht, die jungen Männer mir aber den Rücken zuwandten. Nun näherte, der Reihe nach, bald ein Mädchen sich dem ihm gegenüberstehenden Jünglinge, bald dieser sich jenem bis zur Hälfte des sie trennenden Zwischenraumes unter verschiedenen pantomimischen Bewegungen des Körpers und der Arme. Hierbei ließen sie, halb singend halb recitirend, indem die Mädchen, einander ablösend, eine Art von Strophen, die Jünglinge aber die Gegenstrophen hierzu vortrugen, einen Gesang ertönen der, wie ich später hörte, größtentheils improvisirt war und auf mich selbst und meine Anwesenheit Bezug hatte. Leider war ich nicht im Stande hiervon mehr als einzelne Worte zu verstehen. Einzelne Stimmen, besonders der jungen Mädchen, waren hell und frisch aber im Ganzen kam mir der Gesang wenig melodisch und wohllautend vor. Es schien mir nämlich als verwendeten die jungen Virtuosinnen eine besondere Mühe darauf, alle Töne so lang wie möglich zu ziehen und ihnen einen eigenthümlichen näselnden Klang zu geben. Ihre pantomimischen Bewegungen geschahen langsam, abgemessen aber, wenigstens mir kam es so vor, mit mehr Anstand als Anmuth. Auch ihre Kleidung war durchaus decent, wiewohl sie Schultern und Arme entblößt hatten. Der Festschmuck dieser Tänzerinnen bestand hauptsächlich in ihren Sarong's, dem bekannten, auf den indischen Inseln allgemein und von beiden Geschlechtern getragenen, einem oben und unten gleich weiten Unterrocke ähnlichen Kleidungsstücke, welche aus der allerschwersten Seide und so dick gewebt waren daß sie sich fast wie Pappe anfühlten. Diese Sarong's bilden Familienstücke welche sich nicht selten durch viele Generationen von Mutter auf Tochter vererben. Verheirathete Frauen bedienen sich ihrer selbst bei den festlichsten Gelegenheiten nicht mehr. Auch die in breiten, quer über das Gewebe laufenden Streifen von den

am meiſten contraſtirenden Farben wie ſchwarz und gelb, roth und blau u. ſ. w., beſtechende Zeichnung dieſer Stoffe fiel mir als eigenthümlich auf. Die meiſten derſelben waren außerdem noch mit Gold- und Silberfäden, kleinen, runden ſpiegelähnlichen Stücken, wovon das Glas nicht dicker als Papier iſt u. ſ. w. verziert.

Die Frauen der am Semmering gelegenen Ortſchaften haben den Ruf beſonderer Schönheit für ſich, weßhalb auch die früheren Sultane von Balmedina dieſelbe vorzugsweiſe für ihre Harems recrutiren ließen. Auch ich habe unter jenen Türkinnen, welche ſämmtlich heirathsfähig waren, manche der Stirne von ihnen mochten noch nicht ſechszehn Jahre zählen mochte, häufig ſolche bemerkt, die durch ihre Geſichts- und Körperbildung einen angenehmen Eindruck machten, ja für ſchön gelten konnten. Es waren meiſtens aber ſtarke, kräftige und ätheriſche Geſtalten, wie man in Europa für die ſtarken Töchter des fernen Südens vorfinden mag, indem ſehr, ſehr ſelten, zart und derbe, mitunter ſelbſt ſehr ſtarke, ſtämmige, hochbrüſtige, rollenartige und breithüftige Dorfſchönheiten.

Was die Sittlichkeit, namentlich aber die Tugend der Frauen betrifft, ſo ſtehen dieſe abgelegenen Gegenden der Residentſchaft Palembang einen entſchiedenen Gegenſatz zu der Hauptſtadt. Nicht nur iſt hier von einer öffentlichen Proſtitution die Rede, ſondern auch geheime Zuhälterei verabſcheuenswerther Frauen als junger Mädchen kommen im höchſten Grade ſelten vor. Die Letzteren werden faſt ſehr ſtreng überwacht. Es zum Beiſpiel müſſen jene Tänzerinnen durch einige ältere Frauen, ihre Tugendwächterinnen, welche nach dem Verſammlungslokale mitgenommen und, während die Vorſtellung beendet war, nach dem älterlichen Hauſe zurückgeführt werden. Den Jünglingen war es ſtreng verboten, ſo zu ſagen, oder ſich einer während des Tanzes, mehr als dieſelbe nur ſah, zu nähern und heimliche Unterhaltungen mit ihnen zu pflegen. Und doch läßt ſich annehmen daß jedes Mädchen für einen der Jünglinge, jeder Jüngling für eines der Mädchen zärtlichere Gefühle hegte. In den am Semmering gelegenen Ortſchaften iſt die Dauerehe genommen als der Ehe noch die allein gebräuchliche.

Sie in moraliſcher Beziehung ſehr viel niedriger ſtehend als die Bewohnerinnen der Hügelreihe des Ogan und Semmering, ja für die ſchlechteſte in der Residentſchaft, wird die der mehr erwähnten, an dem öſtlichen Fuße des Barisan-Gebirges gelegenen Landſchaften Redjang und Rejanuch gehalten. Dieſelbe ſteht in dem Rufe beſonders unzuverläſſig, tückiſch, grauſam und blutdürſtig zu ſein. Dabei zeigt ſie ſich allen Neuerungen abgeneigt und trachtet die von ihren Vorfahren ererbten Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten unverändert zu bewahren. Die Bewohner dieſer Landſchaften ſind Heiden, obwohl ſich bei einzelnen von

ihnen ein leichter, äußerlicher, nicht bis in ihre Denkweise gedrungener Anflug von dem Islam bemerkbar macht. In ihrer Mundart und Schrift stimmen sie mehr mit den Batta's als mit der Bevölkerung der Lampong's und jener der Flußgebiete des Ogan und Komering überein. Bei ihnen besteht auch noch die Blutrache, in Folge deren, wenn Jemand durch eine, einem andern Bezirke, mal. Marga, angehörende Person das Leben verliert, gleichviel ob solches mit Absicht oder bloß durch einen unglücklichen Zufall geschah, diese That nur durch das Blut des Mörders, oder eines Gliedes seiner Familie, oder aber einer andern Person aus dem Distrikte, wozu derselbe gehört, gesühnt werden kann. Nur in äußerst seltenen Fällen gelingt es einen Zwist dieser Art durch die Entrichtung einer nicht unbeträchtlichen Summe Geldes, mal. Wang Bangou d. h. Versöhnungsgeld, an die Angehörigen des Erschlagenen, beizulegen. Die völlige Versöhnung der beiden feindlichen Marga's findet in solchen Fällen bei einem gemeinschaftlichen Mahle statt, zu welchem ein geschlachteter Büffel die Hauptschüssel liefert.

Zwischen Talang Padang, dem Hauptorte der Abtheilung Ampat-Lawang und Kapahiang, dem Hauptorte der Abtheilung Redjangen Lebong, habe ich einem solchen Versöhnungsmahle zweier feindlicher Marga's beigewohnt. Diese Landschaften waren den Sultanen von Palembang nie mehr als bloß dem Namen nach unterworfen und auch die niederländische Regierung gewinnt daselbst erst in neuerer Zeit mehr und mehr festen Fuß. Ich selbst habe, bei meiner Reise durch diese Gegenden, niemals Gelegenheit gehabt, die schlechten Charaktereigenschaften, welche man ihren Bewohnern so allgemein zuschreibt, durch eigene Erfahrung, kennen zu lernen und bekenne offen daß sie auf mich persönlich keinen günstigeren oder ungünstigeren Eindruck gemacht haben, als dieses mit der Bevölkerung im Innern Sumatra's im Allgemeinen der Fall war.

Ich habe jetzt noch eines der Zahl nach wenig bedeutenden aber in anderer Beziehung sehr merkwürdigen, im Innern der Residentschaft Palembang, namentlich in ihrem nördlichen Theile, zwischen den Flüssen Mousi und Jambi lebenden Volksstammes, der sogenannten Orang Koubu zu gedenken. In Marsden's History of Sumatra — 3 Edit. London 1811 — liest man auf Seite 41 die folgende, sich auf die früheste Bevölkerung dieser Insel beziehende Anmerkung: „Bei meinen „Nachforschungen unter den Eingeborenen nach den Urbewohnern dieser „Insel, ward mir die Nachricht von zwei verschiedenen Volksstämmen, „die zerstreut in den Wäldern lebten und alle Gemeinschaft mit der „übrigen Bevölkerung vermieden. Man nennt dieselben Orang Kubu „und Orang Gugu. Die ersteren, sagte man, seien ziemlich zahl-„reich, besonders in dem zwischen Palembang und Jambi gelegenen „Landstriche. Einige von ihnen wurden von Zeit zu Zeit gefangen und

„als Sclaven zu Laban gehalten. An diesem Orte ist gegen„wärtig noch ein Mann mit einem erträglich hübschen Kubu„Mädchen verheirathet. Dasselbe wurde bei einem Streifzuge, wobei „man seine Hütte entdeckte, ergriffen. Sie haben eine ihnen gänzlich „eigenthümliche Sprache und essen ohne Ausnahme alles was die „Wälder liefern, Hirsche, Elephanten, Rhinocerosse, wilde Schweine, „Schlangen und Affen. Die Orang Gugu sind viel seltener als diese „und weichen, den Gebrauch der Sprache ausgenommen, nur wenig von „dem Orang Outan von Borneo ab. Ihr Körper ist mit langen „Haaren bedeckt. Sie sind nicht mehr als zwei- oder dreimal mit den „Bewohnern von Laban, denen ich diese Mittheilungen zu danken habe, „in Berührung gekommen. Einer von ihnen wurde vor längeren Jah„ren, fast auf dieselbe Weise wie der Affe in Pilpay's Fabeln von „dem Zimmermann, gefangen genommen. Derselbe zeugte mit einer „Frau aus Laban Kinder, die gleichfalls behaarter als die übrige Be„völkerung waren. Die dritte Generation aber unterschied sich nicht mehr „von letzterer. Der Leser möge diesen Berichten so vielen Glauben schen„ken, als er denkt daß sie verdienen. Ich bin nicht dreist genug dar„auf zu schwören. Wahrscheinlich liegt diesen Mittheilungen einige Wahr„heit zu Grunde, die aber, mit Beziehung auf die Einzelnheiten, sehr „übertrieben wurde."

Diese Note von Marsden wurde für mich die Veranlassung mich bei meinem Aufenthalte zu Palembang 1847 und 1862 sowie auf meinen Reisen in Sumatra, wo ich nur konnte, nach jenen Koubu und Gougu genannten Volksstämmen zu erkundigen. Was die Letzteren betrifft, so haben meine Fragen und Nachforschungen mir keine Auskunft über sie verschafft. Die Meisten kannten selbst den Namen Orang Gougu nicht; Andere meinten es sei derselbe gleichbedeutend mit Orang Koubu. Dieses halte ich für das wahrscheinlichste, da das Wort Goubu ja nichts als das weicher ausgesprochene Wort Koubu und zugleich der Collectivname jener zerstreuten, wenig zahlreichen Stämme ist, welche in den Wäldern, namentlich den zwischen dem Mousi und Jambi sich ausbreitenden, ein herumschwärmendes Jägerleben führen; außerhalb aller Gemeinschaft mit der übrigen seßhaften Bevölkerung leben; von allen Culturein-flüssen, welche sich nach einander seit der ältesten Zeit, auf Sumatra geltend gemacht haben, unberührt geblieben sind und noch heute auf der tiefsten Stufe menschlicher Cultur sich befinden.

Daß die Orang Gougu, wie Marsden von den Einwohnern von Laban erfuhr, einen mit langen Haaren bedeckten Körper haben sollten und ebenso die Erzählung von der Heirath eines Gougu mit einem Mädchen aus genannter Ortschaft, kann schon ohne Prüfung in das Gebiet der Mährchen verwiesen werden, wenn man nicht annehmen will

daß dunkle und unbestimmte Erinnerungen an den Orang Outan, der überhaupt auf Sumatra sehr selten ist und in dem südlicheren und mittleren Theile der Westhälfte dieser Insel gar nicht vorkommt, dieser Legende zu Grunde gelegen haben.

Viel bestimmtere Nachrichten aber als über die Gougu, habe ich über die Koubu erhalten. Ich verdanke dieselben hauptsächlich dem Obersten de Kock, dem Pangeran Ferdana Mantri sowie Herrn van Ophuyzen, der 1862 Resident von Palembang war und einigen andern theils durch ihre amtliche Stellung theils in Folge anderer Umstände von allen Verhältnissen in dieser Residentschaft wohlunterrichteten Personen, sowohl Niederländern als Eingeborenen. Auch habe ich Gelegenheit gehabt zwei Koubu-Frauen, welche sich 1847 als Sclavinnen unter dem Hausgesinde des Pangeran Manko zu Palembang befanden, persönlich kennen zu lernen.

Die Koubu-Stämme leben in dem nordwestlichen Theile von Palembang in dem Landstriche zwischen den schon genannten Flüssen Mousi und Jambi. Diese Gegend besteht in sehr niedrigem, von einer beträchtlichen Anzahl von Nebenarmen jener Flüsse durchschnittenem sumpfigen mit kaum durchdringbarem Urwalde bedecktem Flachlande. In diesen Wäldern führt der bei weitem größte Theil der Koubu sein unstetes Jägerleben. Es ist nämlich der Bemühung der niederländischen Regierung im Laufe der Zeit gelungen einige von ihnen zu einer festen Niederlassung zu bewegen. Auf diese Weise erstanden allmählig verschiedene kleine, ausschließlich von Koubu bewohnte Dörfer, mal. Dousson, in zwar von den Wohnstätten der übrigen Bevölkerung entfernten aber doch mehr zugänglichen Gegenden. Diese Koubu-Dörfer liegen an dem Soungei Toungkal, S. Lalan, S. Dawas, S. Bayat, S. Batank Leko und S. Rawes, alles kleine Nebenflüsse der genannten großen Ströme und werden von ungefähr 350 Familien mit einer Seelenzahl, die auf 1500 geschätzt werden kann, bewohnt. Die Anzahl der nicht seßhaften, in den Wäldern herumschwärmenden Koubu ist jedenfalls eine viel größere, entzieht sich aber der Schätzung. Nach einigen Angaben soll sie sich auf 30,000, nach andern nur auf 10,000 belaufen.

Die Koubu gehören zu den auf der niedrigsten Culturstufe gebliebenen Volksstämmen im indischen Archipel. Die in Dousson's wohnenden stehen nur in sofern etwas höher als ihre in den Wäldern nomadisirenden Stammgenossen, als sie einige wenige Bedürfnisse kennen gelernt haben und nicht mehr wie die Letzteren, ausschließlich von thierischer Nahrung leben. Die Einen wie die Andern treiben weder Ackerbau noch zeigen sich bei ihnen auch nur die ersten Anfänge irgend einer Kunstfertigkeit oder handwerksmäßigen Arbeit. Sie verstehen nur die wenigen eisernen Geräthschaften, deren sie benöthigt sind, auszubessern

und zu verändern. Zu dieser Arbeit dient ihnen das allereinfachste Werkzeug, ein Stein als Ambos, ein anderer als Hammer, ein Stück Bambusrohr als Blasebalg. Die Geräthschaften aus Eisen, von denen sie Gebrauch machen, bestehen in Angeln, Harpunen, Spitzen für Lanzen und Wurfspieße sowie Parang's, die nach Umständen als Beil oder als Schwert dienen. Sie gebrauchen dieselben auf der Jagd und bei dem Fischfange, ihren einzigen Beschäftigungen.

Eigenthümlich und merkwürdig ist die Abneigung, welche bei allen Koubu gegen den Verkehr mit der übrigen Bevölkerung besteht. Die in den Wäldern herumschwärmenden wissen sich demselben gänzlich zu entziehen; die Dousson-Koubu aber vermeiden diesen Verkehr soviel sie nur können. Da aber die Einen wie die Anderen verschiedene Gegenstände nöthig haben, welche sie sich auf keine andere Weise verschaffen können, so hat sich zwischen ihnen und der malaiischen Bevölkerung ein gewisser Handelsverkehr entwickelt welcher, was die nomadischen Koubu betrifft, auf sehr eigenthümliche Weise stattfindet.

Palembang'sche Handelsleute begeben sich nämlich, wenn sie mit den Koubu Tauschhandel treiben wollen, denn eine andere Art des Handels ist zwischen ihnen nicht möglich, da die Koubu weder Geld zu Einkäufen besitzen noch auch hierfür irgend etwas verkaufen, in die Tiefe des Waldes und breiten unter einem, sich durch seine Höhe und seinen freieren Stand von seinen Nachbaren unterscheidenden Baume ihre mitgebrachten Waaren aus. Diese bestehen hauptsächlich in den schon erwähnten Geräthschaften der Jagd und des Fischfanges aus Eisen; in Tabak; Salz; verschiedenen Thongefäßen; groben chinesischen Porcellantassen u. s. w. Hierauf thun sie einige starke, weitschallende Schläge auf ein kupfernes Becken, mal. Gong, und ziehen sich alsdann in eine beträchtliche Entfernung von dem betreffenden Baume zurück. In der Regel sind sie schon längst von den Koubu beobachtet worden ohne daß sie selbst einen der Letzteren zu Gesichte bekommen haben. Wenn sie aber nach einiger Zeit zu dem Baume zurückkehren, so finden sie die von ihnen daselbst niedergelegten Handelsartikel nicht mehr; statt deren aber andere, in Bienenwachs, Honig, Elfenbein, Rotang u. s. w. bestehende. Diese Gegenstände übertreffen die von den Palembang'schen Handelsleuten zurückgelassenen meistens sehr an Werth. Der Handel mit den Dousson-Koubu geschieht mehr von Hand zu Hand. Dieselben tauschen außer den schon genannten Artikeln auch noch Reis, Flurmatten und grobe baumwollene Stoffe ein.

Körperlich weichen die Koubu von der übrigen Bevölkerung in allen wesentlichen Punkten nicht ab. Die Gestalt, Gesichtsbildung und Farbe der Haut sind bei Beiden dieselben. Der Unterschied zwischen ihnen in ihrer Erscheinung wird allein durch den verschiedenen Grad ihrer Civilisation, ihre von einander abweichende Lebensweise und ihre

Kleidung bedingt. Auch wurde mir mitgetheilt daß der Gesichtsausdruck bei den Koubu wilder, ihr Blick stechender und unsteter, ihre Haltung mehr vornübergebeugt, ihr Gang weniger fest und mehr schleppend seien als bei der übrigen Bevölkerung von Palembang. Unter den jüngeren Frauen der Koubu sollen gut aussehende, ja selbst schöne, gar nicht selten sein. Von den beiden Frauen dieses Stammes, welche ich im Hause des Pangeran Manko sah, war die eine ein schlankes, wohlgebautes, ungefähr fünfzehnjähriges Mädchen mit ganz angenehmen malaiischen Gesichtszügen, die andere eine schon ältere Frau. Beide waren wie die übrigen weiblichen Bedienten gekleidet und von diesen nicht zu unterscheiden. Sie waren als Kinder in das Haus ihres gegenwärtigen Gebieters gekommen, die ältere noch zu Lebzeiten seines Vaters.

Die Gemüthsart der Koubu wird gepriesen. Man hält sie für sanft, gutmüthig und sehr ehrlich, zugleich aber auch für muthig und unerschrocken. Keiner der gewaltigsten und gefährlichsten Waldbewohner wird von ihnen gefürchtet. Kein Koubu bebt davor zurück, nur mit seinem Wurfspieß bewaffnet, einen Tiger zu beschleichen. Mord und Diebstahl sind bei ihnen unerhört. Ehebruch dagegen kommt nicht selten bei ihnen vor, ohne indessen, wie es bei der Bevölkerung des indischen Archipels im Allgemeinen nur allzuhäufig geschieht, zu blutiger Rache Veranlassung zu geben. Anthropophagie besteht bei den Koubu weder jetzt, noch hat sie jemals unter ihnen bestanden. In dieser Beziehung unterscheiden sich diese, auf einer so äußerst niedrigen Culturstufe stehenden Stämme von den, bei einem Vergleiche mit ihnen, hochgebildet erscheinenden Batta's. Denn bei letzteren blüht der Ackerbau; dieselben haben ganz verständige Gesetze und Gemeindeeinrichtungen; sie wohnen in wohlgebauten, zu größeren und kleineren Ortschaften vereinigten Häusern; sie besitzen eine eigene Schrift und selbst eine Art Literatur, dennoch aber ist bei ihnen, ähnlich wie solches bei dem merkwürdigeren der beiden Culturvölker der neuen Welt, den Azteken, der Fall war, der Genuß von Menschenfleisch gebräuchlich.

Die Wohnungen der Koubu, sowohl der in Dousson's lebenden als der unstet in den Wäldern umherschweifenden, sind Hütten der allereinfachsten Art, welche ebenso schnell errichtet als wieder abgebrochen werden können. Das Material für dieselben findet sich allenthalben, da Wände und Dach nur aus Baumrinde bestehen. Eben so einfach ist auch ihr Hausrath. Einige irdene Kochgeräthschaften, ein Paar Töpfe um Speisen und den eingesammelten Honig darin aufzubewahren, wozu hin und wieder, als Luxusartikel, noch einige grobe Flur- und Schlafmatten kommen, ist alles, was sich in den Hütten selbst der reichsten Dousson-Koubu befindet.

Eben so einfach ist ihre Kleidung. Die nomadisirenden Koubu ge-

[illegible]

Wie schon bemerkt wurde, kommen Ehebruch und Entführungen verheiratheter Frauen unter den Koubu, den seßhaften wie den nomadisirenden, nicht ganz selten vor. Bei den Letzteren findet alsdann mitunter eine Art von Zweikampf um den Besitz der betreffenden Schönen statt. Der beleidigte Ehegatte und der Entführer begeben sich nämlich in einen der kleinen Flüsse, wo ihnen das Wasser höchstens bis zur Brust reicht und suchen im Ringen mit einander, der Eine den Andern zu Falle zu bringen und zu ertränken. Der Preis des Sieges ist die Helena des Streites. Meistens aber, besonders wenn der Entführer schon eine Frau hat, gelangt der gekränkte Ehemann, ohne daß es zu einem solchen Zweikampfe kommt, zu seinem Eigenthume zurück. Bei den Dousson-Koubu werden Zwiste um Frauen durch die Dorfältesten, mal. Passira, die hierfür eine Belohnung erhalten, in der Regel auf eine friedlichere Weise geschlichtet. Erklärt die Frau vor dem Passira daß sie dem Entführer ihre letzte Gunst noch nicht geschenkt habe, so muß sie zu ihrem Manne zurückkehren und dieser empfängt von jenem einen Werthbetrag von ungefähr zehn Gulden in verschiedenen Tauschartikeln. Bekennt sie aber

ihre faktische Untreue so empfängt ihr Mann von dem Beleidiger seiner Ehre einen viermal so großen Werthbetrag und die Frau bleibt bei ihrem Entführer.

Erwähnt sei auch noch daß bei den Koubu nur Brüder und Schwestern sich nicht mit einander verheirathen dürfen, kein anderer Grad von Verwandtschaft aber einer Ehe hindernd entgegentritt.

Von Kindererziehung ist bei ihnen nicht die Rede. Mädchen sowohl als Knaben begleiten, sobald sie nur laufen können, ihre Eltern in den Wald und gehen denselben, nach dem Maße ihrer Kräfte, bei den Geschäften der Jagd und des Fischfanges hülfreich zur Hand.

Ihre Waffen sind Lanzen und Wurfspieße. In dem Gebrauche der Letzteren sind sie sehr geübt und im Stande, mit einem einzigen Wurfe, einen Tiger niederzustrecken. Crocodile fangen sie mit Angeln und einer eigenthümlichen Art von Harpune.

Das Gottesbewußtsein der Koubu, wenn hiervon bei ihnen überhaupt gesprochen werden kann, ist im höchsten Maße dunkel. Auch besteht bei ihnen kaum eine Ahnung von dem Leben nach dem Tode. Alle Bemühungen glaubenseifriger Muhammedaner, wenigstens unter den Douffon-Koubu den Islam zu verbreiten, sind bis jetzt ohne Erfolg geblieben. Sie glauben nur daß die Seelen ihrer verstorbenen Anverwandten den Ort, wo ihre körperlichen Ueberreste ruhen, als Geister umschweben. Bei der Bestattung ihrer Todten stellen sie die Leiche, zugleich mit den Kleidern und den Waffen des Verstorbenen sowie auch dem Topfe worin derselbe sein Essen zu bereiten und dem Becher aus Bambusrohr, aus welchem er zu trinken pflegte, auf einem, auf Pfählen ruhenden Flechtwerke allen Einflüssen von Wind, Wetter, Insecten und größeren Raubthieren bloß. Wenn einem Koubu der Tod naht, so geben Alle, welche das Lager des Sterbenden umstehen, darauf acht, ob sie, gleich nach seinem letzten Athemzuge, in seinem Körper nicht ein besonderes, leises, zischendes Geräusch vernehmen. Wenn sie dasselbe hören, oder vielmehr glauben es gehört zu haben, so sehen sie dieses als ein Zeichen an daß der Verstorbene ein Geist geworden ist. Alle, bei welchen dieser Ton sich nicht hören läßt, sind einfach todt. Das Geistwerden aber ist ebensowenig die Belohnung für ein gutes als das Gegentheil die Bestrafung für ein schlechtes Leben.

Die Koubu erfreuen sich im Allgemeinen einer guten Gesundheit und werden in der Regel alt. Die Ueberzeugung daß sie bei einer Vermengung und größeren Gemeinschaft mit der übrigen Bevölkerung dieses Vorzuges verlustig gehen würden, ist bei ihnen tief eingewurzelt und eine von den Hauptursachen ihrer Absonderung. Sie glauben fest daran daß jeder Verkehr mit andern Menschen als ihren Stammgenossen ihnen Krankheiten zuführen würde. Epidemische Krankheiten kommen unter ih-

nen äußerst selten vor, die natürlichen Pocken, während eines Jahrhunderts, kaum zwei- oder dreimal. Vor dieser Krankheit haben sie eine kaum zu beschreibende Furcht und den größten Abscheu. Zeigen sich die Pocken unter ihnen, so verläßt der ganze Stamm augenblicklich seinen Wohnplatz um erst, meilenweit davon, wieder neue Hütten aufzuschlagen, ohne sich um das Schicksal der Kranken das mindeste zu bekümmern.

Kaum eine geringere Furcht als die Pocken, flößen ihnen andere Krankheiten, besonders Fieber und Brustaffectionen ein. Schon ein mit einfachem Husten Behafteter wird von ihnen gemieden und geflohen. Syphilis ist bei ihnen unbekannt geblieben. Alle Krankheiten sehen sie als durch Einfluß böser Geister veranlaßt an, und holen gegen solche, welche sie nicht für ansteckend halten, die Hülfe von Personen ein, die unter ihnen für Aerzte und Besitzer höherer Kenntnisse gelten. Diese verhüllen sich den Kopf, beräuchern sich und den Kranken mit Benzöe und rufen die guten Geister an bis sie selbst ermattet und betäubt zu Boden sinken. In diesem Zustande werden ihnen, ihrer eigenen Versicherung nach, Eingebungen zu Theil über den Sitz der Krankheit und wie dieselbe durch Reiben, Kneten, Belecken mit der Zunge, Bestreichen mit Speichel u. s. w. zu heilen sei.

Ueber die Sprache der Koubu habe ich nichts näheres erfahren können. Man sagte mir sie sei eine eigenthümliche werde aber rein und unvermischt nur noch von den nomadisirenden Stämmen gesprochen. Die Sprache der Dousson-Koubu sei schon stark mit malaiischen Wörtern vermengt, so daß eine Verständigung mit diesen der übrigen Bevölkerung nicht besonders schwer falle. Sehr interessant wäre es jedenfalls näher zu erfahren, wie sich das Idiom der Koubu zu den älteren auf Sumatra bewahrt gebliebenen malaiischen Dialecten, namentlich zu dem der Batta's verhält.

Mit Beziehung auf den Ursprung der Koubu hörte ich verschiedene Ansichten äußern. Einige meinten sie wären Ueberreste der allerältesten Bevölkerung von Sumatra, welche sich durchaus in ihrem ursprünglichen Zustande erhalten hätten und von dem Einflusse aller fremden und ausheimischen Culturelemente, zuerst der indischen, später der islamitischen und endlich der europäischen, gänzlich unberührt geblieben wären. Andere dagegen glaubten die Koubu wären erst zu jener Zeit, wo die javanische Einwanderung aus Demak nach Palembang und die Stiftung des Reiches der späteren Sultane daselbst unter Geding Souro, im Jahre 1544, stattfand, dadurch entstanden daß sich ein Theil der Bevölkerung dieses Landstriches, entweder freiwillig oder gezwungen von der übrigen abgesondert und in die Wälder zurückgezogen habe um daselbst allmählig immer mehr zu verwildern und zu seinem gegenwärtigen Standpunkte der Uncultur zurückzusinken. Wäre es erlaubt hier eine,

bloß subjective Vermuthung auszusprechen, so würde ich selbst die erste Meinung für die richtigere halten.

Der Umstand daß die Anthropophagie, welche bei den, in ihren allgemeinen Bildungsverhältnissen keineswegs sehr niedrig stehenden Batta's noch heute stattfindet und, wie man für wahrscheinlich halten darf, bis gegen das Jahr 800 unserer Zeitrechnung auf Sumatra noch viel weiter verbreitet gewesen ist, ungeachtet die Bevölkerung dieser Insel schon in sehr alter Zeit indische Culturelemente in sich aufgenommen hatte, bei den Koubu niemals bestanden hat, scheint gegen die Annahme daß ihr Zustand ein viel älterer und ursprünglicherer als jener der Batta's ist, keineswegs zu sprechen. Anthropophagie ist nämlich weder ein allen, sich auf der niedrigsten Culturstufe befindenden Völkern gemeinsamer Gebrauch, noch wird sie durch den höchsten Grad menschlicher Uncultur stets bedingt und ist mit diesem durchaus nicht immer nothwendiger Weise verbunden. Fälle, wo bei Völkern, welche früher, als sie noch in dem rohesten und ursprünglichsten Zustande lebten, den Cannibalismus nicht gekannt haben und wo derselbe, in Folge sehr verschiedener Umstände, erst herrschend wurde als sie zu einer gewissen mittleren Culturstufe gelangt waren, sind nicht ganz selten. Hierher gehören die Azteken, die Bewohner Neu-Seelands und, wie für wahrscheinlich gehalten werden darf, auch die Batta's.

Ich erwähnte, als ich über die Elephanten auf Sumatra sprach, des Umstandes daß zwei dieser Thiere, bei Gelegenheit einer von meinem Collegen Engelken und mir im November 1847 nach den beiden, südlich von Palembang gelegenen Seen Danau louar und Danau itam, zum Zwecke der Jagd, gemachten Ausfluges, erlegt worden seien. Engelken war, wie ich schon bemerkt habe, in gleichem Maße Freund der Jagd als er sich durch seine Geschicklichkeit im Gebrauche der Schießwaffen auszeichnete. Hauptsächlich meinetwegen, theils aber um, vor seiner nahe bevorstehenden Versetzung von Palembang nach Tebing-Tinggi, sich selbst noch einmal, in jener so wildreichen Gegend recht nach Herzenslust dem Vergnügen der Jagd hingeben zu können, wußte Engelken meinem freundlichen Wirthe vorzustellen wie überaus interessant gerade für mich, einen Freund der Natur zugleich aber Neuling auf Sumatra, ein Besuch jener Seen sein müßte. Oberst de Kock ging hierauf ein und ließ alle Vorbereitungen für diesen Ausflug, noch bevor ich selbst meine Wünsche mit Beziehung hierauf ausgesprochen hatte, mit der entgegenkommendsten Güte treffen. Eine von der größten und besteingerichteten der Regierungs-Pantjallan's sollte für uns selbst dienen, während eine zweite, worin die Küche und die Schlafstätten unserer Bedienten und Ruderer sich befanden, bestimmt war um uns unmittelbar zu fol-

gen. In dem Schlafgemache der ersteren ließen wir unter Muskitonetzen unsere Matratzen ausbreiten.

Wir waren sowohl für uns selbst als für die, sich auf mehr als vierzig Personen belaufende Anzahl unserer Bedienten, Ruderer u. s. w. auf ein Paar Wochen proviantirt. Außerdem ließ Frau Baronin de Kock, in ihrer gütigen Sorge für uns, nicht nur einen ihrer Köche mitgehen, sondern versah uns auch mit allem Erforderlichen für die feinere indische Küche in so reichlichem Maße, daß uns bei dem Nothwendigen auch das Angenehme nicht fehlte und unsere Tafel, den Nachtisch nicht einmal ausgenommen, so wohlbestellt war wie sie auf dem Lande es nur hätte sein können.

Herr de Kock hatte den Häuptling eines großen und stark bevölkerten unweit jener Seen gelegenen, Pedammarang genannten Ortes ersuchen lassen uns bei unseren Jagden nach Kräften zu unterstützen und behülflam zu sein. Außerdem hatte er uns einen zu Palembang wohnenden malaiischen Elephantenjäger, Namens Bodok, mitgegeben. Ich habe dieses Letzteren schon gedacht. Derselbe war damals bereits gegen fünfzig Jahre alt und hatte, seit früher Jugend, den größten Theil seines Lebens in den Wäldern zugebracht. Der Verkauf der Stoßzähne der von ihm erlegten Elephanten bildete sein hauptsächlichstes Erwerbmittel. Bodok war höher als die Malaien es in der Regel sind und überragte die meisten seiner Landsleute fast um die Länge eines Kopfes; war dabei schlank gebaut und von sehr aufrechter Körperhaltung. Seine Kleidung war höchst einfach, wiewohl für ein Leben auf der Jagd und in den Wäldern jener Gegend sehr geeignet. Sie bestand nur in einem, über den Hüften von einem einfachen Ledergürtel zusammengehaltenen Beinkleide, einer auf der Brust offenen Jacke und dem turbanartig um das Haupt gewundenen Kopftuche. Die Farbe dieser Kleidungsstücke war früher vielleicht eine hellere gewesen, bestand jetzt aber in einem etwas schmutzigen, mit der Farbe seiner Brust und seines verwitterten Antlitzes wunderbar übereinstimmenden bräunlichen Grau. In seinem Gürtel trug er statt des Kris, in einer Scheide, ein langes, breites, sehr starkes, spitzgeschliffenes, gerades Messer mit einem einfachen Griffe aus Horn. Seiner Schießwaffe, eines langen und schweren, in Palembang von einem malaischen Waffenschmiede verfertigten, noch mit einem Steinschlosse versehenen Gewehres, welches er bei der Jagd auf Elephanten und andere größere Thiere, nur mit aus Zinn gegossenen Cylindern zu laden pflegte, habe ich schon gedacht.

Bodok kannte alle größeren Thiere der Palembang'schen Wälder sowie deren Lebensweise und Gewohnheiten sehr genau, wiewohl auch er nicht ganz frei von den abergläubischen Vorstellungen war, welche, mit Beziehung auf dieselben, namentlich den Tiger und den Elephanten, un-

ter der Bevölkerung von Sumatra allgemein verbreitet sind. Seine Mittheilungen hierüber hatten für mich großes Interesse.

Am 5. November des Morgens, bald nach Sonnenaufgang verließen mein Freund Engelken und ich mit unseren beiden Pantjällan's Palembang. Wir fuhren zuerst den Fluß eine kleine Strecke hinauf, um, kaum eine Viertelmeile oberhalb der Hauptstadt, uns in den daselbst in den Mousi einmündenden Ogan zu begeben. Ich habe seinen Namen schon unter den Nebenflüssen des Mousi an dessen rechter Seite genannt. Der Ogan entspringt auf dem östlichen Abhange des Barissangebirges, verläuft zuerst von Südwesten gegen Nordosten, tritt hierauf durch einige jener oben schon von mir erwähnten, Trousson's genannten, natürlichen Canäle mit mehreren andern Flüssen, nämlich dem Batanghari Gitas, dem Komering und Babatan in Verbindung um alsdann, in mannigfachen Krümmungen, von Süden gegen Norden zu verlaufen und sich oberhalb der Hauptstadt Palembang in den Mousi zu ergießen. Die Vereinigung des Ogan mit den andern genannten Flüssen, mittels jener Trousson's, findet aber in der Weise statt, daß diese verschiedenen Wasserleitungen zusammen eine Art von Ring bilden in welchen sich noch verschiedene andere kleinere Flüsse und Bäche ergießen. Einer der letzteren, dessen Länge nur wenige Meilen beträgt, ist der durch kurze Canäle mit den beiden Seen Danau itam und Danau louar in Verbindung stehende Pedammarang. Der erstgenannte dieser Seen, von beiden der kleinere, ist auf dem rechten, der andere, größere auf dem linken Ufer des Pedammarang gelegen. Der schon erwähnte, große und starkbevölkerte, denselben Namen wie der Fluß tragende Kampong liegt auf seinem linken Ufer, oberhalb jener Seen, von denen der Danau louar von diesem Orte am entferntesten und am meisten südlich gelegen ist. Die Entfernung dieser Seen von dem Hauptorte Palembang beträgt in gerader Linie ungefähr 35 englische Meilen.

Ungeachtet die Pantjallan, worin Engelken und ich uns befanden, von 18, die andere aber von 12 Ruderern fortbewegt wurde, hatten wir, in Folge der vielen Krümmungen, welche der Ogan in dem untern Theile seines Laufes macht, noch nicht ganz die Hälfte des Weges bis Pedammarang zurückgelegt, als die Sonne schon untergegangen war und wir durch die einbrechende Dunkelheit uns zur Beendigung unserer Fahrt für diesen Tag genöthigt sahen. Am andern Morgen setzten wir unsere Reise fort, mußten aber noch einmal unterweges übernachten und erreichten erst am folgenden Morgen, den 7. November, das Dorf Pedammarang. Hier wurden die Pantjallan's mit Rotangtauen an zwei in der Nähe des Ufers sich erhebenden Cocuspalmen befestigt. Obgleich der Ortsvorsteher, welchem wir durch Herrn de Kock empfohlen waren, bei seinem ersten, uns bald nach unserer Ankunft ge-

machten Besuche, sein Haus zu unserer Verfügung stellte, so machten wir von diesem Anerbieten doch keinen Gebrauch, da wir alle Bequemlichkeiten, welche die so wohl eingerichtete Pantjallan uns bot, schwerlich in einem malaiischen Wohnhause angetroffen haben würden.

Unser Aufenthalt zu Pedammarang war auf zehn Tage berechnet. Um diese Zeit so vortheilhaft wie nur möglich zu benutzen, beeilte sich mein Freund Engelken mit Bodok, dem Ortsvorsteher und einigen anderen vornehmeren Einwohnern alles Nähere mit Beziehung auf einige größere zu haltende Treibjagden zu besprechen. Engelken war schon früher einige Male in dieser Gegend gewesen, kannte ihre örtlichen Verhältnisse genau und hatte auch hier den Ruf eines sehr erfahrenen Jägers und ausgezeichneten Schützen hinterlassen. Unsere Ankunft war daher eine willkommene, zumal man wußte daß die Beute unserer Jagden hauptsächlich dem Orte zu Gute kommen würde. Hierzu kam der als Befehl geltende Wunsch des Residenten daß die Ortsobrigkeit uns nach Kräften zur Erreichung unserer Absichten behülflam sein möchte. Auch war die Aufregung, welche durch unsere Anwesenheit in diesem stillen und entlegenen Orte und die von uns zu veranstaltenden größeren Jagden in den Gemüthern der Bevölkerung, namentlich ihres jüngeren Theiles verursacht wurde, eine so angenehme, daß fast die ganze jüngere Einwohnerschaft sich beeilte uns ihre Dienste und Hülfe anzutragen.

Beide Seen, von denen der größere, Danau louar, etwas mehr als eine halbe Meile im Durchmesser haben dürfte, sind von fast kreisrunder Gestalt. Befindet man sich aber auf ihnen, so erscheint die Linie ihres Ufersaumes unregelmäßig sternförmig, weil eine Anzahl schmälerer und breiterer Landzungen, mal. Tandjong, deren ich an dem Danau louar neun zählte, in sie hineintritt. Der in letztgenanntem See liegenden Geister-Insel, mal. Pulo Dschin, habe ich schon oben gedacht, als ich einige Mittheilungen über unsere Elephantenjagd daselbst machte.

Die meisten dieser Tandjong's, wie überhaupt die ganze Umgebung der beiden Seen, sind mit Wald bestanden. Da der Boden in dieser Gegend aber etwas hochliegend, trocken und fest, auch nicht, wie in den meisten übrigen Wäldern auf Sumatra, namentlich in denen seiner östlichen Hälfte, mit dichtstehendem Unterholze und auf der Erde hinkriechenden Schlinggewächsen bedeckt ist, so kann man hier ohne Mühe zwischen den Bäumen tief in den Wald eindringen, wodurch die Jagd auf die Bewohner desselben sehr erleichtert wird.

Beide Seen waren, längs ihres Ufers, in einer breiten Zone, durch welche wir mit unserem kleinen Nachen, so oft wir von der einen Seite nach der andern übersetzen wollten, uns nicht ganz ohne einige Mühe den Weg zu bahnen hatten, mit dem echten Lotus, der Padma des Sanscrit,

Nelumbium speciosum, dicht bedeckt. Ich habe diese prachtvolle Pflanze, bei welcher die Blätter sowohl als die Blüthen, bei einer, das gewöhnliche Maß weitüberschreitenden Größe und einer sehr eigenthümlichen Bildung, zugleich eine wunderbare Schönheit der Gestalt und der Farbe zeigen, weder früher noch später jemals in so zahlloser Menge dicht aneinandergedrängt gesehen als auf diesen Seen. Ich hatte daselbst überreiche Gelegenheit, um an dieser schönen und merkwürdigen Pflanze alle Entwicklungsgrade ihrer Blume und ihrer Frucht zu beobachten; von der noch festgeschlossenen, kaum schon rosig angehauchten Blüthenknospe bis zu der vollkommen gereiften Frucht. Die letztere bildet einen gelben, zwei bis zwei und einen halben Zoll hohen, mit seiner Spitze dem Stiele aufsitzenden Kegel. Seine nach oben gerichtete Basis ist flach und kreisrund. Der Durchmesser der Basis beträgt ungefähr drei Zoll. Von ihrem Rande verlaufen nach der untern Spitze niedrige, convergirende Hautfalten. Aus der platten, scheibenförmigen Fläche, welche die Basis des Fruchtkegels bildet, ragen die in seinem Zellgewebe eingesackten, in zwei Kreisen geordneten, von einer hautartigen aber ziemlich festen Hülse umgebenen ovalen Samenkörner, deren Größe der von einer mittelmäßigen Haselnuß nahe kommt, mit ihrem oberen, zugespitzten Ende hervor. Auch im Geschmacke stimmen sie mit jenen Nüssen etwas überein. Sie werden allgemein gerne gegessen und weder Engelken noch ich verschmähten sie bei unsern Fahrten auf jenen Seen.

Als ich diese gigantischen, zugleich aber so wohlgebildeten, in dem schönsten Rosenrothe prangenden und dabei sanfte Wohlgerüche ausduftenden Blumen, deren Durchmesser nicht selten anderthalb Fuß beträgt, in Mitten ihrer großen, dicken und saftigen, sammetartigen Blätter von dem herrlichsten Grün, auf dem Wasser schwimmen sah, ward mir begreiflich, weßhalb die Inder, in ihrer Cosmo- und Theogenie, der Padma eine so wesentliche und bedeutungsvolle Stelle einräumen konnten; weßhalb sie, in der bilderreichen Sprache ihrer ältesten Dichtwerke, den Namen derselben zu so unzähligen Wortverbindungen gebraucht haben und weßhalb ihre Götter, ruhend in den weitgeöffneten Kelchen dieser Blume, bildlich von ihnen dargestellt wurden.

Im Malaiischen heißt die Lotusblume Seruga oder Taratte, im Javanischen Taratte bezar d. h. große Taratte, zum Unterschiede von einer andern verwandten, Taratte ketchil oder Taratte birou, d. h. kleiner oder blauer Taratte, genannten Wasserpflanze, der Nymphaea stellata. Das dem Sanscrit angehörende Wort Padma hat sich übrigens im Javanischen erhalten, bezeichnet aber in dieser Sprache nicht mehr den Lotus sondern eine, mit ihm nicht verwandte und einer ganz andern Familie angehörende riesenartige Blumenpflanze, nämlich die,

auf der südlich von Java gelegenen Insel Nusa Kambangan, deren ich schon oben erwähnte, vorkommende Art von Rafflesia, von welcher die getrockneten Knospen auf allen Bazar's im Süden von Java, als Arzneimittel feilgeboten werden. Blume hat diese, von ihm zuerst beschriebene, der Rafflesia Arnoldi auf Sumatra am nächsten stehende, wiewohl ungefleckte Art, durch Hinzufügung ihres inländischen Namens, als Rafflesia Padma, von den übrigen Arten unterschieden.

Nach dem, von Engelken mit dem Elephantenjäger Bodok und den Häuptlingen des Ortes entworfenem Programme sollten, während unserer Anwesenheit zu Pedammarang, in Zwischenräumen von zwei bis drei Tagen, vier größere Treibjagden gehalten werden. In Folge des besonders glücklichen Zufalles der uns, in der oben beschriebenen Weise, am sechsten Tage nach unserer Ankunft daselbst die Gelegenheit gab zwei Elephanten zu erlegen, fanden nur drei jener Treiben statt. An den zwischenliegenden Tagen wollten wir in den Morgenstunden, begleitet von einer Anzahl mit Lanzen und Klewang's bewaffneter Malaien im Suchen nach Hirschen, Rehen u. s. w. jene in den Seen sich hineinerstreckenden Tandjong's und deren Umgegend durchstreifen. Die späteren Nachmittagsstunden aber sollten zu Ruderfahrten auf den Seen dienen um jene Thiere welche, wie namentlich die verwilderten Büffel, gewohnt sind sich gegen Sonnenuntergang zu baden und in dem Uferschlamme zu wälzen, von der Wasserseite zu beschleichen. Ich erwähnte schon, mit welcher großen Geschicklichkeit der Malaie Bodok den leichten, kaum für ihn, Engelken und mir den nöthigen Raum bietenden Djoukon völlig geräuschlos aber pfeilschnell auf der Wasserfläche fortzubewegen verstand.

Mit Beziehung auf die Treibjagden will ich noch bemerken daß dieselben mehr im Innern des Waldes stattfanden. Bei ihnen wurde ein 5—600 Fuß langes, 4—5 Fuß hohes, aus Rotang geflochtenes, weitmaschiges Netz zwischen den Bäumen ausgespannt. Dieses Netz gehörte den Bewohnern von Pedammarang gemeinschaftlich und wurde, bei der Jagd auf Hirsche, welche sie von Zeit zu Zeit anzustellen pflegten, um sich einen Vorrath des Fleisches dieser Thiere für die Bereitung von Ding-Ding d. h. an der Luft getrocknetem Fleische, zu verschaffen, ähnlich wie jetzt von uns, auch von ihnen immer gebraucht. Zweck dieses Netzes ist, das gegen dasselbe angetriebene Wild zu einem kurzen Stillstande zu nöthigen, wodurch den Jägern eine bessere Gelegenheit zu seiner Tödtung geboten wird, als wenn es sich im vollen Laufe befindet. Ich habe aber gesehen wie Hirsche, ohne nur für einen Augenblick stutzig zu werden, über das Netz hinwegsetzten, während andere sich mit dem Geweihe in seinen Maschen verfingen und dasselbe eine Strecke mit sich fortschleppten bis sie niedergestreckt wurden; auch

wie Rehe ungefährdet durch seine Maschen zu schlüpfen verstanden. Wir Schützen stellten uns bei diesen Treiben in fast unmittelbarer Nähe des Netzes und zwar jeder von uns neben einem astreichen, starken und zugleich leicht zu erklimmenden Baume auf, um, im Falle daß Elephanten, Rhinocerosse, Büffel und Tiger uns zugetrieben würden, unsere Zuflucht auf den Bäumen nehmen zu können. An diesen aufgehängte und sorgfältig befestigte Strickleitern waren bestimmt um diese Flucht, wenn sie unvermeidlich sein möchte, uns noch mehr zu erleichtern. Wir kamen aber nicht in die Lage von ihnen Gebrauch zu machen da alles uns zugetriebene Wild, mit Ausnahme eines Büffels, der auf den ersten Schuß aus dem langen Gewehre von Bodok niederstürzte und ungefährlich wurde, in Hirschen und Rehen bestand.

Strickleitern gehören in dieser Gegend, bei der Jagd auf Anstand, zum unentbehrlichen Geräthe eines Jeden, der nicht, gleich den Malaien und übrigen Eingeborenen des indischen Archipels, auch glatte Baumstämme mit Leichtigkeit zu erklettern vermag, was bei den wenigsten Europäern der Fall ist. Ohne sie hätten Engelken und ich auch nur mit der größten Mühe auf die Aeste jener Bäume auf Pulo Dschin gelangen können von welchen von uns auf die unweit derselben vorbeiziehenden Elephanten geschossen und zwei von ihnen erlegt wurden.

Die Beute unserer verschiedenen Jagden, während der zehn Tage welche wir zu Pedammarang verweilten, war eine nicht unbeträchtliche, da sie in zwei Elephanten, drei Büffeln, eilf Hirschen, siebenzehn Rehen und einundzwanzig, zwei verschiedenen Arten angehörenden Enten bestand, wozu noch mehrere Wasserhühner aus der Gattung Parra, einige Reiher und verschiedene andere, aus naturhistorischem Interesse von mir geschossene Wasservögel kamen. Jedem von unsern Kugeln getroffenen Stücke Wild aber wurde von Bodok, selbst wenn es schon todt da lag, mit seinem breiten Jagdmesser, während er ein kurzes Gebet murmelte, die Kehle durchschnitten, weil alle strenggläubigen Muhammedaner, zu denen auch er gehörte, nur das Fleisch von geschlachteten Thieren essen dürfen. Bodok sorgte auch dafür daß das Fleisch der Hirsche und Rehe, mit Ausnahme der für uns selbst und unsere Begleiter bestimmten Stücke, unter die Treiber und Alle, welche uns bei den Treibjagden geholfen hatten, gleichmäßig vertheilt wurde. Zwei der Büffel überließen wir, ohne ein Stück davon für uns zurück zuhalten, dem Aeltesten des Ortes zur Vertheilung. Der dritte, zuletzt geschossene wurde die Veranlassung zu einem Festessen für die Bevölkerung am Abende vor unserer Abreise von Pedammarang. Wir gaben, außer dem Büffel, hierzu noch ein Paar Pikul's Reis. Von den Enten aber, welche der von Frau Baronin de Kock uns mitgegebene Koch sowohl vortrefflich zu braten, als auch auf verschiedene andere Weise zuzubereiten verstand um

als besonders wohlschmeckendes Zugericht bei dem Reis zu dienen, behielten wir den Löwenantheil für uns.

Weil aber das Zerstückeln und die Vertheilung unserer Jagdbeute auf einem mit Gras bewachsenen Platze stattfand, unweit der Stelle, wo unsere Fahrzeuge befestigt waren, so hatten wir in Folge dessen sehr bald, sowohl von dem Geruche des in Verwesung übergehenden Blutes, wovon der Boden durchtränkt wurde, als noch mehr von den hierdurch in zahlloser Menge herbeigelockten Fliegen, selbst auf unserer Pantjallan nicht wenig zu leiden.

Zu der Beute unserer Jagden in der Umgegend von Pedammarang hätte ich auch noch einen, hauptsächlich von uns erlegten Tiger von der großen gestreiften Art, mal. Rimauw, rechnen können. Dieses Jagdabenteuer war die Folge eines traurigen Ereignisses. Am 11. November hielten Engelken und ich in dem Schlafzimmer unserer Pantjallan die Siesta, als wir geweckt wurden und von unsern Bedienten erfuhren daß, erst vor wenigen Minuten, eine Frau von einem Tiger weggeschleppt worden sei. Alle männlichen Bewohner des Ortes versammelten sich schon um dem Räuber seine Beute wieder zu entreißen und verschiedene Häuptlinge, sowie auch Bodok, wären bereits in unserem Empfangszimmer um uns zur Theilnahme an der Jagd auf diesen Tiger aufzufordern. Wir sprangen von unsern Matratzen auf und waren in wenigen Augenblicken angekleidet und bewaffnet. Es mochte drei Uhr Nachmittags sein.

Bodok und die Häuptlinge erzählten uns wie, vor kaum einer Viertelstunde, mehrere Frauen des Ortes von einem unweit der letzten Häuser gelegenen, mit Erdfrüchten bebauten Stücke Landes, wo sie beschäftigt gewesen, tödtlich erschrocken und fast athemlos mit der Nachricht, daß ein Tiger eine von ihnen, ein sechszehnjähriges Mädchen und zugleich die Verlobte eines jungen, zufällig abwesenden Mannes aus Pedammarang, besprungen, gepackt und in den Wald getragen habe, in das Dorf zurück gekommen wären.

Als wir der Stelle zueilten, wo das Unglück sich zugetragen hatte, schlossen sich, in stets zunehmender Anzahl, die männlichen Bewohner von Pedammarang, Alt und Jung an uns an, bis ihrer zuletzt gegen dreihundert beisammen waren. Die Meisten waren mit Lanzen, Klewang's und Krissen, Einige aber auch mit mehr oder weniger alterthümlichen Schießgewehren bewaffnet. Die Fährte des Tigers ließ sich, von dem Orte aus, wo das Mädchen von ihm besprungen worden war, über eine begraste, nur hier und da mit kurzem Gestrüppe bestandene Fläche sowie über einige, ebenfalls von Bäumen entblößte frühere Reisfelder, mal. Ladang, ohne Mühe bis an den höchstens zweitausend Schritte entfernten Wald

verfolgen. Einzelne Tropfen Blutes, welche hin und wieder auf der Erde bemerkt wurden, machten die Spur noch deutlicher.

An dem Saume des Waldes theilten wir unsere malaiischen Begleiter in drei Haufen, deren einem sich Engelken, deren anderem sich Bodok, deren drittem ich selbst mich zugesellte. Die eine dieser Abtheilungen, und es traf sich, daß es die meine war, wurde bestimmt der Fährte zu folgen, während die beiden anderen, rechts und links von ersterer, ihr in der Entfernung von zweihundert Schritten vorausgehen sollten. Wir hofften den Tiger, sobald wir ihn aufgespürt hätten, auf diese Weise am zweckmäßigsten einschließen und an der Flucht verhindern zu können.

Ich bemerkte schon daß in dieser Gegend der Boden höher, trockener und fester, auch in den Wäldern daselbst nicht in dem Maße, wie solches auf der östlichen Hälfte von Sumatra im Allgemeinen stattfindet, mit Gestrüpp, Unterholz und Schlingpflanzen bedeckt war. Unsere drei Haufen konnten daher ohne viele Mühe in den Wald eindringen und in der vorgeschriebenen Ordnung zwischen den Bäumen vorausrücken. Wir hatten mehr als eine Viertelmeile zurückzulegen bis der Platz, nach welchem der Tiger sich mit seiner Beute begeben hatte, von uns aufgefunden werden konnte. Einige, dem Haufen, bei welchem ich mich befand, vorangehende Malaien hörten zuerst seine Stimme. Dieselbe bestand, als auch ich sie vernahm, in einem kurzen, abgebrochenen, stoßweise aber nicht sehr laut ertönenden Brummen und Gnurren. Wir erkannten zugleich daß wir uns in seiner Nähe befänden. Engelken und Bodok wurden hiervon benachrichtigt und wir Alle rückten, indem wir einen, die Stelle woher das Brummen erscholl, einschließenden, mit jedem unserer Schritte enger werdenden Kreis bildeten und vorsichtig, sowohl zum Angriffe bereit wie auf die Möglichkeit der Vertheidigung bedacht, die Malaien mit vorgestreckten, mit beiden Händen in ihrer Mitte festgehaltenen Lanzen, dem Tiger immer näher.

Als wir ihn zuerst erblickten waren wir nur noch ungefähr 60 Schritte von ihm entfernt. Er befand sich auf einer lichten Stelle, in der Nähe eines niedrigen Gebüsches von Salak, — Zalacca edulis. Die Leiche der jungen Malaiin mit der linken Vordertatze gegen den Boden andrückend, während er die rechte und den Kopf in die Höhe hielt, augenscheinlich in Beobachtung Derjenigen, welche von der entgegengesetzten Seite auf ihn anrückten, kehrte er mir den Rücken in seiner ganzen Länge zu. Hierbei schlug er wiederholt den Boden mit dem Schweife, während seine Stimme von dem früheren Gnurren und Brummen in ein gedämpftes Brüllen übergegangen war. Schußgerechter hätte der Tiger sich mir nicht bieten können. Ohne mich zu besinnen legte ich an und schoß den einen Lauf meiner Büchse auf ihn ab. Ich hatte

das Glück ihm einen der untern Lendenwirbel und, wie sich alsbald ergab, zugleich auch das Rückenmark zu zerschmettern. Denn als das Thier, durch meinen Schuß zu äußerster Wuth gebracht, unter lautem, weithin schallendem Brüllen sich nach mir umwandte, war es nicht mehr im Stande die Hinterbeine zu bewegen. In diesem Augenblicke durchschoß Engelken, der mir schräge gegenüberstand, ihm die Brust. Der Tiger sank zusammen, war aber noch nicht todt. Denn als jetzt von allen Seiten die Malaien mit Lanzen, Klewangs und Krissen auf ihn eindrangen, hatte er noch Kraft genug um eine der gegen ihn gerichteten Lanzen mit einem Schlage seiner Tatze zu zerbrechen. Es dauerte aber nur wenige Augenblicke bis er getödtet war. Er verendete auf der Leiche seines Schlachtopfers.

Selbst als der Tiger schon von derselben weggezogen war, hielten die Malaien nicht auf ihre Rache an seinem todten Körper zu kühlen bis alle Krisse, alle Lanzenspitzen und alle Klewangschneiden von seinem Blute geröthet waren. Sein schön gestreiftes Fell war zuletzt fast nur eine Wunde und beinahe unkenntlich geworden. Er war ein männlicher, großer und vollkommen ausgewachsener. Um seinen Schädel zu erhalten ließ ich später den Kopf von dem Körper abtrennen. Ich bewahre denselben, zur Erinnerung an jenes Abenteuer, noch heute auf.

Die junge Malaiin lag auf dem Bauche, mit dem Gesichte der Erde zugewandt. Ihr langes, schwarzes Haar, welches die Frauen dieses Volkes gewohnt sind in einem dicken, von dem Hinterhaupte bis auf den Nacken herabhangenden Knoten zu tragen, war gelöst und hing zerzaust und durch Blut verklebt, von dem Kopfe herab. Ihre vielfach zerrissene, gleichfalls mit Blut durchtränkte Kleidung wurde nur noch von dem Gürtel zusammengehalten. Einen entsetzlichen Anblick aber bot ihr nackter Oberkörper dar. Denn ihr linker Oberarm, die Schulter dieser Seite, ein Theil ihres Halses und Rückens waren, durch die Zähne des Tigers schon bis auf die Knochen von allen Weichtheilen entblößt. Die Vorderseite ihres Körpers zeigte dagegen mit Ausnahme einiger langer und tief eingedrungener, durch die Krallen des Tigers gerissener Wunden oberhalb der linken Brust, nur wenige und verhältnißmäßig unbedeutende Verletzungen. Die anmuthigen, weichen, noch halb kindlichen Gesichtszüge der Unglücklichen waren, wiewohl dieselbe auf eine so schreckliche Weise den Tod gefunden hatte, doch nur sehr wenig entstellt. Keiner von den Hunderten, welche zugegen waren, konnte sich bei diesem Anblicke des Gefühles von Traurigkeit und innigem Bedauern über das Schicksal dieses armen Mädchens erwehren.

Am tiefsten bestanden und am lebhaftesten äußerten sich, wie man begreifen kann, diese schmerzlichen Gefühle bei dem Vater und zwei Brüdern der Verstorbenen, welche bei der Verfolgung des Tigers, sich

in erster Reihe an uns angeschlossen hatten. Sie knieten neben der Leiche nieder, sprachen zuerst einige Gebete aus dem Koran und thaten alsdann, indem sie die Hände der Verstorbenen erfaßten, das feierliche Gelöbniß hinfort keinen Tiger schonen und an allen, die ihnen jemals vorkommen würden, die blutigste Rache nehmen zu wollen. Hierauf verfluchten und verwünschten sie alle Verwandten und Kinder des Tigers, der ihnen die Tochter und Schwester getödtet hatte, bis in die fernste Zukunft.

Eine Tragbahre aus Zweigen war sehr bald bereitet. Man legte die Leiche sanft und vorsichtig auf dieselbe und bedeckte sie mit den sehr großen Blättern einer in der Nähe wachsenden Arum-Art. Vier Malaien hoben die Bahre auf ihre Schultern und der Rückzug nach Pedammarang wurde von uns Allen angetreten. Hinter der Leiche aber trugen die jüngeren Männer, hierin mit einander abwechselnd, den entstellten Körper des Tigers, an einem zwischen seinen zusammengebundenen Beinen durchgesteckten Baumaste. Auch jetzt noch versetzten ihm Viele, unter Schmähungen und Verwünschungen, Stiche mit dem Kris oder der Lanze. Bei unserer Ankunft in Pedammarang wurde der Tiger für Diejenigen, welche an seiner Verfolgung keinen Theil hatten nehmen können, namentlich auch für die weibliche Hälfte der Bevölkerung, zur Schau ausgestellt.

Am Abende machten noch die Eltern und einige nähere Verwandte des jungen Mädchens, begleitet von dem Ortsvorsteher und ein Paar andern Häuptlingen, uns in unserer Pantjallan einen Besuch, um Engelken und mir für die, bei der Rachenahme an dem Mörder ihrer Tochter von uns bewiesene, so erfolgreiche Hülfe, ihren besondern Dank auszusprechen.

In der Frühe des folgenden Morgens fand das Begräbniß statt. Der Verlobte der Verstorbenen kehrte erst zwei Tage später, unbewußt des schmerzlichen Verlustes der ihn in seiner Abwesenheit getroffen hatte, nach Pedammarang zurück. Auch er, ein kaum dem Jünglingsalter entwachsener Mann von einnehmendem Aeußern, kam zu uns, um für die an dem Zerstörer seines Lebensglückes genommene Rache uns zu danken.

Der Aufenthalt zu Pedammarang war für mich auch dadurch ganz besonders interessant, daß er mir die Gelegenheit verschaffte, die malaiische Bevölkerung in diesem Theile von Sumatra, mit Beziehung auf ihren Charakter, ihre Sitten und Lebensweise, welche ich bis dahin nur aus Mittheilungen von Anderen kannte, ganz in der Nähe zu beobachten. Der hierdurch auf mich gemachte Eindruck ist im Allgemeinen ein günstiger gewesen. Die Bevölkerung dieses großen und wohlhabenden Ortes besteht ausschließlich aus Malaien, welche mehr dem Namen nach als in Wirklichkeit Muhammedaner sind und mit dem Aberglauben und

manchen Vorurtheilen ihrer Vorfahren, zugleich deren einfache, patriarchalische Zustände und Sittenreinheit bewahrt haben und hieran festhalten. Hierdurch aber unterscheiden sie sich von den Bewohnern anderer Gegenden der Residentschaft Palembang, namentlich von denen der Hauptstadt, sehr vortheilhaft.

Unter der Bevölkerung von Pedammarang und den benachbarten Ortschaften ist Diebstahl so gut wie unerhört; Morde werden unter ihr nur äußerst selten und fast nie anders als in Folge von Eifersucht verübt; Ehebruch findet gleichfalls nur sehr ausnahmsweise statt und noch seltener ein geschlechtlicher Umgang zwischen Unverheiratheten. Die Frauen und Mädchen dieses Ortes sind tugendhaft und sittsam, wiewohl, wenigstens nach europäischen Begriffen, in mancher Hinsicht fast zu frei und ungenirt. Hiervon hatten wir täglich die Gelegenheit uns zu überzeugen. Zu allen Tageszeiten nämlich badeten in dem flußähnlichen Canale, an welchem Pedammarang gelegen ist, eine Menge Frauen jeden Alters fast in unmittelbarer Nähe unserer, daselbst an dem Ufer befestigten Pantjallan's. Die verheiratheten Frauen und älteren Mädchen warfen auf dem Ufer ihre Oberkleider ab und gingen, bis zum Gürtel entblößt und nur noch mit dem Sarong angethan, in den Fluß. Alle jüngeren aber, von dem Kinde bis zur fast erblühten Jungfrau, entthaten sich auch noch dieses letzten Kleidungsstückes und standen, bevor sie von dem Ufer in das Wasser sprangen, bis auf einen Schmuck von sehr eigenthümlicher und bedeutungsvoller Art, völlig nackend da. Dieser Schmuck aber bestand in einem kleinen „Feigenblatte" aus Gold- oder Silberblech, von zierlicher, getriebener Arbeit welches von einer feinen, den Körper über den Hüften umschließenden Kette aus gleichem Metalle, vorn herabhing. Unsere Nähe aber hinderte und belästigte sie nicht im allermindesten und sie thaten als wenn wir gar nicht da gewesen wären. Ich muß hierbei jedoch nicht unerwähnt lassen daß sowohl Engelken und ich, als auch unsere Bedienten und anderen Begleiter, es sorgfältig vermieden unsere Blicke auf die badenden Schönen zu heften und ihnen die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Schon die Vorsicht mußte uns gebieten hierin der herrschenden Volkssitte und dem Beispiele zu folgen, welches uns von den männlichen Bewohnern des Ortes selbst gegeben wurde. Diese nämlich warfen niemals, wenn sie an den sich entkleidenden oder badenden Frauen vorbeigingen, auch nur einen Blick auf dieselben.

Gegen uns bewies man sich zu Pedammarang von allen Seiten freundlich, entgegenkommend und hülfbereit. Die Vornehmeren des Ortes besuchten uns in unserer Pantjallan fast alle Abende, wo wir sie mit Thee und Cigarren bewirtheten. Von einem von ihnen erhielten wir auch eine Einladung, als in seinem Hause das Fest der Vermäh-

lag seiner Tochter stattfand. Bei dieser Gelegenheit lernte ich eine mir neue und unbekannte Sitte kennen. In der Nähe des hochzeitlichen Hauses war nämlich dadurch, daß man eine dicke Stange, von deren beiden Enden zwei große Körbe herabhingen, mit ihrem Mittelpunkte beweglich an einem starken Baumaste befestigt hatte, eine Art Wagschale dargestellt. In den einen Korb setzten sich der Bräutigam und die Braut, während der andere von den Gästen, nach dem Maße ihres Vermögens, mit Geschenken von sehr verschiedener Art und theils nur in Früchten, theils aber auch in Stoffen zu Kleidungsstücken, kleinerem Hausgeräthe u. s. w. bestehend, bis beide das Gleichgewicht hatten, vollgefüllt wurde.

Am 18. November des Morgens gegen 7 Uhr traten wir die Rückreise nach Palembang an, sehr befriedigt von Allem, was wir während unseres Aufenthaltes zu Pedammarang an den Ufern jener beiden Seen, sowie auf diesen, erlebt, gesehen und erfahren hatten. Am Abende vorher waren noch die Bewohner von Pedammarang, von denen wir bei unseren verschiedenen Jagden Hülfe und Unterstützung erhalten hatten, sowie die Ruderer unserer Pantjallan's u. s. w., wie ich schon erwähnte, mit Reis und dem Fleische des zuletzt von uns erlegten Nashorns festlich bewirthet geworden. Unsere Fahrt den Ogan abwärts war bedeutend schneller als die Hinreise nach Pedammarang, so daß wir schon am folgenden Tage, noch vor Sonnenuntergang, [illegible] Palembang befanden. Hiermit endete jener Ausflug nach dem Lahnan lonar und Danau itam, von welchem wir damals, in dem gastlichen Hause des Obersten de Kock sowie bei unserem [illegible] auf der Galerie des Pabean, Viel mitzutheilen hatten, was [illegible] mich noch jetzt, nach so vielen Jahren, mit [illegible] erinnere.

Wie sehr es mir zu Palembang auch [illegible] Güte und Freundlichkeit mir [illegible] so mußte ich doch endlich immer [illegible] Muara Kompeh denken. [illegible] Palembang, möchte [illegible] werden, lag mir [illegible] bald wie möglich, [illegible] Kompeh zu [illegible] um mich [illegible] treffen. [illegible] nach dem [illegible] dorthin, [illegible] stens einen [illegible] ie, [illegible] Des Umstandes [illegible]

so lange Zeit in dem engen Raume einer gegen widrige Winde ankämpfenden Kreuzpraum zuzubringen, wolle er gar nicht einmal gedenken. Deßhalb bäte er mich nicht nur, die Zeit bis zum Eintritte der mehr östlichen Winde, noch in seinem Hause verweilen zu wollen, sondern halte sich selbst für verpflichtet mir solches dringend anzurathen. Zu Batavia werde man schon den Umständen und Verhältnissen Rechnung zu tragen wissen. Den Vorstellungen meines freundlichen Gastherrn schlossen sich die von Daniel Fisher und andern, mit den Witterungsverhältnissen sehr vertrauten Freunden des Hauses an. Alle von mir hiergegen erhobenen Einwände und Bedenken wurden auf eine so überzeugende Weise widerlegt, daß ich endlich mich darin fügte, noch bis zu Ende des alten Jahres, von der Gastfreundschaft der Familie de Kock Gebrauch zu machen. In den ersten Tagen des Januar aber, so erklärte ich bestimmt, müsse ich jedenfalls die Weiterreise antreten, gleichgültig ob alsdann noch nordwestliche oder schon südöstliche Winde wehen würden.

Die letzte Hälfte meines Aufenthaltes zu Palembang war für mich nicht weniger angenehm als seine erste. Wenngleich die eingetretene Regenzeit unsere Spaziergänge und Ruderfahrten auf dem Mousi seltener machte, so ward hierdurch das Zusammenleben doch keineswegs eintöniger oder ärmer an erheiternder Zerstreuung. Nach Beendigung der großen, durch den Koran gebotenen Fasten des Monates Ramadhan, am ersten Tage des Monates Sjawal, des zehnten der arabischen Zeitrechnung, legte der Resident, begleitet von den meisten Offizieren und Beamten, den malaiischen Großen und vornehmsten Arabern officielle Glückwünschungsbesuche ab, welche von ihnen, in mehr oder weniger prunkenden Aufzügen, erwiedert wurden. Bald hierauf fanden bei dem Pangeran Ferdana Mantri sowie bei dem Kapitain der Chinesen große Feste statt. Besonders fröhlich aber wurden der letzte Abend des alten und der erste Tag des neuen Jahres von uns verlebt. Den Sylvesterabend brachten nämlich sämmtliche Offiziere und Beamten in der Societät, in heiterem Beisammensein, bis zum nächsten Morgen zu. Am Neujahrstage aber fanden in dem Hause des Residenten, nachdem Baron de Kock in den Vormittagsstunden die Glückwünsche des Offiziercorps, der Beamten sowie aller vornehmen Malaien, Chinesen und Araber solenn empfangen hatte, ein großes Gastmahl und Ball statt, woran fast alle Honoratioren des Ortes, Europäer wie Nichteuropäer, Theil nahmen.

Meine Abreise war auf den 3. Januar 1848 festgesetzt und die Kreuzpraum Nr. 30, deren Djouragan, ein Bougie von der Insel Celebes, Namens Jussuf, als besonders tüchtiger Seemann galt, für diese Fahrt nach Muara Kompeh bestimmt. Es wehten noch fortwährend westliche Winde. Dessenungeachtet aber und obschon die Familie de Kock mich auch jetzt noch zu einem längeren Bleiben zu bewegen suchte und

wiewohl selbst der Djouragan Jussuf mir vorstellte daß die rechte Zeit für eine Reise nach Muara Kompeh noch nicht gekommen und es besser sei, dieselbe bis zu Ende des Monates auszustellen, beharrte ich dennoch bei meinem Vornehmen. Auf eine lange Reise mußte ich freilich gefaßt sein und mich vorbereiten. Zu Palembang, in den chinesischen Kaufläden, fand ich Alles, was ich hierfür, außer Reis, einigen Dutzenden lebender Hühner, getrockneten Fischen und Ding-Ding, an Speisen und Getränken nöthig hatte. Ich konnte mich in ihnen nicht nur mit europäischen, in Blechbüchsen hermetisch verschlossenen Gemüsen und Fleischgerichten, sondern auch, was mir noch willkommener war, mit einem Vorrathe jener vortrefflichen englischen Zwiebacke, welche auf Reisen außerhalb Europa's von dem größten Nutzen, ja fast unentbehrlich sind, und einem Schinken versehen, welcher letztere aber verhängnißvoll für mich werden sollte. Die Güte von Frau de Kock versorgte mich noch, in einer beträchtlichen Anzahl von Flaschen und Töpfen, mit eingelegten Früchten Atjar's, Sambal Sambal's, und andern den Reis erst recht wohlschmeckend machenden Zugerichten zu demselben, sowie auch mit ganzen Körben voll der herrlichsten frischen Früchte. Aehnlich, wie auf diese Weise für meinen leiblichen Unterhalt gesorgt wurde, war die Direktion der zu Palembang bestehenden Lesegesellschaft dadurch, daß sie mir eine Menge bereits außer Umlauf gekommener französischer Romane und eine ganze Reihe von älteren Jahrgängen der Revue des deux mondes mitgab, für meine geistige Unterhaltung bedacht.

Ich habe noch vergessen mitzutheilen, daß der Zufall mir für die Reise nach Muara Kompeh eine Gefährtin schenkte, auf welche ich noch kurz vor meiner Abreise nicht gerechnet hatte. Mit der am Neujahrstage aus dem Reiche Jambi eintreffenden Post erhielt ich nämlich einen Brief von dem zu Muara Kompeh angestellten Offizier der Artillerie, worin dieser mich ersuchte seine Haushälterin, welche sich schon seit längerer Zeit zu Palembang bei ihrer Familie zum Besuche befunden und während der letzten Monate, vergebens nach einer Gelegenheit ausgesehen habe um zu ihm nach Muara Kompeh zurückzukehren, wenn ich selbst dorthin abreisen würde, mit mir und unter mein Geleite nehmen zu wollen. Diese kameradschaftliche Bitte war mir keineswegs angenehm, zumal ich sie, füglicher Weise, nicht gut abschlagen konnte. Die betreffende Dame erschien auch, zierlich gekleidet und begleitet von einer viel älteren Dienerin, bald nachher in meiner Wohnung um mir mündlich die schriftliche Bitte ihres Herrn und Freundes zu wiederholen. Es war eine noch jugendliche Malaiin, von sehr angenehmem Aeußern und jener angeborenen Feinheit und Anmuth in der Haltung, dem Wesen und der Sprache, wodurch die Frauen zu Palembang, selbst die der niedrigeren Volksklasse, sich so besonders auszeichnen. Sie war froh als

ich meine Zustimmung gab, nicht ahnend wie ungern ich solches that. Denn der Gedanke, den beschränkten Raum des Cajütengemaches der Kreuzpraauw mit dieser Frau, die doch immer einige Rücksichten meinerseits beanspruchen durfte, vielleicht mehrere Wochen theilen zu müssen, konnte unmöglich besonders angenehm für mich sein. Ich hatte aber, wie der Leser erfahren wird, später keine Ursache meine Gefälligkeit gegen diese junge Malaiin zu bereuen. Ueber das Zusammenleben der Europäer in Indien mit eingeborenen Frauen, sogenannten Haushälterinnen, in einer Art von ungebundener oder wilder Ehe, welches in früheren Jahren noch viel häufiger war, als es gegenwärtig stattfindet, habe ich mich schon oben, in meinen Mittheilungen über Müntok, ausgesprochen.

Der Abschied von der liebenswürdigen Familie de Kock, von welcher ich in fast überreichem Maße nichts als Gutes und Freundliches erfahren hatte, ward mir keineswegs leicht; zumal ich nicht wissen konnte wann und ob jemals ich sie wiedersehen würde. Denn in Indien, dem recht eigentlichen Lande des Kommens und Gehens für Europäer, wo der Tod, die unerwartet sich ergebende Nothwendigkeit der Rückkehr nach Europa oder Versetzungen von einem Ende des Archipels nach dem andern, jeden Augenblick Trennungen für immer bedingen können, können Freunde, welche von einander Abschied nehmen, auf eine Wiederbegegnung in diesem Leben, niemals mit Bestimmtheit rechnen. Daß das Schicksal mich sehr bald nach Palembang und zu der Familie de Kock zurückführen würde, konnte ich damals nicht ahnen. Auch von meinen andern Freunden und Bekannten zu Palembang trennte ich mich ungern. Alle hatten sich mir wohlgesinnt, hülfbereit und mit Herzlichkeit entgegenkommend bewiesen. Wie tief und bleibend der Eindruck meines Aufenthaltes zu Palembang in jener Zeit auf mich gewesen, konnte ich an meinem Gefühle schmerzlicher Wehmuth abmessen, als ich mich sechszehn Jahre später wieder daselbst befand und den Ort durchaus unverändert, alle Verhältnisse aber gänzlich, jedoch keineswegs, wie es mir scheinen wollte, zu ihrem Vortheile umgestaltet wieder sah. Von allen meinen Freunden und Bekannten waren nur noch Daniel Fisher sowie der Pangeran Sjarif Ali übrig geblieben.

Oberst de Kock, Dr. Engelken und Herr Fisher begleiteten mich gegen zehn Uhr Morgens auf die Kreuzpraauw, wo wir Abschied von einander nahmen. Als diese Herren das Fahrzeug wieder verlassen hatten, ging der Anker in die Höhe, und bald lag Palembang, wo ich auf die angenehmste Weise die drei letzten Monate verlebt und, hinsichtlich der Naturverhältnisse und Volkszustände von Sumatra manches Neue und Merkwürdige kennen gelernt hatte, weit hinter uns. Meine malaiische Reisegenossin war mit ihrer Dienerin schon vor mir auf die Kreuzpraauw gekommen und in der kleineren für sie bestimmten Hälfte der Cajüte,

welche ich von der anderen, größeren, mir selbst zum Aufenthalte dienenden durch eine Wand aus Matten hatte trennen lassen, bereits häuslich eingerichtet. Als Alles, was ich mit mir führte, seinen bestimmten Platz gefunden hatte, bemerkte ich mit Vergnügen daß in der Cajüte Raum genug für uns Beide war und meine Reisegenossin mich viel weniger, als ich Anfangs befürchtet hatte, durch ihre Gegenwart geniren oder gar belästigen werde. Die Kreuzprauw Nro. 30 war etwas größer als diejenige, mit welcher ich die Ueberfahrt von Banka nach Palembang gemacht hatte, wiewohl ganz auf dieselbe Weise gebaut und eingerichtet. Meine oben mitgetheilte Beschreibung der letzteren stimmt daher sowohl mit ihr, wie überhaupt mit allen Fahrzeugen dieser Art, überein.

Der Wind begünstigte uns in dem Grade daß alle Segel gebraucht werden konnten und unsere Prauw sehr schnell den Fluß hinunter glitt. Schon gegen acht Uhr Abends erreichten wir das Dorf Sounsang, wo wir den Anker auswarfen und die Nacht zubrachten. Der Djouragan Jussuf kaufte hier einen Vorrath getrockneter Fische für sich und die Schiffsmannschaft. Als ich am andern Morgen erwachte, befanden wir uns schon außerhalb der Mündung des Mousi in der Bankastraße. Es war ein trüber Tag, die Sonne vermochte nur für Augenblicke die dichte, graue Wolkenhülle zu durchbrechen und von Zeit zu Zeit traten leichte Regenschauer ein. Dabei wehte es uns aus NNWesten, also fast genau aus der Richtung welche wir zu nehmen hatten, frisch entgegen; die See ging ziemlich hoch und die schwankende Bewegung unserer Prauw war stark genug um alle hieran nicht Gewöhnten sehr bald seekrank zu machen. Leider sollte ich dieses an meinen, von Java mitgenommenen Bedienten nur allzubald erfahren. Denn schon nach wenigen Stunden waren sie gezwungen dem Meeresgotte ein Opfer zu bringen. Während der folgenden zehn Tage aber, wo die See noch viel bewegter wurde und die Kreuzprauw noch weit mehr stampfte und schlingerte, blieben sie, in hohem Grade an Seekrankheit leidend und, in Folge hiervon, zu jeder Dienstleistung ebenso ungeschickt als unwillig, fast anhaltend auf ihren Matten liegen. Meine malaiische Reisegefährtin und ihre Dienerin dagegen hatten ebensowenig als ich, auch nur die leichteste Empfindung dieses Uebels. Sie war freundlich genug sich, als sie den Zustand meiner Bedienten bemerkte, unaufgefordert der Sorge für die Bereitung meines Essens zu unterziehen. Mit meiner Tafel würde es, ohne ihre Bemühungen, während jener Tage, schlecht ausgesehen haben.

Die Entfernung von der Mündung des Mousi bis zu jener des Jambi, welchen letzteren wir hinaufzufahren hatten um nach Muara Kompeh zu gelangen, beträgt wenig mehr als anderthalb Grade der Breite. Wir kamen aber, bei unserem Kreuzen gegen den stark wehenden, festen Nordwestwind an, so wenig voraus daß am achten Tage

unserer Fahrt noch nicht einmal die Banka-Straße hinter uns lag. Es schien wirklich als ob wir der Nordwest-Spitze von Banka nicht vorbeikommen und den hinter Müntok sich erhebenden Monopyn nicht aus dem Gesichte verlieren sollten. Denn so oft, als ich diesen Berg des Abends nur noch in blauer nebelhafter Ferne sah, auch hoffen durfte ihn am folgenden Tage nicht mehr zu erblicken, eben so oft befanden wir uns am nächsten Morgen wieder ganz in seiner Nähe. Bei dem Allen war mir diese Reise, und zwar gerade dadurch daß wir anhaltend mit unserem kleinen Fahrzeuge gegen Wind und Wetter ankämpfen mußten, keineswegs unangenehm, sondern hatte selbst einen gewissen, eigenthümlichen Reiz für mich. Ich war gesund und fröhlich; aß mit Appetit und schlief vortrefflich, wie laut die Wogen auch gegen die dünne, mich von ihnen trennende Wand anschlagen mochten; hatte Lectüre vollauf und fand in Salida, so hieß meine malaiische Reisegefährtin, eine freundliche Gesellschafterin, die innerhalb des Kreises ihrer Lebensanschauung, ein verständiges Urtheil über Verhältnisse und Personen besaß, und mir, durch ihre Mittheilungen über Palembang und Muara Kompeh, häufig ganz angenehm die Zeit verkürzte. Wann ich an letzterem Orte eintreffen würde, konnte mir jetzt, seitdem ich von Palembang abgereist war und somit mein Gewissen beruhigt fühlte, ziemlich gleichgültig sein.

Erst am Morgen des eilften Januar legte sich der Nordwestwind, durch welchen wir so lange im nördlichen Eingange der Banka-Straße aufgehalten waren, mehr und mehr. Die See glättete sich wieder und bald nachher trat, bei Sonnenschein und wolkenlosen Himmel, völlige Windstille ein. Jetzt erholten sich auch Jello und Sariman, deren Dienste ich während der letzten acht Tage fast gänzlich hatte entbehren müssen, sehr bald wieder von ihrer Seekrankheit. Gegen fünf Uhr Nachmittags erhob sich eine leichte, später frischer werdende Briese aus Nordosten mit welcher wir in die offene See, nördlich von Banka, hinausgelangten. Dieser für uns günstigere Wind wehte die Nacht hindurch und auch noch am nächsten Morgen, den zwölften Januar, wo mir der Djouragan Jussuf seine Hoffnung aussprach, daß wir vielleicht schon gegen Abend die südlich von der Mündung des Jambiflusses in die See vortretende, auf europäischen Karten Cap Non genannte Landspitze, am folgenden Mittag aber Muara Kompeh, das Ziel unserer Reise erreichen würden.

Es sollte aber ganz anders kommen als Jussuf hoffte. Der Himmel war bis gegen Mittag heiter und unbewölkt. Da die Kreuzprauw ein sehr schlechter Segler war, so legten wir, bei dem nur mäßigen Nordostwinde, meiner Schätzung nach, denn auf diesen Fahrzeugen wird kaum jemals und noch viel weniger regelmäßig gelogt, in der Stunde nicht viel

mehr als zwei englische Meilen zurück. Nachmittags nahm der Wind zu, der Himmel überzog sich mit Cirrho-Cumuluswolken, die See ward unruhiger und die Prauw fing wieder an zu stampfen und zu schlingeren. Als die Sonne untersank, fiel mir ihre eigenthümliche, dunkelrothe Farbe auf. Bald nachher zeigte sich am Horizonte, gegen Norden, eine zuerst niedrige und wenig breite aber stets an Größe zunehmende, sich mehr und mehr erhebende schwarze Wolkenlage. Diese Erscheinungen erregten in mir das Vorgefühl eines nahenden Sturmes und ich frug den Djouragan, in dessen Mienen ich eine gewisse Unruhe zu lesen glaubte, was er hiervon denke und ob wir Sturm zu erwarten hätten. Er erwiderte mir sehr lakonisch: „Vielleicht mein Herr; vielleicht auch nicht, wie es Gottes" — mal. Touwan Allah — „Wille ist." Nicht lange nachher war es schon dunkel und nur wenige Sterne wurden sichtbar. Nicht ohne einige Besorgtheit, wiewohl in ruhiger Erwartung dessen was kommen würde, legte ich mich frühzeitig nieder und schlief auch sehr bald fest ein.

Es war halb zehn Uhr, als häufige und schnelle Fußtritte auf dem Decke der Cajüte; der Schiffsmannschaft von dem Djouragan mit lauter Stimme zugerufene Befehle und die eben so heftige als unregelmäßige Bewegung der Prauw, wodurch alle neben meiner Schlafstätte aufgestellten Koffer und Kisten von ihrem Platze gerückt wurden, mich dem ersten Schlummer entrissen. Ich eilte nach außen und fand dasjenige, was ich wenige Stunden vorher vermuthet hatte, nur allzubald eingetroffen. Ein wüthender Sturm brauste aus Norden heulend über die furchtbar und bis in ihr Inneres aufgeregte, tosende und schäumende See hin. Die von allen Segeln entblößten Masten bogen sich vor ihm wie Rohrhalme. Unser Fahrzeug aber wurde von den mächtigen, stets mehr anschwellenden und immer gewaltsamer auf uns andringenden Wellen bald in die Höhe gehoben, bald in den Abgrund zwischen ihnen und den nächstfolgenden hinabgeschleudert. Seine schaukelnde Bewegung war so stark daß ich mich nur mit Mühe und durch das Ergreifen eines am Hintermaste befestigten Taues aufrecht halten konnte. Nicht ein einziger Stern leuchtete und die dunkle, Himmel und Meer vor unsern Blicken verhüllende Nacht wurde nur von Zeit zu Zeit, für einen Augenblick, durch einzelne Blitze erhellt. Die Finsterniß war so groß daß ich, außer dem Schaume der Wellen, welche gegen unser Fahrzeug anstürmten und sich theilweise über dasselbe ergossen, selbst Gegenstände ganz in meiner Nähe nicht zu unterscheiden vermochte.

Ich rief den Djouragan Jussuf um dessen Meinung über unsere Lage zu hören und ob er dieselbe für gefährlich halte. Er antwortete mir: „Saja Touwan, telalou; kalou Touwan Allah tida kassi toulou,

gita orang jamoumja orang ilang." *) Dieſe Aeußerung war für mich ſchon wenig troſtreich, noch beunruhigender aber die Wahrnehmung daß ſowohl er, den man mir zu Palembang als einen beſonders erfahrenen und unerſchrockenen Seemann gerühmt hatte, wie auch die übrige Mannſchaft, ſich wenig mehr um die Führung der Prauw zu bekümmern und dieſelbe ihrem Schickſale zu überlaſſen ſchienen. Alle kamen mir muthlos, auf das Schlimmſte gefaßt und ſich, ihrem Fatalitätsglauben als Muhammedaner gemäß, in das Unvermeidliche ergebend vor. Es iſt jedoch auch möglich daß ſie jetzt, wo alle Segel niedergelaſſen waren, wirklich nichts zu verrichten hatten. Als ich aber ſah wie ſelbſt der Mann am Steuerruder nicht mehr ſeine Pflicht that, in Folge deſſen die Kreuzprauw den ſich immer höher erhebenden und ſtets mit größerer Gewalt auf uns andringenden Wellen nicht den Bug ſondern die Breitſeite zuwandte und jeden Augenblick umzuſchlagen drohte, befahl ich dem Djouragan entweder einen geſchickten und zuverläſſigen Mann an das Ruder zu ſtellen oder dieſes ſelbſt in die Hand zu nehmen.

Ich ſetzte mich an der Steuerbordſeite auf die Bank, deren Mitte auf den Kreuzprauwen den Hintermaſt umgiebt, mich mit der linken Hand an demſelben feſthaltend. Auf der andern Seite der Bank, mit gefaltenen Händen und Koranſtellen betend, ſaß Salida mit ihrer Dienerin. Von meinen eigenen, wieder im höchſten Grade an Seekrankheit leidenden Bedienten hörte und ſah ich nichts mehr.

Indeſſen nahm der Sturm mit jedem Augenblicke an Gewalt zu und die mit jeder Woge ſich auf unſer Fahrzeug ergießende Waſſermenge wurde immer mächtiger. Es dauerte nicht lange ſo brachen zuerſt der Vorder- gleich nachher aber der Hintermaſt, als ob es Rohrhalme geweſen wären und das ſie feſthaltende Tauwerk zerriß wie dünner Bindfaden. Beide Maſten fielen über Bord und wurden durch den Sturm und die See augenblicklich fortgeführt. Von dem ſtürzenden Stücke des vorderen waren zwei Matroſen, wie ſich ſpäter ergab, nicht unbedeutend, der Eine am Kopfe, verwundet worden. Der Hintermaſt brach ungefähr ſechs Fuß oberhalb des Verdeckes. Zum Glücke waren die beiden Frauen und ich ſchon bei dem Brechen des vorderen von unſerer Bank aufgeſprungen und ſo weit, wie es der Raum erlaubte, nach dem Decke der Cajüte zurückgewichen. Wäre ſolches nicht der Fall geweſen, ſo würde, als der Hintermaſt gleichfalls brach, ſeine herabfallende obere Hälfte uns ohne Zweifel ſchwer getroffen haben. Das Bedenkliche und die Gefahr unſerer Lage wurde noch um gleich mehr, als durch den Verluſt der Maſten, dadurch erhöht daß nicht lange nachher auch das Steuerruder unbrauchbar wurde. Das

* Wörtlich überſetzt: Ja mein Herr, nur allzuſehr, wenn Gott keine Hülfe verleiht ſo ſind wir Alle verlorene Leute.

kleine Boot, welches die Kreuzprauw hinten am Schlepptaue mit sich führte, war schon früher fortgerissen und verloren geworden. Die Wuth der Elemente vermehrte sich aber noch fortwährend und das Wrack unseres Fahrzeuges, unvermögend um länger gegen sie anzukämpfen, war gänzlich zu ihrem Spielballe geworden. Jetzt erst begann auch mir wirklich bange zu werden. Mir ahnte aber nicht daß für mich persönlich, noch von einer andern Seite eine neue Gefahr hinzukommen sollte.

Als das Aufkommen des Sturmes mich aus dem Schlafe aufgeschreckt hatte, war ich, ohne mich erst anzukleiden, nach außen geeilt. Ich hatte nichts an als eine Schlafhose und die beliebte indische Kabaia, eine Art von auf der Brust zugeknöpftem Kamisole, beide von sehr dünnem und leichtem Zeuge. Hierin vielleicht anderthalb Stunden oder länger dem Sturme bloßgestellt, bis auf das Mark durchkältet und von Seewasser triefend, vermochte ich endlich dem Bedürfnisse nach einer wärmeren Kleidung, welches sich immer fühlbarer bei mir machte, nicht länger zu widerstehen. Ich begab mich in die Cajüte, wo Alles durch einander rollte und ich, in der Dunkelheit, dasjenige, was ich nöthig hatte, mit einiger Mühe zusammen suchen mußte. Als ich die Cajüte wieder verlassen wollte, sah ich, neben ihrem Eingange, die Malaiin Salida stehen. Sie wartete auf mich um mir ungefähr die folgenden Worte leise zuzuflüstern: „Mein Herr, nehmen Sie Sich in Acht; die Menschen hier auf der Prauw sind schlecht und haben Böses gegen Sie im Sinne. Ich und mein Mädchen haben sie sagen hören, daß Sie an unserem Unglücke schuld wären. Sie wären ein Ungläubiger", — mal. Orang Kafir, — „und hätten außerdem Schweinefleisch", — mal. Dajing Babi, — „mit sich auf die Prauw gebracht. Nur dadurch daß man Sie in die See würfe, könnten sie Alle dem Tode entgehen."

Mit dem Schweinefleisch aber meinte Salida den unglücklichen, von mir zu Palembang gekauften Schinken, von welchem ich täglich, bei meinem Reis, einige Schnitte genossen hatte.

Man kann begreifen welch Erschrecken sich bei dieser Mittheilung meiner bemeisterte. Schnell faßte ich mich aber wieder und beschloß, es möge kommen was da wolle, mein Leben bis zum letzten Augenblicke zu vertheidigen. Ich eilte zurück; steckte die beiden, zu Häupten meiner Schlafstätte liegenden geladenen Pistolen in meinen Rock und ergriff zugleich einen der schon oben erwähnten, zu der Bewaffnung der Prauw gehörenden, an der Cajütenwand aufgehängten, schweren, beilartigen Klewangs. So bewaffnet nahm ich meinen früheren Sitz an dem gebrochenen Hintermaste wieder ein, legte den Klewang neben mich und gab auf alle Bewegungen der Schiffsmannschaft Acht. Es war ein Glück für mich daß das Gewitter, dessen Donner wir bis jetzt, als dasselbe noch entfernter war, bei dem Brausen des Sturmes und der See, kaum ver-

nommen hatten, immer näher rückte und die Blitze häufiger und leuchtender wurden. Bei ihrem Scheine konnte ich erkennen was in meiner Nähe vorging. Inzwischen nahm die Wuth des Sturmwindes und des aufgeregten Meeres noch mit jedem Augenblicke zu und unser Zustand in dem seiner Masten und seines Steuers beraubten Fahrzeuge wurde immer hoffnungsloser.

Ich mochte vielleicht eine halbe Stunde, mit dem linken Arme mich an dem Stumpfe des Mastes festhaltend, neben demselben gesessen haben, als ich plötzlich, während ein Blitz durch das Dunkel zuckte, fünf oder sechs Matrosen vor mir sah und, unmittelbar hierauf, mich von ihnen angefaßt fühlte. Man wollte mich von dem Maste wegreißen. Eben so plötzlich aber zog ich eine der Pistolen aus meiner Rocktasche und drückte sie auf meine Angreifer ab. In demselben Augenblicke, ehe ich noch erkennen konnte ob Einer unter ihnen von meiner Kugel getroffen war, zerschlug eine furchtbar große Welle, die Schanzwand an der Steuerbordseite und stürzte eine so ungeheure Wassermenge auf die Kreuzprauw daß diese buchstäblich darunter verschwand. Sie trennte mich, indem ich von ihr gegen das Dach der Cajüte geworfen wurde, von den entsetzten, den Angstschrei „La Illah ill' Allah" ausstoßenden Malaien. Jetzt, glaubte ich, sei der letzte Augenblick für uns Alle gekommen. Daß unser Fahrzeug unter dieser gänzlichen Ueberfluthung in die Tiefe sinken würde, schien mir gewiß und unvermeidlich. Dieser furchtbaren Schlagwelle folgten aber in stets kürzer werdenden Zwischenräumen noch riesigere. Der Sturm erreichte nun auch seine Höhe und, um das Maß der Schrecken dieser entsetzlichen Nacht voll zu machen, stand jetzt das Gewitter über unserem Haupte. Der rollende Donner vermischte sich mit dem Tosen des Sturmes und dem Brausen der bis in ihr Innerstes aufgewühlten See, während die Luft von allen Seiten und in schnellster Aufeinanderfolge von Blitzen durchzuckt ward und für Augenblicke der schwarze Nachthimmel sich in eine einzige, das Auge blendende Feuermasse verwandelte. Drei Elemente, Luft, Wasser und Feuer bedrohten uns im gleichen Maße mit ihrer Wuth.

Daß die Prauw dem Untergange bestimmt sei und der nächste Augenblick für uns Alle der letzte sein müsse, war so gut als gewiß geworden. Keiner bekümmerte sich mehr um den Andern und Jeder bereitete sich, in seiner Weise, auf das Ende vor. In mir selbst war, mit der letzten Hoffnung auf Erhaltung, alle Furcht und Bangigkeit vor dem Tode verschwunden, an ihrer Stelle aber eine große und eigenthümliche Heiterkeit des Gemüthes eingetreten. Meine Rechnung mit dem Leben hatte ich abgeschlossen, von meinen Lieben in der fernen Heimath in Gedanken Abschied genommen und erwartete nun, mit der vollkommensten geistigen Ruhe, den letzten Augenblick, nur noch wünschend,

daß derselbe nicht zu lange auf sich warten lassen möge. Zugleich aber konnte ich mich der Neugier zu wissen, auf welche Weise das Ende wohl stattfinden möchte und ob die Prauw versinken oder umschlagen würde, nicht erwehren. Zuletzt sah ich jedem, sich auf das Fahrzeug herabstürzenden Wasserberge selbst mit einem Gefühle von Vergnügen entgegen.

Aber dennoch, wie sehr auch außerhalb aller Erwartung und Hoffnung liegend, fand unsere Errettung statt. Das Gewitter endete nämlich in einem wolkenbruchartigen Sturzregen und durch diesen wurde die Gewalt des Sturmes allmählig gebrochen. Mit dem abnehmenden Sturme aber verminderte sich auch die Höhe und die Kraft der Wogen. Ein Paar Stunden später, nachdem der Regen aufgehört hatte, leuchteten uns schon wieder einige Sterne und es dauerte nun nicht mehr lange bis hell und heiter die Sonne aufging. Wie glücklich ich mich fühlte und welche Dankbarkeit gegen die Vorsehung mein Herz erfüllte, als ich nach dieser langen, schreckensvollen Nacht die ersten röthlichen Streifen am Horizonte erblickte, vermag ich nicht zu beschreiben.

Als die Sonne aufgegangen war, sahen wir daß die Kreuzprauw sich in unmittelbarer Nähe von der Küste Sumatra's, ja fast schon auf ihr befand. Zu unseren Seiten ragten nämlich schon einzelne, niedrigere und höhere grüne Baumspitzen, als der Anfang jener oben erwähnten, sich so weit in die See hinein erstreckenden Rhizophoreen-Wälder, aus dem Meere hervor. Wie der Djouragan Jussuf meinte, waren wir noch ungefähr acht Meilen von der Mündung des Flusses Jambi entfernt. Er erklärte aber zugleich, daß wir bei dem, jetzt freilich nicht mehr heftigen, aber doch noch immer frischen und wieder nordwestlichen Winde, mit der zu einem hülflosen Wrack gewordenen Kreuzprauw, unmöglich die Reise nach Muara Kompeh fortsetzen könnten. Die Rückkehr nach Palembang wäre durchaus nothwendig. Unser Fahrzeug befand sich allerdings in einem sehr traurigen Zustande. Dasselbe hatte beide Masten verloren; an der Steuerbordseite war die größere Hälfte der Schanzwand von den Wogen abgeschlagen worden und außerdem zeigte sich das Steuerruder unbrauchbar. Auch theilte mir Jussuf mit daß der Reis sowie die übrigen Lebensmittel des Schiffsvolkes gänzlich durch die See verdorben wären. Auch die meinigen hatten hierdurch theilweise sehr gelitten, namentlich waren alle, in Körben an der Wand der Prauw hangenden Hühner ertrunken.

Ich bemerke noch daß von den malaiischen Matrosen, deren Zahl am vorigen Abende achtzehn betrug, jetzt zwei fehlten. Sie waren von der See über Bord gespült worden, als dieselbe einen Theil der Verschanzung fortriß und gehörten zu Denjenigen, welche den Angriff auf mich versucht hatten. Jussuf bat mich flehentlich über diesen Vorfall zu schweigen und das Geschehene nicht zur Kenntniß der Behörden zu

bringen. Er betheuerte mir, hierdurch nicht weniger überrascht gewesen zu sein als ich selbst. Nicht im entferntesten daran denkend, daß ein solches Verbrechen möglich sein könne, wäre er nicht im Stande gewesen weder dasselbe zu verhüten noch auch mir zu rechter Zeit zu Hülfe zu kommen. Dessenungeachtet aber würde meine Anzeige von dem was vorgefallen, sowohl ihn als die übrige Schiffsmannschaft, und zwar die Unschuldigen mit den Schuldigen, unglücklich machen. Zwei von Denjenigen, die sich an mich vergriffen, wären von der Vorsehung ja schon gestraft worden; die übrigen aber würde man schwerlich entdecken können. Bei der Dunkelheit, den Schrecknissen der Nacht und der Angst vor dem nahen Tode, wovon alle Gemüther erfüllt gewesen wären, hätte der Eine, was von dem Andern beabsichtigt oder gethan wurde, unmöglich wissen und noch weniger verhindern können.

Die Vorstellungen Jussufs' kamen wir keineswegs ganz ungegründet vor. Dem versuchten Angriffe auf mich lagen keine anderen Motive als Todesangst und religiöser Aberglaube zu Grunde; ich war ihm glücklich entgangen, fühlte mich ganz frei von Rachsucht und konnte darauf rechnen, daß das Geschehene sich nicht wiederholen würde. So meinte ich denn, nach einigem Ueberlegen, es verantworten zu können, wenn das Vorgefallene, bei unserer Rückkehr nach Palembang, daselbst ein Geheimniß bliebe. Daß alle Malaien, selbst die beiden Frauen, hierüber schweigen würden, war gewiß. Als ich Jussuf meinen Entschluß mittheilte, fühlte derselbe sich von einer großen Angst und Besorgniß befreit. Er sowie alle Matrosen zeigten sich, während der wenigen Tage, welche wir noch zusammenblieben, in hohem Grade dankbar, dienstwillig und hülfbereit gegen mich.

Wie sehr die Kreuzpraauw in der vergangenen Nacht auch gelitten hatte, so war sie doch nicht leck geworden. Das Steuerruder war zum Glücke von sehr einfacher Construktion und konnte ohne Mühe wieder ziemlich brauchbar gemacht werden, während an zwei, an den abgebrochenen Masten befestigten Rudern einige Matten angebracht wurden um als Segel zu dienen. Das Wetter war heiter, die See glättete sich mehr und mehr und der Wind war uns, bei nach Süden gerichtetem Buge, jetzt sehr günstig. Längs der Küste hinfahrend erreichten wir, ohne weitere Gefahren und Widerwärtigkeiten, am fünfzehnten Januar gegen Mittag die Mündung des Mousi und bald darauf das große Dorf Sounsang.

Hier beschloß ich einige Tage zu verweilen um meine Kleider, Bücher und was sonst von meinen Sachen mehr oder weniger durch das Seewasser gelitten hatte, zu trocknen. Mein erstes Werk aber war ein Brief an Baron de Kock, worin ich ihm meine Erlebnisse und hierdurch veranlaßte Rückkehr nach Palembang mittheilte. Dieses Schrei-

ben wurde mit einem leichten Djoukon nach der Hauptstadt abgeschickt. Schon am Abende des folgenden Tages kam eine andere Kreuzpraauw zu Sounsang an um mich nach Palembang zurückzuführen. Mit dieser fuhr ich den achtzehnten gegen Mittag von Sounsang ab. Die Paar Tage welche ich an diesem Orte zubrachte, waren keinesweges unangenehm für mich und würden, ohne die vielen Muskiten, von welchen ich daselbst nicht nur des Nachts sondern auch am Tage beläſtigt wurde, noch angenehmer gewesen sein. Nirgend anderswo, während meines vieljährigen Aufenthaltes auf den indischen Inseln, habe ich dieses allzulästige Insect in so großer, kaum denkbarer Menge gefunden als dort. Ich übertreibe nicht, wenn ich bemerke daß, so oft ich des Morgens oder Mittags mit einem kleinen Nachen längs der Mouſi-Mündung hinfuhr und einige Schüsse auf Strandvögel oder im Uferschlamme schlafend liegende Crocodile gethan hatte, mich so massenhafte Muskiten-Schwärme umgaben, daß ich mit einem jeden Griffe meiner Hand Hunderte dieser Thiere erdrücken konnte, und, um dieselben nicht mit einzuathmen, fortwährend den Mund geschlossen halten mußte. Die Vegetation an den Flußmündungen, in denen das Wasser der Flüsse mit dem des Meeres sich vereinigt, bildet den Lieblingsaufenthaltsort der Muskiten.

Den neunzehnten Januar, des Nachmittags, befand ich mich wieder zu Palembang. Ich hatte nicht gedacht diesen mir werth gewordenen Ort, so bald und nach einer Abwesenheit von nur sechszehn Tagen wiedersehen zu sollen. Dieselbe entgegenkommende, freundliche Gastfreiheit, welche ich daselbst früher gefunden hatte, ward mir auch jetzt wieder zu Theil.

Unter den Neuigkeiten, welche ich zuerst vernahm, war auch die für mich wenig angenehme daß in eben der Nacht von dem zwölften auf den dreizehnten Januar, wo ich selbst, unweit der Mündung des Jambi, mich in so drohender Todesgefahr befunden hatte, der Schoner Java Paket in der Banka-Straße, auf den unweit Müntok gelegenen, Karang Braam genannten Klippen verunglückt und gesunken sei. Mit diesem Schiffe waren nämlich meine zu Batavia, bei meiner Abreise von dort zurückgelassenen Sachen, unter denen sich ein Paar Kisten mit Büchern befanden, mir nachgesandt worden. Der größte Theil der Ladung dieses verunglückten Schiffes wurde bald nachher von den, als geschickte Taucher berühmten Bewohnern der Lepar-Inseln aus dem Meere hervorgeholt und hierunter auch das meiste von dem mir Zugehörenden. Alle Bücher waren in dem Seewasser völlig aufgeweicht und aus ihren Einbänden losgegangen. Herr Dr. Baumgarten zu Müntok aber hatte die Güte sie trocknen zu lassen und Sorge zu tragen daß keine Blätter

verloren gingen. So blieb mir Alles erhalten. Ich konnte die Bücher später wieder einbinden lassen und sie machen noch jetzt einen Theil meiner Bibliothek aus, mich durch ihre gelbe und theilweise selbst schwärzliche Färbung an jene Schreckensnacht erinnernd.

Es wurde beschlossen daß ich bis nach dem Aufhören des Nordwest-Monsun's zu Palembang verweilen solle. Die nächste Post von Batavia brachte aber eine große Veränderung hinsichtlich dieses Vornehmens. Ich erhielt nämlich meine Ernennung zum Arzt bei der niederländischen Handelsfaktorei auf Desima bei Nagasakki. Diese Stelle, war seit dem Jahre 1829, wo Dr. Ph. Fr. von Siebold Japan verlassen mußte, unbesetzt gewesen. Damals, wo das japanische Reich noch für alle anderen Völker, mit Ausnahme der Niederländer und Chinesen, hermetisch verschlossen war, fuhr jährlich nur ein einziges Schiff, und zwar gegen Ende des Juni oder zu Anfang von Juli, von Batavia nach Nagasakki. Mit diesem Schiffe hatte ich die Reise nach meinem neuen Bestimmungsorte zu machen. Dieselbe Post aber hatte die Versetzung des Obersten de Kock aus dem militairischen in den Civil-Dienst und zugleich seine Ernennung zum Residenten von Bezoukie auf Java und zum Regierungs-Commissair für die Insel Bali mitgebracht. Herr de Kock hatte die Güte mich einzuladen die Reise nach Batavia mit ihm und seiner Familie zu machen. Unsere Abreise wurde auf den fünften März festgesetzt. Ich übergehe die zahlreichen zu Ehren des Obersten von den Europäischen Beamten und Offizieren sowie den vornehmen Malaien und Chinesen gegebenen Abschiedsfeste. In wie hohem Grade sowohl er wie auch seine Gemahlin von der ganzen Bevölkerung Palembang's geliebt und verehrt wurden, konnte man bei ihrem Weggehen von dort erst recht wahrnehmen. Der Oberst hatte ein dem Pangeran Sjarif Ali gehörendes, Djelanie genanntes Barkschiff gemiethet. Als wir am fünften März mit demselben von Palembang abfuhren, sahen wir uns von einer ganzen Flotte von Pantjallan's und Bidar's umringt, welche der Familie de Kock das Geleite bis zur Mündung des Mousi geben wollten. Hier fand die letzte, herzliche Abschiednahme statt.

Pangeran Sjarif Ali, dessen Sohn Saïd Abubeker die Djelanie befehligte, befand sich selbst an Bord um durch seine Gegenwart Herrn de Kock eine besondere Ehre zu beweisen. Unsere Reise von der Mündung des Mousi bis Batavia dauerte ungewöhnlich lange, nämlich zwölf Tage, da sowohl in der Banka-Straße als auch später in der Java-See häufig Windstille herrschte. Das Wetter war aber vortrefflich und ich befand mich in zu liebenswürdiger Gesellschaft als daß die lange Dauer dieser Fahrt etwas unangenehmes für mich hätte haben können. Vieles was ich

über die früheren Verhältnisse und Zustände in Palembang mitgetheilt habe, verdanke ich meinen Unterhaltungen mit Sjarif Ali während dieser Reise. Am Morgen des achtzehnten März ließ die Djelanie endlich auf der äußeren Rhede von Batavia ihre Anker fallen. Hiermit endigte meine zwar vergebliche aber doch für mich sehr interessante, in vieler Beziehung höchst angenehme, wechselvolle und an Ereignissen reiche Reise nach Muara Kompeh.

Inhalt.

1. Banka. Seite 1—56.

Versetzung nach Muara Kompeh auf der Ostküste von Sumatra. S. 1. — Mittheilungen über diesen Ort und das Leben daselbst. S. 1—5. — Abreise von Batavia; Fahrt nach dem Dampfschiffe Batavia; Ankunft auf letzterem. S. 6—9. — Insel Onrust. S. 9—10. — Die „tausend Inseln". S. 10. — Ostküste von Sumatra. S. 11. — Fortwährende Neubildung von Land daselbst durch Rhizophoreen und andere Strand- und Meeressumpfpflanzen. S. 12—13. — Ansicht von Banka. S. 13—14. — Ankunft vor Müntok. S. 14. — Gasthöfe zu Müntok und in Niederländisch-Indien überhaupt. S. 14—16. — Die Stadt Müntok. S. 17—18. — Dr. Baumgarten. S. 18. — Mißverhältnisse und Zerwürfnisse unter der europäischen Bevölkerung zu Müntok. der Resident v. d. C. b. S. 19. — Zusammenleben der Europäer in Indien mit eingeborenen Frauen. S. 19—21. — Unterschied zwischen den gesellschaftlichen Zuständen zu Müntok in den Jahren 1847 und 1862. S. 22. — Besteigung des Berges Monopyn. S. 23. — Leuchtthurm von Tandjong Kalean. S. 23—24. — Besuch der in der Nähe von Müntok sowie der in dem Minendistrikte Jebous gelegenen Zinnminen. S. 24. — Vorkommen von Zinnerz auf Banka und Billiton. S. 24—27. — Die neun Minendistrikte. S. 27. — Administrateurs der Zinnminen. S. 28. — Frühere Weise der Zinngewinnung auf Banka. S. 28—30. — Zinngewinnung wie sie gegenwärtig stattfindet. S. 31—23. — Koulit-, Koulit-Kollong- und Kollong-Minen. S. 32. — Beschreibung einer Kollong-Mine von ihrem Anfange an. — Die Kongsi. Schmelzung des Zinnerzes. — Abrechnung mit den Administrateurs. S. 32—49. — Römisch-katholische Missions-Anstalt von Pastor Langenhoff zu Soungei-Salan. S. 40. — Eingeborene Bevölkerung. S. 51. — Malaiische Seeräuber. S. 52—54. — Unfruchtbarkeit von Banka im Vergleiche mit Java und Sumatra. S. 54. — Thiere. S. 54. — Ungesundheit des Trinkwassers. S. 55. — Vorkommen von Gold und Eisen. S. 55. — Seltenheit von Erdbeben. Warme Quellen. Abreise von Banka. S. 55—56.

2. Palembang. S. 57—227.

Kreuzpraww Nro. 18. Die sogenannte „civile" oder „Gouvernements-Marine". S. 57—59. — Mündung des Mousi. Die Flußmündungen an der Ostküste von Sumatra rücken, in Folge der fortwährenden Anschwemmung von innen her, stets weiter in das Meer vor. S. 59—60. — Das Dorf Sounsang. Der Kampong Oudjong Alas an der Südküste von Java. Pfahlbauten. S. 61—63. — Der Mousi. S. 64. — Affen und Crocodile. S. 66. — Ankunft zu Palembang. Dr. Engelken. Oberst Baron

de Kock. S. 69—70. — Entſchloſſenes Handeln von Dr. Engelken zu Tebing-Tinggi. S. 70—72. — Dr. Scholten. Aſſiſtent-Reſident Storm van s' Graveſande. Hafenmeiſter Daniel Fiſher. S. 72—74. — Der Pangeran Ferdana Mantri. Pangeran's Ario und Manko. Hadji Muhammed Achip. Pangeran Sjarif Ali. Bibliothek des Letzteren. Der Kapitain der Chineſen Tan Kongſioue. S. 75—79. — Die Stadt Palembang. S. 79—80. — Das niederländiſche Fort. Die Amtswohnung des Reſidenten. Die Hauptmoſchee. S. 81—82. — Rakkits. S. 82—83. — Grab von Sultan Abdul Rachman. Zuckerfabrik von Saïd Abubeker. Ruinen des alten Kraton's. Boukit Sigantang. Altes Grab daſelbſt. Fortbeſtehen der Erinnerung an Alexander den Großen. Gräber zu Palembang lama. Batu Ampat. S. 83—87. — Werkſtätte der Pantjallan's. S. 87—88. — Bevölkerung der Hauptſtadt Palembang. S. 88. — Die Malaien. Phyſiſcher und pſychiſcher Charakter derſelben. Leidenſchaft für Hahngefechte. Häufigkeit von Mordthaten. Muhammedaniſche Prieſter. Der Adel. S. 88—95. — Die Chineſen zu Palembang. S. 95—96. — Die Araber. S. 96—98. — Hinblick auf die älteſte Geſchichte von Palembang. Der Name Palembang kommt als „Polimban" zuerſt in dem Reiſeberichte des portugieſiſchen Seefahrers Diego Pacheco vor. S. 99. — Gründung der erſten holländiſchen Handelsfaktorei zu Palembang. Zerſtörung derſelben. Rachenahme der Holländer hierfür. Gründung einer neuen Faktorei derſelben auf dem rechten Mouſiufer. S. 99—100. — Die Sultane Abdul Rachman; Kamaroueddin; Mahmud Badoureddin; Achmed Nadjamoueddin; Muhammed Bahaoueddin. Neue Beſtimmungen zu dem Handelstrakte zwiſchen dem Letzteren und der niederländiſch-oſtindiſchen Compagnie. S. 100—101. — Einverleibung von Holland und ſeinen Beſitzungen in das franzöſiſche Kaiſerreich unter Napoleon. Expedition der Engländer gegen Java und Beſitznahme dieſer Inſel durch dieſelben. Thomas Stamford Raffles. S. 102. — Mahmud Badoureddin. Der Pangeran Ratou. Reſident Woerman. S. 103. — Verrätheriſcher Ueberfall der Holländer zu Palembang durch Mahmud Badoureddin und grauſame Ermordung derſelben. Die holländiſche Frau Scheffer. Van der Wiel. Willem van de Wetering Buys. S. 103—109. — Expedition der Engländer gegen Mahmud Badoureddin. Muthi es und entſchloſſenes Handeln von Kolonel Robert Rollo Gillespie. Beſetzung des Kraton's. Abſetzung von Mahmud Badoureddin und Ernennung von Achmed Nadjamoueddin zum Sultan von Palembang. Der Letztere wird abgeſetzt und an ſeiner Stelle Mahmud Badoureddin wieder zum Sultan ernannt. Achmed Nadjamoueddin gelangt noch einmal auf den Thron. S. 109—113. — Die früheren Beſitzungen der Niederländer in Oſtindien und mit ihnen auch Palembang gelangen wieder in den Beſitz derſelben. Muntinghe Commiſſair der niederländiſch-indiſchen Regierung für Banka und Palembang. S. 114. — Mahmud Badoureddin wird zum „Sulthân touwa", Achmed Nadjamoueddin zum „Sulthân mouda" ernannt. Der Letztere wird abgeſetzt und auf Java internirt. S. 115. — Verrätheriſcher Angriff von Mahmud Badoureddin auf die niederländiſche Garniſon zu Palembang. Expedition gegen ihn unter Admiral Wolterbeek. Mißlingen derſelben. S. 115—117. — Expedition gegen Mahmud Badoureddin unter General de Kock. Einnahme der malaiiſchen Batterieen auf der Inſel Kombarou und an der Mündung des Pladjou. Der Sultan wird gefangen genommen und nach Java abgeführt. Ernennung von Achmed Nadjamoueddin zum Souſouhunnan und ſeines Sohnes Huſſein Dhiaoueddin zum Sultan von Palembang. S. 118—123. — Huſſein Dhiaoueddin wird abgeſetzt und Palembang als Provinz dem niederländiſch-oſt-indiſchen Reiche einverleibt. S. 123—124. — Hinblick auf die Zuſtände daſelbſt in den Jahren 1823—1852. Reorganiſation dieſer Reſidentſchaft im Jahre 1852. Ihre gegenwärtigen Abtheilungen und Unterabtheilungen. Die Controleurs. Die Pratjourit's. Controleur du Cloux. Gegenwärtiger Zuſtand. Handel. Schifffahrt. Aus- und Einfuhr. Induſtrielle Betriebſamkeit ſowie handwerksmä-

fige und künſtleriſche Thätigkeit der malaiiſchen Bevölkerung der Hauptſtadt. S. 124—128. — Die Reſidentſchaft Palembang. Größe. Lage. Bodenbeſchaffenheit. Der zu ihr gehörende Theil des Bariſſan-Gebirges. Vulkane Kaba und Dempo. Das Flußgebiet des Mouſi. Banjer's. Beſchreibung eines ſolchen. S. 128—136. — In der Reſidentſchaft Palembang hauptſächlich vorkommende Mineralien. Die Pflanzenwelt. Das Thierleben. S. 136—142. — Der Elephant. Elephantenjagd auf dem Danau louar. Begegnung dieſer Thiere zwiſchen Lahat und Kapahiang. Die Elephanten zu Bimiagong. Eine Malaiin zwiſchen denſelben. Sie beten, der Ueberlieferung nach, den Mond an. Ihre Sterbeplätze. Häufigkeit ihres Vorkommens. S. 142—155. — Der Tapir. Ein Tapir in den Garten von Oberſt de Kock zu Palembang. Tödtung eines andern zu Boungamas. S. 156—161. — Tiger. Häufigkeit ihres Vorkommens. Beträchtliche Anzahl der jährlich von ihnen getödteten Menſchen. Furcht vor ihnen. Auf das Tödten der Tiger von der Regierung ausgeſetzte Prämie. Mit Beziehung auf dieſe Thiere herrſchender Aberglaube. Weiſe in welcher ihnen nachgeſtellt wird. Ihre große Körperkraft. Man ſchreibt ihnen eine Art von Faſcination auf andere, kleinere Thiere zu. S. 161—168. — Das Crocodil. Seine Häufigkeit. Anzahl der jährlich von Crocodilen Getödteten. Mittheilung des Herrn van Ophuyzen von einem ihm zugeſtoßenen Vorfalle. Ihre Lebensweiſe. Eine javaniſche Patrouille ſtößt auf ein Crocodil. Kampf zwiſchen einem Crocodil und einem Büffel. Große Gewandtheit des Crocodiles im Schwimmen. Junge Crocodile haben eine eigenthümliche Stimme, alte und ausgewachſene dagegen ſind ſtimmlos. Vermuthliche Urſache dieſer Erſcheinung. Fälle, wo von Crocodilen ergriffene Menſchen ihnen wieder entkamen. Volksaberglaube mit Beziehung auf Crocodile. Dieſelben kennen Ortsverhältniſſe und Perſonen. Merkwürdiges Beiſpiel hiervon. Fang dieſer Thiere. S. 168—179. — Die Bevölkerung der Reſidentſchaft Palembang. Malaien im weiteren und im engeren Sinne des Wortes. S. 170—182. — Das Reich Manang Kabau. Batangharie. Atſchin. Die Batta's. Auswanderung von Manang Kabau nach der malaiiſchen Halbinſel. S. 182—186. — Ueberſicht der ethnographiſchen Verhältniſſe auf Sumatra. S. 186—189. — Die Bevölkerung an den Ufern des Ogan, des Komering ſowie in den Landſchaften Redjang und Paſſoumah. S. 189—193. — Die Orang Kubu und Orang Gugu von Marsden. S 193—194. — Nähere Mittheilungen über die Koubu. S. 194—201. — Jagdausflug nach den Seen Danau louar und Danau itam. Der Elephantenjäger Bodok. Kampong Pedammarang. Die Lotusblume. Treibjagden in der Umgegend jener Seen. S. 201—208. — Eine Frau wird von einem Tiger getödtet. Jagd auf Letzteren. S. 208—211. — Die Bewohner von Pedammarang. S. 211—213. — Rückkehr nach Palembang. S. 213. — Abreiſe von Palembang nach Muara Kompeh. S. 215—216. — Mittheilungen über dieſe Reiſe. Sturm. Die Kreuzpraauw iſt in Folge deſſelben genöthigt nach Palembang zurückzukehren. Das Dorf Sounſang. Menge der Muskiten daſelbſt. S. 216—225. — Ankunft zu Palembang. Meine Ernennung zum Arzt bei der niederländiſchen Handelsfaktorei zu Deſima bei Nagaſakki. Reiſe von Palembang nach Java. Ankunft zu Batavia. S. 225—227.

Druckfehler und Berichtigungen.

Man bittet zu lesen:

Seite 14 Zeile 3 von oben: durch wenig hohes anstatt von einander durch wenig hohes.
„ 14 „ 6 „ „ den Anker anstatt das Anker.
„ 15 „ 12 „ unten: Januars anstatt Februars.
„ 25 „ 11 „ oben: angespült anstatt angespühlt.
„ 42 „ 6 „ „ hieran anstatt hierin.
„ 61 „ 17 „ unten: umspült anstatt umspühlt.
„ 68 „ 1 „ oben: zwischen Civilamt und verwaltet das Wort daselbst.
„ 71 „ 18 „ unten: Wachtmannschaft anstatt Wachmannschaft.
„ 74 „ 8 „ „ der Besucher anstatt des Besuchers.
„ 77 „ 1 „ oben: derselben anstatt desselben.
„ 77 „ 5 „ unten: zwischen ihm und so das Wort ein.
„ 78 „ 15 „ „ Sjarif anstatt Sjarif.
„ 79 „ 2 „ „ Quartiere anstatt Kwartiere.
„ 80 „ 18 „ oben: In Palembang, einer Wasserstadt ähnlich wie Venedig, wo fast jedes anstatt in einer Wasserstadt wie Palembang, wo ähnlich wie in Venedig.
„ 80 „ 3 „ unten: Bahaoueddin anstatt Badoureddin.
„ 81 „ 14 „ „ 2° 59' 26" anstatt 5° 59' 26".
„ 82 „ 7 „ oben: Bahaoueddin anstatt Badoubeddin.
„ 83 „ 18 „ „ förmlich anstatt fömlich.
„ 84 „ 2 „ unten: Waringin's anstatt Waringi's.
„ 87 „ 6 „ oben: Ampat anstatt Ampar.
„ 87 „ 1 „ unten: angebrachte anstatt anbrachte.
„ 89 „ 16 „ oben: nach Palembang anstatt von Palembang.
„ 91 „ 19 „ unten: Oberst anstatt Oberste.
„ 92 „ 9 „ oben: Quartiere anstatt Kwartiere.
„ 93 „ 1 „ unten: Mas Agous, Kiaij Agous, Kiai Mas u. a. m. in sich anstatt Mas Agous, Kiaij Agous in sich, Kiaij Mas.
„ 95 „ 15 „ „ Ueberall anstatt Wie überall.
„ 96 „ 3 „ „ der ersten Jahrhunderte anstatt des ersten Jahrhunderts.
„ 99 „ 9 „ oben: Sindang Radja anstatt Sindang Xadja.
„ 109 „ 8 „ „ Feinde anstatt Feinden.
„ 111 „ 22 „ „ Chaloupen anstatt Schaloupen.
„ 112 „ 1 „ „ Chaloupen anstatt Schaloupen.
„ 112 „ 6 „ „ Chaloupen anstatt Schaloupen.
„ 117 „ 2 „ „ die frühere anstatt der letztgenanten.
„ 119 „ 20 „ „ Japara anstatt Japar.
„ 120 „ 7 „ „ Wolterbeek anstatt Wolkerbeek.
„ 121 „ 10 „ „ geographische anstatt geographischen.
„ 130 „ 19 „ „ pyrogenen anstatt größeren.
„ 138 „ 16 „ „ Rambutan anstatt Rambuten.

Seite	139	Zeile	14	von unten:	Nauclea anſtatt Nanelea.
„	140	„	14	„ oben:	Portenau anſtatt Portenan.
„	141	„	6	„ unten:	vier anſtatt fünf.
„	142	„	5	„ „	des anſtatt der.
„	144	„	16	„ oben:	zu anſtatt zn.
„	144	„	1	„ unten:	einer anſtatt einen.
„	145	„	1	„ oben:	bewachſenen anſtatt bewachſene.
„	145	„	20	„ „	ſiebenzehn anſtatt vierzehn.
„	146	„	12	„ unten:	Trompetentönenähnliche anſtatt trompet ähnliche.
„	147	„	10	„ „	Jno anſtatt Jmo.
„	150	„	14	„ oben:	Padang anſtatt Padung.
„	151	„	16	„ „	Stücken anſtatt Stöcken.
„	151	„	4	„ unten:	Kaiſer-Piks anſtatt Keiſer-Piks.
„	160	„	10	„ oben:	ſo wandte der Tapir, wenn er ſah anſtatt wandte er, wenn der Tapir ſah.
„	162	„	15	„ unten:	Muara Blitie anſtatt Muara Blitin.
„	169	„	2	„ oben:	der anſtatt die.
„	175	„	4	„ „	geraubten anſtatt geſammten.
„	178	„	6	„ „	Bitten anſtatt Bitte.
„	185	„	11	„ „	gehörende anſtatt gehörenden.
„	188	„	15	„ unten:	hinter Süden das Wort ſtattfand.
„	203	„	17	„ „	unterhalb anſtatt oberhalb.
„	205	„	17	„ oben:	Kreiſe anſtatt Kreiſen.

BIBLIOTHECA BODLEIANA